

Georg und Renate Weber:
„Zendersch, eine siebenbürgische Gemeinde im Wandel“
(1985, Delp-Verlag, München)

Gasse in Zendersch: HUM

S. 52

„Dieser mundartliche Ausdruck kommt von HAMM und kann Wiese, Niederung, Wald oder Anhöhe bedeuten. (Wörterbuch Bd. 4, S. 43.) Von den örtlichen Begebenheiten her trifft für die Zenderscher (und auch Prudener!) Gasse am ehesten die Bedeutung „Niederung“ zu. Der Bach beschreibt hier einen Bogen auf seiner Nachbardörfer von Zendersch. Auch hier erreichen die beiden Königsbodengemeinden Großalisch und Pruden mit 74,3 % bzw. 64,4 % den höchsten Zuwachs. Rode weist eine Abnahme von 8,5 % auf...“

S. 392

„Handwerker brachten die Namen PAUL, SALMEN und THEIL in die Gemeinde. Sie kamen etwa um die gleiche Zeit von Halwelagen, Pruden und Felldorf und ließen sich als Schlosser und Schmiede nieder. Ein Kaufmann PRUDNER kam ca. 1910 nach Zendersch, um ein Geschäft zu eröffnen.“

1944 1 Familie PRUDNER in Zendersch

1974 2 Familien PRUDNER in Zendersch

Fam. TATTER in Zendersch:

1902 2 Familien

1944 1 Familie

1978 0 Familien)

Den Mitgliedern der am 31. Juni, 1. und 2. August 1867 in Schässburg tagenden Vereine des „Vereins für Siebenbürgische Landeskunde und des Siebenbürgischen Hauptvereins der G.A.-Stiftung“ gewidmet von der Stadt Schässburg.

Geschichte Prudens

Aus: Hermann Fabini: Atlas der siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen und Dorfkirchen, Band 1, Monumenta Verlag Hermannstadt 1998, S. 571, PRUDEN (Prod, Pro-dium)

Das Dorf liegt in einem rechten Seitental der Großen Kokel westnordwestlich von Schäßburg und Großalisch und nordöstlich von Halwelagen, von dem es 4 km entfernt ist. Außer dieser Zufahrt ist auch die Straße nach Großalisch befahrbar. Die Kirche steht am Bachufer inmitten des Dorfes.

Geschichte

1348 Erste urkundliche Erwähnung des Ortes. Der Abt von Kolozsmonostor erklärt, daß er im Besitz der Gemeinden Halwelagen, Großlasseln, Großalisch, Dunesdorf und Pruden sowie zweier Szeklerdörfer gestört wird. (Ub.11 / 56)

1378 Ein Adliger aus Eppeschdorf vermacht ein Grundstück und Teile einer Mühle dem Dominikanerkloster in Schäßburg. (Ub.11/499)

1411 Erneut erhebt der Abt von Kolozsmonostor Anspruch auf Pruden und die benachbarten Dörfer. (Ub.1111513)

Um 1500 Pruden ist ein Ort des Schäßburger Stuhls, in dem 43 Wirte und 2 Hirten leben. (Bergen 1894/67)

1503 Dem Ort wird ein Steuernachlaß gewährt. (Quellen 1880/394)

1532 In Pruden leben 30 Wirte. (Quellen Kr. 11283)

1596 Im Ort werden 76 Wirte verzeichnet. (Kbl. 1929/ 147)

1594, 1596 und 1600 Die Fürsten Sigismund Bathori und Michael der Tapfere bestätigen der Gemeinde freien Salzbezug. (Nussbächer NW 14.10.1986)

1671 In Pruden leben 25 Wirte, 9 Siedler und 8 Hirten. (Kbl. 1894 / 139)

1701 Das Dorf hat 1177 Gulden Schulden. (Status debitorum 188911020)

Kirche

15. Jahrhundert Bau einer kleinen Saalkirche mit befestigtem Chor. Für den Kirchbau erhält die Gemeinde 1508 einen Stuhlsteuernachlaß von 5 Gulden. (Quellen 1880/412)
1902 Die Kirche wird abgetragen. An gleicher Stelle wird mit dem Bau einer neuen Kirche durch Baumeister Johann Grasser aus Mediasch begonnen. (Presb. Prot.)

1904 Es wird Baumaterial von der alten Kirche verkauft. (Kirchenrechnung) Die neue Kirche ist eine Saalkirche mit Glockenturm im Nordosten der Kirche. Neuromanische und neugotische Stilelemente bestimmen den Innenraum.

1906 wird die Kirche eingeweiht. (Presb. Prot.)

Ausstattung

Der Barockaltar ist 1780-1781 entstanden. Im Zentrum steht ein Kruzifix, flankiert von Holzplastiken, die Paulus und Moses darstellen. Das Oberbild ist ein Werk des Hermannstädter Malers Artur Coulin und wurde 1906 in den Altar eingesetzt. (Roth 1916/215)

Ein hölzernes Lesepult auf dem Altar trägt die Jahreszahl 1710. (Klima 1963 LA)

Die pneumatische Orgel hat Manual, Pedal und 10 Register. Sie ist ein Werk der Firma Rieger (Jägerndorf) und wurde 1905 aufgestellt. (Presb. Prot. 1903 124, KB 1947/351)
Glocken. Die große Glocke ist 1928 datiert, die kleine 1922. (Inventar 1967)

Pruden einst und heute

Ich war in Stalingrad

Michael Paul

Erzählt von Michael Paul aus Pruden, geordnet und sprachlich gestaltet von Jack R. Burton 1966, übersetzt aus dem Englischen von Michael Dengel

Der Psalm Nr. 494 im Methodistischen Gesangbuch ist das Kampflied der Reformation genannt worden: "Ein' feste Burg ist unser Gott". Die trotzig Worte und die gewaltige Melodie, beide vom großen Martin Luther verfasst, lassen uns an die Zeiten denken, als die Reformatoren verfolgt und unterdrückt wurden und sie bereit sein mussten für ihren Glauben zu leiden. Aber immer, wenn ich heute den Psalm höre, denke ich nicht nur an Martin Luther. "Ein' feste Burg" erinnert mich immer auch an die Jahre meiner Kriegsgefangenschaft in England, an die Jahre meiner Militärzeit bei der Waffen-SS, an die Zeit der Schlacht um Stalingrad, vor allem jedoch erinnert mich das Lied an eine kleine Dorfkirche, umgeben von sanften, schönen Bergen der siebenbürgischen Landschaft. In der Umgebung dieser Kirche verbrachte ich die ersten zwanzig Jahre meines Lebens.

Ich wurde am 8. September 1919 im kleinen Dorf Pruden geboren, das etwa neun Kilometer von Elisabethstadt und etwa fünfzehn Kilometer von Schäßburg entfernt ist. Beide Städte sind auf jeder Landkarte von Rumänien leicht zu finden. Mein Vater bearbeitete etwa 35 Acker Land, baute vor allem Mais, Weizen, Kartoffeln und Hafer an. Außerdem besaß er 15 Acker Weingarten an einem Berghang. Ich war das jüngste von fünf überlebenden Kindern. Im Alter von vier Jahren wurde ich in den Kindergarten geschickt. Meine Schulzeit begann eigentlich erst, als ich sechs Jahre alt und sie dauerte, ausgenommen zwei kurze Unterbrechungen, von denen ich später erzählen werde, bis ich 15 Jahre alt war.

Ich bin Siebenbürger Sachse und als solcher gehöre ich zu einer nationalen Minderheit in Rumänien. Unsere Vorfahren waren während der Jahrhunderte in mehreren Schüben aus der Rheingegend nach Siebenbürgen eingewandert und zuletzt zählten wir eine Million. Wir lebten unter den 19 Millionen Rumänen und anderen Minderheiten als eine geschlossene Gesellschaft. Wir redeten unsere eigene Sprache und wenn ein Mädchen einen Zigeuner oder sogar einen Rumänen heiratete, wurde sie aus unserer Gemeinschaft ausgeschlossen und gezwungen, sich in einem anderen Dorf niederzulassen. Ein anderer Faktor, der unser Volk zusammengeschweißt hat, war die Tatsache, dass jahrhundertlang marodierende türkische Heere durchs Land zogen, die brandschatzten, raubten und mordeten, uns jedoch nicht unterwerfen konnten. Die Türken wurden schließlich unter der Führung des legendären Prinz Eugen (wir waren damals Teil des Österreichisch-Ungarischen Reiches) im Jahre 1739 besiegt. Die langen Jahre des erbitterten Widerstandes gegen einen grausamen Feind hatte uns zu einer festen Gemeinschaft zusammengeschmiedet.

Die Siebenbürger Sachsen sind alle Protestanten und unsere Lutherische Kirche spielte eine wichtige Rolle im Leben unserer Gemeinschaft. Am Sonntag gingen wir dreimal zur Kirche: es gab einen Gottesdienst um 8 Uhr morgens, der Hauptgottesdienst fand

um 10.30 statt und um 2 Uhr am Nachmittag gab es die Vesperkirche. Danach hielt der Pfarrer eine Stunde Sonntagsschule für die Kinder. Der Pfarrer wurde übrigens außergewöhnlich gut bezahlt. Er erhielt 70.000 Lei im Jahr, Haus, Brennholz und Ackerland. Dieses wurde für ihn von der Dorfjugend bestellt. Der Pfarrer arbeitete hart und half auch oft im Schulunterricht aus. Die Dorfbewohner blickten zu ihm auf und er wurde sehr geehrt.

Und nun zur Schule. Ich muss gestehen, dass ich kein sehr guter Schüler war. Unter anderem mussten wir die Fächer Deutsch und Rumänisch lernen, aber ich war ein kleiner Lausbub und ich musste mich oft zu den Mädchen setzen. Dann zog ich sie an den Zöpfen. Der Lehrer war jedoch sehr streng und verabreichte uns manche Prügelstrafe. Als ich die Mädchen wieder einmal an den Zöpfen gezogen hatte, sagte der Lehrer zu



Schulklasse 1921

mir: "Gehe in den Wald und hole mir zwölf Stöcke!" Und er brach nachher jeden Stock an meinem Allerwertesten. Manchmal hatte ich den Eindruck, dass er an mir ohne sichtlichen Grund herumnörgelte und das ärgerte mich sehr. Eines Tages - ich mag etwa 12 Jahre alt gewesen sein - prügelte er mich, ohne dass ich wusste, warum. Ich sprang auf und warf ihm mein schweres eichenes Federlädchen gegen die Stirne. Bevor er gewahr wurde, was passiert war, stürmte ich zur Türe hinaus und so schnell ich konnte nach Hause. Ich stopfte den Rucksack meines Vaters voll mit Proviant und verschwand im Wald, wo ich eine Woche blieb. Während des Tages spielte ich im Wald. Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen war es, kleine Mäusebussarde zu fangen, die in hohlen Bäumen schliefen. In der Nacht schlich ich mich zurück in unsre Scheune und schlief dort im Klee.

Währenddessen war mein Vater in der Schule gewesen. "Wenn Sie meinen Jungen nicht finden, dann wehe Ihnen. Das ist das Letzte, was ich tue", drohte er. Drei Tage lang kamen die Schüler am Nachmittag in den Wald, um nach mir zu suchen, aber ich versteckte mich in den Wipfeln der Bäume und beobachtete, wie sie unten vorbeingingen. Meine Eltern machten sich große Sorgen. Mein Vater pflegte mich auch oft zu verhauen, weil ich wirklich ein kleiner Teufel war. Ich schrie dann: "Ich gehe und ertränke mich!" Ich habe trotzdem viel an meinen Vater gedacht und er an mich, denn ich war sein Jüngster.

Mein Abenteuer endete am Sonntagmorgen. Während des Gottesdienstes schlich ich nach Hause, um mir zusätzlichen Proviant zu besorgen. Meine Mutter ertappte mich am Aufboden, während ich Dörrobst einpackte. Meine Mutter war erleichtert, als sie mich sah. Mein Vater besuchte den Gottesdienst und ich hatte Bammel vor der Begegnung mit ihm. "Ich habe Angst vor dem Vater", sagte ich, "ich werde wieder fortlaufen." "Ich werde mit Vater sprechen", versprach meine Mutter und bald hörten wir, wie er sich näherte. Ich befürchtete das Schlimmste und versteckte mich hinter einem Schrank. "Wir haben heute Besuch", sagte meine Mutter. Es ist seltsam, wie tief sich einem solche Worte einprägen. Ich höre ihre Worte heute noch so klar, als hätte sie diese erst gestern gesprochen.

Vater glaubte, es sei einer meiner älteren Brüder nach Hause gekommen. "Wer ist gekommen?" fragt er. Ich wünschte, der Erdboden schlänge über mir zusammen. Mutter muss in Richtung meines Verstecks gedeutet haben, denn ohne ein Wort zu sagen, sprang er zum Schrank und zog mich hervor. Ich zitterte und bebte. "Nun, ich werde dich verschonen", sagte er. "Ich werde nie mehr zur Schule gehen", schluchzte ich. "Er soll mich nie mehr für nichts und wieder nichts schlagen." "Ich werde mit dir zur Schule kommen", versprach mein Vater. "Er wird dich nie mehr ohne Grund schlagen." So ging ich wieder zurück zur Schule und mein Vater hatte ein ernstes Gespräch mit dem Lehrer. Nachher schlug mich der Lehrer nie mehr aus nichtigen Gründen. Zunächst gab er mir Nachhilfeunterricht für die versäumten Stunden und schließlich lernte ich so gut, dass ich notenmäßig der drittbeste Junge war. Vorher war ich immer einer der schlechtesten gewesen; so hatte sich alles zum Guten gewendet. Wenn ich zurückdenke, meine ich dass dieser Lehrer eine göttliche Geduld gehabt haben muss, um mit uns Jungen zu Rande zu kommen. Ein Junge namens Michael Weprich wurde regelmäßig jeden Morgen mit dem Rohrstock bestraft. Im Winter hatte dessen Vater wie üblich ein Schwein geschlachtet und Michael hatte eine Idee gehabt. Er schnitt sich zwei Stücke von der Schweinsleber ab und versenkte sie in seinem Hosenboden, um sich gegen die Schläge mit dem Rohrstock zu schützen. Bald war es so weit, dass Michael vor die Klasse gerufen wurde, um die Rohrstockhiebe zu empfangen. Jeder Schlag saß, Michael jammerte und Blut spritzte nach allen Seiten. Der Lehrer war entsetzt, denn er dachte, er hätte dem Jungen etwas Schreckliches angetan. Michael verstellte sich und vergoss Krokodilstränen, bis der Lehrer die Sache durchblickte. Als er merkte, dass er hereingelegt worden war, rächte er sich an Michael genüsslich.

Ich floh von der Schule ein zweites Mal im letzten Jahr meiner Schulzeit. Die Prüfungen waren vorbei und wir langweilten uns und konnten das Ende kaum erwarten. Da schrieb mir mein Bruder, der in einer Teppichfabrik in Heltau arbeitete,

einen Brief und schickte ihn jedoch auf die Adresse meiner Tante, so dass mein Vater nichts davon erfuhr. Mein Bruder rief mich zu sich nach Heltau zum Teppichknüpfen und teilte mir mit, dass ich dort schönes Geld verdienen könnte. Heimlich packte ich einige Sachen und verschwand, ohne jemandem etwas zu sagen. Ich wusste, dass meine Eltern mich nicht hätten gehen lassen, wenn sie es gewusst hätten. In Heltau arbeitete ich einen Monat lang, aber als mein Bruder eine Postkarte nach Hause schickte, um meinen Eltern zu sagen, dass es mir gut gehe, kam mein Vater und holte mich zurück nach Pruden. Bis heute habe ich ein Andenken an diese Zeit als Teppichknüpfer. Eine Spinnmaschine hatte einen meiner Finger erfasst und heute noch ist der Nagel dieses Fingers verunstaltet.

So kehrte ich zurück nach Pruden, ein kleines Dorf, das keine Schenke besaß, denn jeder backte sein eigenes Brot und kelterte seinen eigenen Wein. Nur die reichsten Bauern hatten Autos; es hungerte niemand, jeder hatte sein Auskommen. Wir waren ein zufriedenes Völkchen.

Das schrecklichste Abenteuer, dessen ich mich erinnere, erlebte ich in der Woche vor Weihnachten des Jahres 1933. Obwohl es heute lustig anzuhören ist, war ich damals zu Tode erschrocken. Ich war damals 14 Jahre alt, in meinem letzten Schuljahr. An diesem besonderen Tag war ich mit meinen Eltern mit dem Pferdeschlitten zum Markt nach Elisabethstadt gefahren. Meine Eltern kehrten am Nachmittag ohne mich zurück, denn ich sollte später in Begleitung meines Bruders, der bei einem Schneidermeister der Stadt in der Lehre war, zu Fuß nach Hause kommen. Unglücklicherweise ging beim Meister ein unvorhersehbarer Auftrag ein und der Meister konnte auf meinen Bruder nicht verzichten, so dass er erst am nächsten Morgen nach Hause gehen konnte. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich allein am späten Abend zu Fuß auf den Heimweg zu machen.

Wäre es eine Sommernacht gewesen, hätte es mir nichts ausgemacht. Die Berge und die Wälder und die Felder waren mir vertraut und der Fußmarsch wäre mir ein Vergnügen gewesen. Dies war allerdings eine Winternacht. Ein ängstlicher kleiner Junge verließ Elisabethstadt. Ich erreichte ohne Zwischenfälle Halvelagen, unser Nachbardorf, etwa auf halbem Weg gelegen und nun folgte die letzte Etappe meines Marsches. Außerhalb von Halvelagen schlängelt sich der Weg den Berg hinauf und durch den Wald mit hohen Bäumen, deren Wipfel oft über der Straße zusammenschlagen und so einen finsternen, beängstigenden Tunnel bilden.

Plötzlich blieb ich wie angewurzelt stehen, ich war zu Tode erschrocken, entsetzt. Etwa 50 Schritte vor mir erblickte ich auf beiden Seiten der Straße je einen Wolf, die mir im Schutze einiger Büsche auflauerten. Ich wusste, wessen Wölfe fähig sind. In den Sommermonaten sind sie nicht wirklich gefährlich, es sei denn sie würden in die Enge getrieben. Im Winter jedoch, wenn sie Hunger haben und in Rudeln auftreten, bilden sie eine große Gefahr. Wenn sich ihre Zähne im Fleisch des Opfers verbissen haben - und Wölfe haben es zunächst immer auf den Hals abgesehen - öffnet sich ihr Gebiss nicht mehr, das Opfer muss ihnen entrissen werden. Das alles jagte mir durch den Kopf, während ich verzweifelt nach einem Versteck suchte. Ein Baum war meine

einzigste Rettung. Es hatte keinen Sinn, vor ihnen zu fliehen. Sobald ich zur Flucht angesetzt hätte, wären sie auf mir gewesen und mich in Stücke gerissen.

Ich lief - in Richtung der Wölfe - auf einen Baum zu, der vor mir stand. Ich bestieg so schnell ich nur konnte seine Äste und schon stürzten die Wölfe heran und begannen den Baum mit ihren Krallen zu bearbeiten, indem sie Teile der Rinde abbrachen. Ich zündete einige Streichhölzer an, da ich wusste, dass jedes wilde Tier vor Feuer erschrickt. Aber diese Bestien waren viel zu hungrig, als dass sie weggelaufen wären. So saß ich nun etwa eine Dreiviertelstunde. Meine Pelzkappe hielt meine Ohren warm; meine Hände und meine Füße jedoch wurden immer kälter, so dass ich befürchten musste, zu erfrieren, vom Baum zu fallen und von den Wölfen lebendig aufgefressen zu werden.

Schließlich hörte ich ein Geräusch; es war einer der lieblichsten Laute meines Lebens. Es waren die Glöckchen eines Pferdes. Zunächst war es kaum zu hören gewesen; als es näher kam, erkannte ich, dass es das Pferd von Gheorghe Horvad, dem Schafhirten des Dorfes, war. Wir konnten alle Gefährte nach dem Klang der Glöckchen unterscheiden und leicht identifizierten wir das Bellen der Dorfhunde.

Gheorghe kam auch zu so später Stunde zurück vom Markt in Elisabethstadt und ich wusste, dass er im Wagen auch seine beiden Schäferhunde und sein Gewehr mitführte. Sobald er in Hörweite war, schrie ich, so laut ich nur schreien konnte und warnte ihn vor der Gefahr. Er hielt an und band sein Pferd so an den Wagen, dass es nicht zu eingengt war, denn Pferde können sich gut gegen Wölfe verteidigen, wenn sie Bewegungsfreiheit haben, dass sie ausschlagen können. Als er sich mit den Hunden meinem Baum näherte, zogen sich die Wölfe etwas zurück und ich verließ den Baum und dankte meinem Retter. Gheorghe gab mir zur Verteidigung eine Axt und erledigte einen der Wölfe mit seiner Schusswaffe. Beide Hunde trugen am Hals ein Lederband mit Nägeln versehen - griffen den noch übriggebliebenen Wolf an und ich konnte ihn mit meiner Axt zu Boden strecken. Er erhob sich jedoch wieder und der Schäfer machte ihm den Garaus mit einem anderen Axthieb.

Jedes Fell kostete 500 Lei und wir teilten brüderlich. Ich gab Gheorghe 50 Lei, weil er meinen Wolf häutete. Ich wollte auf meinen Teil des Geldes verzichten, weil er mich



Auf diesem Weg lauerten die Wölfe

gerettet hatte, aber er bestand darauf, dass ich meinen Teil von 450 Lei behielt. Ich war ihm immer dankbar, denn hätte ich auch nur eine Stunde noch im Baum verharren müssen, wäre ich erfroren vom Baum gefallen.

Ich hatte Glück gehabt. Aber die Geschichte von Michael Schuller war die merkwürdigste von allen. Michael war einer unser Nachtwächter. Jedes Dorf hatte seinen eigenen

Nachtwächter, dessen Aufgabe es war, das Dorf vor Dieben und Feuersbrünsten zu schützen. Auch weckten sie die Leute, deren Kuh unverhofft vor der Zeit kalbte oder wenn eine Sau Kleine bekam. Unser Dorf hatte drei Nachtwächter, die am Tage ihrer Arbeit nachgingen und nachts als Wächter ihre Runden drehten. In einer sehr dunklen Nacht - Michael Schuller durchschritt gerade ein Seitengässchen, als ihm aus dem Dunkeln ein Wolf auf den Rücken sprang. Blitzschnell griff Michael zu seiner Schulter und presste die Schnauze des Tieres so fest, dass dieses nicht in der Lage war, seine Fänge in Michaels Nacken zu versenken. Welch ein fürchterlicher Kampf das gewesen sein muss! Michael war ein kräftiger Mann, aber es war keine leichte Sache, den rabiaten Wolf an seiner Schulter festzuhalten. Der Nachtwächter rang um sein Leben und er war sich dessen voll bewusst. Der Wolf kratzte mit seinen Hinterfüßen an Michaels schwerem Ledermantel und schlug auf seinen Rücken. Irgendwie gelang es dem Wächter mit seiner tödlich gefährlichen Bürde bis zum nächsten Haus zu gelangen, wo seine Schreie den Nachbarn weckten. Dieser eilte herbei und mit einer Axt tötete er den Wolf auf dem Rücken des Nachtwächters. Es war gerade noch einmal gut ausgegangen.

Ich war noch in der Schule, als Adolf Hitler Deutscher Kanzler wurde. Der Aufstieg zur Kriegsmacht versetzte nicht nur Rumänien, sondern auch Jugoslawien, die Tschechoslowakei und die skandinavischen Länder in Alarmzustand. Ich erinnere mich dessen, was mein Vater aus diesem Anlass sagte: "Hitler wird nichts Gutes bringen." Wie alle Kinder akzeptierte ich die Meinung meines Vaters und betrachtete sie als Wahrheit. Als eines Tages der Lehrer ein Loblied auf Hitler anstimmte und sagte, welch vortrefflicher Mann er sei, meldete ich mich und wiederholte das Urteil meines Vaters: "Hitler wird nichts Gutes bringen." Dies trug mir eine Prügelstrafe mit dem Rohrstock ein und ich wurde vor der Klasse lächerlich gemacht. Aber meine Schulzeit war beinahe vorbei und im Sommer des Jahres 1934 verließ ich die Schule und begann bei meinem Vater die Feldarbeit. Das war nicht das, wonach ich mich gesehnt hatte. Alle meine Träume hatten etwas mit Musik zu tun. In der Schule war ich in mehreren Fächern keine Leuchte, aber in Musik war ich der Beste der Klasse. Nachdem wir die Schule verlassen hatten, gab der Lehrer einigen von uns dreimal in der Woche Privatunterricht in Musik. Das Problem war jedoch, dass der Lehrer zu oft trank und so nicht in der Lage war, diesen Unterricht ordentlich zu gestalten. So verzichteten wir auf diese Stunden und begannen unsere Instrumente nach Gehör zu spielen und bald hatten wir unsere eigene Band. Meine Lieblingsinstrumente waren die Mundharmonika und das Akkordeon. Wir spielten auf Hochzeiten, auf Tanzunterhaltungen in den Nachbardörfern, bei Taufen oder bei Namenstagfeiern. Für unsere Musik verlangten wir nicht viel Geld.

Ich hätte zu unseren Namenstagen schon früher etwas sagen sollen. In Siebenbürgen feierten wir nicht die Geburtstage, sondern die Namenstage, entsprechend den Heiligen, deren Namen man trug. Ich, zum Beispiel, heiße Michael; deshalb bereiteten meine Eltern für mich ein Fest am 29. September, das Fest des Heiligen Michael vor. Wenn einer Georg hieß, so feierte er am 23. April, am Sankt Georgstag. Wer Johann hieß, der feierte am 24. Juni, dem Sankt Johannstag. Lukas feierte am 18. Oktober, Andreas am 30. November.

An diesen Namenstagen pflegten die Jugendlichen als Gruppe zu dem Haus des Betroffenen zu gehen, um ihm oder ihr ein Ständchen zu machen. Ich war bei solchen Rundgängen sehr gefragt, denn ich spielte das Akkordeon und in Begleitung klang auch der Gesang viel besser. Natürlich wünschte man alles Gute und nach den Ständchen wurde man ins Haus gebeten, wo man ein Glas Wein bekam oder auch Kuchen.



Jugendliche um 1938

Unsere siebenbürgischen Weine waren hervorragend, sie mundeten jedem. Ich möchte einige aufzählen: Muskateller, Gutedel, Riesling, Mädchentraube, Burgunder.

Aber zurück zu unserem Thema. Wir sprachen von Musik. Musik hatte ich im Blut. Mein Großvater mütterlicherseits, Lukas Keul, war ein begabter Musiker. Er war der Dirigent der Militärmusik gewesen

und hatte einen Marsch komponiert, für den er 50.000 Lei erhalten hatte. Er hatte diese Musik unter seltsamen Umständen geschrieben.

Eines Tages kam der Kommandant zur Inspektion und beschimpfte meinen Großvater als Schwein, weil er ihn während der Probe betrunken gesehen hatte. Mein Großvater hob die Hand zum Gruß, ohne die Mütze auf dem Kopf zu haben und sagte: „Sie sind ein größeres Schwein als ich.“ Die „Belohnung“ für diese Frechheit war ein Monat Gefängnis. Während dieses Arrests komponierte er einen Marsch, den er „Pokalamarsch“ nannte, zur Erinnerung an den Oberst, den er beleidigt hatte. Nachdem er den Arrest verlassen durfte, übte er den Marsch mit der Kapelle ein. Als der Oberst wieder mal in Inspektion kam, spielte die Band gerade diesen neuen zackigen Marsch und er erfuhr, dass er ihm gewidmet war. Voller Stolz sagte er zu meinem Großvater: „Möchtest du diesen Marsch unserem Regiment verkaufen?“ „Ja, für 50.000 Lei“, antwortete mein Großvater ohne zu zögern. Diese Summe war ein kleines Vermögen. So war sein Arrest ihm zum Segen geworden.

„Unmöglich“, sagte der Oberst, aber am nächsten Tag kam er wieder und stimmte dem Kauf zu. Seinerseits verkaufte er den Marsch viel teurer weiter. Mein Großvater jedoch war zufrieden mit seinen 50.000 Lei. Er hätte für eine kleinere Summe einen ansehnlichen Bauernhof kaufen können, aber das Geld zerrann ihm in den Händen. Er war ein seltsamer Mensch, sehr begabt, oft jedoch gedankenlos und unverantwortlich. Ihr seht jedoch: Musik war in meinem Blut. Unser Pfarrer und unser Lehrer rieten meinem Vater, mich in eine Musikerlehre zu schicken. Aber er wollte, dass ich mal den Hof übernehmen sollte; so blieb ich im Dorf und half ihm bei der Feldarbeit. Auch fürchtete er, ich könnte in die Fußstapfen meines Großvaters treten: meine musikalischen Neigungen und meine eigensinnigen Entscheidungen deuteten sowieso in die Richtung. So sollte ich den Acker bebauen und Weingärten pflegen. Gelegentlich konnten einige von uns, wenn reiche Leute aus der Stadt auf Treibjagd kamen, ein

wenig Taschengeld verdienen. Wir wurden besser bezahlt, wenn wir einen Hund mitbrachten. Spürten wir einen Wolf auf, der dann erlegt wurde, bekam man dafür 100 Lei. Die gleiche Summe erhielt man für einen Wildeber. Trieb man einen Hirsch vor sich her, so dass er erschossen werden konnte, gab es 50 Lei. Den höchsten Preis gab es für Bären: 150 Lei. Mein Bruder und ich nahmen einmal an einer Treibjagd teil. In einem Gebüsch sah ich, wie eine riesengroße haarige Hand nach Brombeeren reichte. Zunächst dachte ich, es sei ein Gorilla. Die Hunde weigerten sich anzugreifen, aber es gelang uns, das Tier mit Hilfe eines entzündeten Stoffetzens zu zwingen, aus der Deckung zu gehen. An dem Tag hatten wir einen Bären und einen Wolf erlegen helfen und erhielten dafür eine Prämie von 250 Lei.

Wie man gemerkt haben wird, arbeiteten wir schwer, aber das Spielen kam auch nicht zu kurz. Im Sommer spielten wir nach dem Vespergottesdienst Fußball, im Winter gingen wir zum Schlittenfahren, zum Schlittschuhlaufen oder zum Schilaufen. Manchmal organisierte die Bruderschaft einen Wettbewerb im Schlittschuhlaufen auf der zugefrorenen Großen Kokel, dem Fluss, der in der Nähe von Pruden vorbeifloss. Aber die Bruderschaft machte sich auch für andere Dinge stark. Gelegentlich bat eine Witwe oder eine Bäuerin, deren Mann bei der Armee war, den Altknecht, mit anderen Burschen ihre Wiesen zu mähen. Solche Arbeiten wurden sofort erledigt. Bei Tagesanbruch machte sich eine zahlreiche Gruppe junger Burschen an die Arbeit, sie schwangen im gleichen Rhythmus ihre Sensen und wir waren überrascht, wie schnell die Arbeit vor sich ging. Ich möchte nicht prahlen, doch ich war ein leidenschaftlicher Mäher. Oft verlangten wir für unsere Arbeit keinen Lohn. Manchmal brachte uns die Tochter des Hauses das Frühstück, bestehend aus Wurst, Wein und Schnaps, hinaus aufs Feld. Um acht Uhr morgens gingen wir dann an unsere eigene Arbeit.

Im Jahre 1940 hatte ich, wie ich schon erwähnt habe, die Ehre zum Altknecht gewählt zu werden. Dieses war das Jahr, als am 6. September König Karl II zu Gunsten seines Sohnes, König Michael, abdankte. Erst später erfuhren wir die Einzelheiten dieses feierlichen Ereignisses. Ich glaube, dass die Zeit zwischen dem 15. und dem 21. Lebensjahr die wichtigsten Jahre im Leben eines jeden jungen Mannes sind. Jedenfalls trifft das für mein Leben zu. Das war die Zeit, in der der Baum in Blüte stand, die Sonne schien still zu stehen und die ganze Welt schien aufzuhorchen.

Während dieser glücklichen Jahre bahnten sich Ereignisse an, die nicht nur das Leben eines Menschen, sondern das Leben von Millionen von Menschen und das Schicksal von ganzen Nationen tangieren sollten. Im März des Jahres 1938 marschierte Deutschland in Österreich ein und Hitler schritt durch die Straßen Wiens. September 1938 besetzte Deutschland gemäß dem Münchner Abkommen das Sudetenland. Was von der Tschechoslowakei übriggeblieben war, wurde im März 1939 kassiert, als deutsche Truppen Böhmen und Mähren besetzten. Angesichts dieser aggressiven Politik Deutschlands war weder die Regierung Polens noch die Rumäniens bereit, russische Interventionstruppen gegen Deutschland in ihr Land einmarschieren zu lassen. Wir liebten Russland nicht. Wir hatten eigentlich Angst, dass Russland dies zum Vorwand nehmen würde, um uns in sein sowjetisch-kommunistisches System, das uns völlig fremd war, einzugliedern.

Das Dilemma, in dem wir uns befanden, war folgendes: Mit Polen, Finnland und den Baltischen Staaten fanden wir uns im Würgegriff zweier Großmächte und wir wussten nicht, ob wir die deutsche Aggression oder unsere "Rettung" durch die Russen mehr fürchten sollten. Das nächste wichtige Ereignis fand am 23. August 1939 statt, als der Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und Russland von Stalin und von Ribbentrop in Moskau unterzeichnet wurde. Mein Land lebte im Frieden nur noch einige Monate. Im Juni 1940 fiel Russland in Litauen, Lettland und Estland ein und annektierte sie unter dem Vorwand einer Verschwörung.

Dann kamen wir dran. Unser Botschafter in Moskau erhielt um 10 Uhr vormittags am 26. Juni 1940 ein Ultimatum an die Regierung Rumäniens, demzufolge unser Land aufgefordert wurde, Bessarabien und die Nordbukowina an Russland abzutreten. Russland forderte eine Antwort schon am nächsten Tag. Deutschland hatte in Rumänien vitale wirtschaftliche Interessen. Sein Öl bezog Deutschland vor allem aus Rumänien. Unser Land war jedoch an einen im Jahre 1939 geschlossenen Pakt mit Russland, der Russlands Vorrechte in diesem süd-östlichen Teil Europas festschrieb, gebunden. Deutschland riet uns deshalb, Russlands Forderungen nachzugeben und am 27. Juni zogen sich unsere Truppen aus Bessarabien und der nördlichen Bukowina zurück und diese zwei Provinzen kamen in russische Hände.

Alle diese wichtigen historischen Ereignisse holten mich, einen gewöhnlichen Landarbeiter aus einem hügeligen und waldreichen Dorf Rumäniens, ein, als der Postbote mir den Einberufungsbefehl aushändigte. Ich bestand die Musterung und am 15. Januar 1941 verließ ich Pruden im Alter von 21 Jahren und meldete mich zum Wehrdienst in die Rumänische Armee.

Zunächst wurde ich nach Thorenburg (rum.: Turda) zur militärischen Grundausbildung für die Infanterie geschickt. Danach wurde ich für einen Monat nach Tirgoviste versetzt, wo ich als Pionier ausgebildet wurde. Dabei erlernte ich das Verlegen von Minen, ihre Entschärfung, den Brückenbau und wie man sie in die Luft gehen lässt. Ich war glücklich, als ich zu Ostern für ein paar Tage nach Hause fahren konnte. Dann folgte ein weiterer Ausbildungsmonat als Pionier in Kischinew/ Bessarabien. Damals gab es noch keine russischen Truppen dort.

Am 22. Juni 1941 erklärte Deutschland Russland den Krieg und im Juli wurden wir zum ersten Mal in Kampfhandlungen verwickelt mit einigen ukrainischen Divisionen der Roten Armee. Diese leisteten jedoch wenig Widerstand und zogen sich rasch zurück. Die Rumänische Armee bekämpfte die russischen Eindringlinge, wir unterstanden jedoch deutschem Kommando. Unser schwerster Kampf folgte in Odessa. Hier rettete ich unserem Leutnant das Leben und ich sah das schreckliche Gesicht des Krieges in seiner hässlichen Grausamkeit.

Der Leutnant war an der Schulter schwer verwundet worden und wegen des Blutverlustes äußerst schwach. Um ihn zu schützen, legten wir ihn unter einen Laster, der, mit Zweigen getarnt und etwa zwei Kilometer von der Kampflinie entfernt, geparkt war. Während des Tages wurde ich zurück zum Leutnant geschickt, um zu

sehen, wie es ihm ginge. Ich gab ihm eine Tasse Kaffee und beobachtete das Kampfgeschehen durch mein Fernglas. Zu meinem Entsetzen bemerkte ich, wie sich eine russische Patrouille, bestehend aus etwa einem Dutzend Mann, durch ein Sonnenblumenfeld schlich und direkt auf unseren unbewachten Lastkraftwagen zukam. Verstärkung herbeizurufen, daran war nicht zu denken: der Leutnant wäre mittlerweile erschossen und die Transporter in die Luft gejagt worden.

Ich schleppte den Leutnant in ein einige hundert Meter entferntes Gebüsch und dort blieben wir ruhig liegen. Natürlich hatten sie die Transporter entdeckt und freuten sich darüber. Sie flitzten von einem Fahrzeug zum anderen, zogen unsere Habseligkeiten heraus und ergötzten sich an ihrer Beute. Ich zitterte vor Spannung und Angst und ich dachte: "Dies ist die Gelegenheit. Gott stehe mir bei!" Ich feuerte in die Gruppe, tötete zwei auf der Stelle und verwundete fünf oder sechs von ihnen. Ich war ein guter Schütze. "Ergebt euch!" schrie ich und alle warfen sie ihre Gewehre weg und hoben die Hände. Ich trat aus dem Dickicht und als sie sahen, dass ich alleine war, wird es ihnen leid getan haben. Ich brachte die Gefangenen zurück zu meiner Kompanie und der Leutnant empfahl mich für die König-Michael-Bronzemedaille für Tapferkeit, die ich später in Bukarest auch tatsächlich erhielt.

Im September gab es bittere Kämpfe um Odessa. Unsere rumänischen Divisionen wurden von der Deutschen Luftwaffe unterstützt. Am 16. Oktober 1941, dem Tag, an dem die Sowjetische Regierung Moskau verließ, zwangen wir die Russen, sich aus Odessa, dem wichtigen Hafen am Schwarzen Meer, zurückzuziehen. Nach dem Fall von Odessa kehrte unsere Division, die Erste Panzerdivision Rumäniens, in die Baracken nach Bukarest zurück, wo wir uns einige Tage ausruhten, bevor wir alle einen 35- Tage-Urlaub erhielten. Ich fuhr zurück nach Pruden. Es war wunderbar, alle wiederzusehen. Die Bruderschaft organisierte einen Tanzabend zu Ehren der "ruhmreichen Heimkehrer von Odessa" und wir wurden königlich gefeiert. Aber bald war der Urlaub vorbei und wir mussten zurück nach Bukarest.

Nun war bald Weihnachten. Ich verbrachte die Feiertage mit der Familie eines Bäckers, der von Pruden stammend, hier in Bukarest arbeitete. Gott sei Dank wusste ich damals noch nicht, was das nächste Jahr bringen würde.

Das Jahr 1942 begann für mich still und friedlich. Während der ersten paar Monate des neuen Jahres arbeitete ich in einem Armeedepot in Bukarest. Wir verschickten Nahrungsmittel und Kleidung an Krankenhäuser der Armee und andere militärische Einheiten. Im Mai und Juni erhielt ich nochmals Urlaub, den ich natürlich wieder in Pruden verbrachte. Nach der Rückkehr nach Bukarest erhielten wir wieder Trainingsunterricht als Pioniere und dabei studierten wir anhand von feindlichen Minen und Handgranaten deren Funktionsweisen und wie man sie entschärft.

Inzwischen war Hochsommer und Hitler hatte sich entschlossen, viele Divisionen einzusetzen, um die Ölfelder des Kaukasus und die Kornkammern Russlands, die Don- und Wolgaebenen, zu erreichen. Deshalb wurden auch wir an den Don verlegt. Hier hatten wir zunächst drei ziemlich ruhige Wochen. Wir lernten mit der Panzerfaust,

welche die Amerikaner Bazooka nannten, umgehen. Wir besaßen auch eine größere Variante dieser Raketenwaffe, genannt Ofenrohr. Diese Waffe konnte einen Tank aus einer Distanz von 150 m außer Gefecht setzen. Wir verwendeten zerstörte russische Tanks als Ziele für unsere Übungen.

Bald jedoch nahm das Üben ein Ende und wir bezogen Stellung an der Frontlinie. Jeder von uns grub sich ein Loch in die Erde, das er dort unsichtbar verschwinden konnte, sehr eng und etwa 1,60 m tief. Jedes Loch musste getarnt sein. Wir erfuhren, dass 500 Tanks unsere Linie angreifen sollten. Es sollte ein Überraschungsangriff sein, unser Geheimdienst jedoch hatte den Plan entdeckt und wir waren bereit. Der Angriff erfolgte ziemlich früh am Morgen, während es noch neblig war. Unser Befehl lautete, wir sollten die Tanks möglichst nahe kommen lassen und auf ein Signal des Kapitäns oder des Leutnants im Einsatz sollte sich jeder unserer Soldaten einen Tank auswählen und ihn möglichst treffen. Mein Gott, was für Ungeheuer kamen da auf uns zu! Mir verschlug es den Atem und mein Herz schlug immer schneller, aber es gab kein Entrinnen. Wir mussten warten und unsere Pflicht tun. Der Angriff dauerte zwei Stunden und an diesem Tag vernichtete ich den ersten Tank. Unsere Kompanie allein hatte 150 Tanks erbeutet an jenem nebligen Morgen und da jeder russische Tank eine Besatzung von drei Mann hatte, nahmen wir auch viele Gefangene. Den Tag danach starteten die Russen eine weitere große Offensive. Sie eröffneten diese mit einem schweren Artillerieangriff und setzten dabei ihre schweren Kanonen, die wir Stalin-Orgeln nannten, ein. Diese Kanone führte 36 Geschosse mit sich und feuerte sie in rascher Abfolge. Wir hörten die Granate kommen, aber wir wussten nicht, wo sie landen würde und wo wir uns verstecken sollten. Landete eine in einem Loch, suchten wir nachher dort Zuflucht in der Hoffnung, dass keine zweite Granate genau dort explodieren würde. Aber oft war gerade das der Fall. Wenn die Granaten der Stalin-Orgel einschlugen, ergriff eine panische Angst und manches stille Gebet wurde zum Himmel geschickt: "Gott, lass mich die nächsten fünf Minuten überleben." An diesem besagten Tag fielen viele Granaten und rasch hintereinander und wir liefen durcheinander in der Hoffnung, ihnen zu entgehen. Es war die Hölle auf Erden. Es war, als würde man jede Minute zum Tode verurteilt werden, langsam und schonungslos, ohne jede Aussicht auf Rettung. Schlimmer als ein Albtraum! Was ewig zu dauern schien, das Artilleriefeuer, hörte plötzlich auf und wir glaubten, aufatmen zu können. Nach einer halben Stunde jedoch verdunkelte sich der Himmel über uns von russischen und amerikanischen Flugzeugen, die, während sie unsere Positionen überflogen, einen ohrenbetäubenden Lärm machten, bevor sie ihre schweren schwarzen "Eier" fallen ließen, von denen jedes ein grabentiefes Loch in die Erde riss. Dieser Tag gehörte zweifelsohne den Russen, aber unsere Verluste hielten sich trotz der großen Bedrängnis in Grenzen.

Bis Mitte August schoben wir unsere Frontlinie etwa fünf Kilometer entlang dem Don. Auf unserem Vormarsch nahmen wir Rostow ein, aber in der folgenden Woche wurden wir auf unsere vorherige Position zurückgedrängt und mussten sie sogar aufgeben. Unser Oberst hielt uns eine Standpauke und machte uns Mut. Wir drangen wieder vorwärts und mit der Unterstützung der Rumänischen Luftwaffe eroberten wir Rostow zurück und dieses Mal konnten wir es halten.

Anfang September wurde unsere Division zur Ablösung einer deutschen Einheit nach Leningrad geschickt. Diese hatte schwere Verluste hinnehmen müssen, wurde deshalb zurückgezogen, um neu geordnet zu werden. Uns stand also eine lange, unbequeme Reise von zwei Tagen und zwei Nächten in Viehwaggons bevor. In Leningrad blieben wir drei Wochen und in der dritten Woche wurden wir in schwere Kämpfe verwickelt. Dieses Mal musste ich den Dolmetscher spielen. Ich fuhr mit einem Motorrad und brachte Botschaften von rumänischen zu deutschen Kommandanten und übersetzte sie. Nach unserem Aufenthalt in Leningrad kehrten wir wieder an den Don zurück. Ende September bildete sich am Ufer des Flusses schon dünnes Eis.

Nach schweren Kämpfen auf dem Gebiet zwischen den Flüssen Don und Wolga hatten die Deutschen am 15. September die Vorstädte von Stalingrad erreicht. Nun verbissen sich beide Seiten in einem Kampf auf Leben und Tod. Die Russen kämpften in den Ruinen ihrer Stadt und beide Seiten erlitten schreckliche Gemetzel. Die deutschen Generäle wurden immer besorgter, denn die Verluste waren sehr hoch, Ersatz war nicht genügend und der Winter stand vor der Tür. Tatsächlich hatte sich Hitlers Generalstabschef von Halder geweigert, weiterhin den Russen Widerstand zu leisten und wurde deshalb entlassen. Hitler drängte die Armee vorwärts.

Wir blieben am Don bis Ende Oktober und wurden in schwere Kämpfe verwickelt. Anfang November fielen für uns die Würfel: Eine andere rumänische Division wurde geschickt uns zu ersetzen und unsere Erste Rumänische Panzerdivision musste vorrücken und wurde dem Kommando Feldmarschall Paulus und seiner unglücklichen Sechsten Armee unterstellt. Wir gruben uns ein fünf Kilometer von der Stadt entfernt, deren Namen in meinem Gedächtnis bis an das Ende der Zeit eingebannt bleiben wird. Damals war ich Sergeant und kommandierte eine Gruppe von zwölf Mann, ausgerüstet mit einem MG 42, das etwa 500 Kugeln in 30 Sekunden abfeuern konnte, mit einem Flammenwerfer und einigen Panzerfäusten. Einige Sergeants und ihre Gruppen pflegten sich gelegentlich für gefährliche Missionen zu melden. Das tat ich nie, denn unser Leben schien mir gefährlich genug. Eines Tages jedoch kam mein Leutnant zu mir und sagt: "Bis jetzt hast du dich noch nie freiwillig gemeldet, um deine Tapferkeit zu beweisen. Du bist deiner Vorfahren nicht würdig." Er bezog sich auf meine deutsche Abstammung. Ich dachte bei mir: „Oh Gott! Jetzt bin ich dran. Also, was gibt's?" So meldete ich mich freiwillig und sagt zu meinen Jungs: "Wer macht mit?" Ich hatte von den Soldaten meiner Gruppe keine große Begeisterung erwartet, aber sie unterstützten mich alle bis auf den letzten Mann. Dann erhielten wir unseren Auftrag. Wir sollten einen großen getarnten russischen Bunker, bestückt mit zwei Kanonen und drei Maschinengewehren, zerstören und die Besatzung von etwa 30 Mann gefangen nehmen.

Am frühen Morgen etwa um zwei Uhr schlichen wir uns in der Finsternis vorwärts in Richtung des Bunkers. Das Glück war auf unserer Seite: es war ein nebliger Morgen. Wir befürchteten trotzdem jeden Augenblick von der feindlichen Wache bemerkt zu werden spätestens, wenn wir uns auf den letzten Metern dem Bunker näherten. Jeder von uns wusste genau, was er zu tun hatte. Wir kreisten den Bunker ein und ein Maschinengewehr hielt dessen Eingang im Schach. Dann schlängelten sich drei von

uns bis unmittelbar zum Bunker selbst. Ganz vorsichtig brachten sie Sprengstoff an die Unterlage der Kanone. An jeder Seite standen einige unserer Männer bereit, das Feuer zu eröffnen, falls wir angegriffen worden wären. Aber das Glück war uns hold, es blieb alles ruhig. Die ganze Besatzung - auch die Wache - schlief drin im Bunker und sie erwachte erst, als ihre Kanonen über ihnen explodierten. Sie strömten mit erhobenen Armen heraus, wir nahmen sie gefangen und marschierten mit ihnen zurück zu unserer Einheit. Der Leutnant war zufrieden. "Ich wusste, dass du mutig bist" sagte er. "Ich wusste, dass du Higgler nicht im Stich lässt." Er konnte das Wort "Hitler" nicht aussprechen.

Ich war in Stalingrad von Anfang November bis zum 17. Dezember 1942 und wenn ich auch jetzt noch nach einer Zeit von fast 25 Jahren an diese sechs Wochen denke, so ist das ein beängstigendes Unterfangen und eine große Anstrengung. Wenn ich sage, dass diese Wochen die schrecklichste und die gefährlichste Zeit meines Lebens war, so ist das milde ausgedrückt. Man erwartet zu viel von mir, wenn man denkt, meine Worte könnten auch nur annähernd beschreiben, was es bedeutete, in Stalingrad gewesen zu sein. Wenigen ist ein ähnliches Schicksal zuteil geworden, wie wir es in den grausamen Wochen erlebt haben, vielleicht nur diejenigen, welche die scheußliche Behandlung durch die Japaner haben über sich ergehen lassen müssen. Um ehrlich zu sein, ich werde glücklich sein, wenn dieses Kapitel meiner Erzählung vorüber sein wird, denn die Eindrücke jener Wochen leben als schmerzliche Erinnerungen in mir weiter und wenn ich davon spreche, ist es, als ob ich sie nochmals erlebte.

Nach dem Angriff auf den Bunker rückten wir noch etwa zwei Kilometer an die Stadt heran und wir mussten um jeden Meter Boden kämpfen. Dann gruben wir uns ein und dort saßen wir nun. Drei Faktoren machten uns das Leben zur Hölle: das ununterbrochene Trommelfeuer, die extreme Kälte und der nagende Hunger.

Wir hörten, wie die Geschosse von Stalingrad abgefeuert wurden, wir hörten ihr Pfeifen in der Luft, und, oh Gott, wir hörten ihre Explosionen um uns herum. Eines nebligen Morgens wurden wir von einem schweren russischen Artilleriefeuer bestrichen. Während einer kurzen Feuerpause wollte ich mir eine Zigarette anzünden, aber der Feuerstein fiel aus meinem Feuerzeug, so dass ich die Zigarette nicht anzünden konnte. Ich tat einen Sprung ins andere Loch und während mein Kamerad und ich die Zigarette zusammen rauchten, hörten wir das Geheul eines Geschosses, das sich unserer Linie näherte und wir duckten uns. Diese Löcher waren so eng! Nach der Explosion guckten wir uns rasch um. Man kann sich vielleicht vorstellen, was ich fühlte, als wir bemerkten, dass im Loch, welches ich einen Augenblick vorher verlassen hatte, eine Granate explodiert war. Der Tod war mir so nahe gewesen. Ich erzitterte vom Schock. Gerettet durch ein kaputtes Feuerzeug! Wenn ich Gott dankbar gewesen bin, dann war ich es an diesem Tag.

Mit dem Tod auf Schritt und Tritt konfrontiert, wendeten sich unsere Gedanken oft an Gott vor Stalingrad. In Momenten großer Gefahr sah ich so manchen robusten und abgebrühten Soldaten die Hände falten und beten oder in einem Taschentestament einige Verse lesen. Wir wussten, dass wir jeden Augenblick hätten daran glauben

müssen und die meisten von uns waren wie auch ich schon einmal nur mit knapper Not davongekommen. Ich hatte ein Loch von einer Kugel in meinem Mantel, eine andere Kugel hatte meinen Helm gestreift: Das Ende war immer sehr nahe. Wenn ich von brenzligen Situationen spreche, hätte ich schon zwei andere erwähnen sollen: von einer aus Odessa und von einer aus Leningrad. Unsere Division wurde im Tiefflug von deutschen Stukas und Messerschmitts angegriffen, weil sie unsere ihnen fremden rumänischen Uniformen als russische Uniformen verkannten. Wir mussten rasch eine große rumänische Fahne auf dem Boden ausrollen und Raketen in die Luft schießen, damit sie uns erkennen konnten.

In Stalingrad waren wir ständige Zielscheibe. Raketen wurden über uns abgefeuert Tag und Nacht. Russische Flugzeuge warfen nachts Leuchtbomben, um unsere Positionen fotografieren zu können und wir wurden jeden Tag bombardiert. Es war nervenaufreibend. Es war ein Wunder, dass jemand überlebte und ich kann nicht glauben, dass irgendjemand dieses Schlachtfeld unbeschadet verlassen hat. Ich habe wirklich an den Toren der Hölle gelebt und Worte können nicht beschreiben, was das wirklich bedeutete. Noch zwölf Jahre später hatte ich jede Nacht immer noch Alpträume von Stalingrad.

So viel zu den Raketen, den Kugeln und den Bomben. Sie waren nur ein Teil unserer Tortur. Da gab es auch das Wetter. Es war unvorstellbar kalt; wir verloren mehr Soldaten durch den Frost als durch Waffengewalt. Nachts kauerten wir in unseren Löchern, mit einer Decke und einer Zeltleinwand über dem Loch. Am Morgen lagen oft mehrere Zentimeter Schnee auf uns und wir fanden viele unsere Kameraden erfroren. Jeder von uns trug unter seinem Helm eine Pelzmütze und unter unserer Uniformjacke eine Weste aus Schafspelz. Trotz allem spürten wir die grimmige Kälte. Wenn wir einen Handschuh auszogen, erfror die Hand sofort, so kalt war es. Mir selbst waren die Füße erfroren und ich ging wie ein Krüppel. Aber die Kommandanten hielten mich noch nicht krank genug, um ausgeflogen zu werden. Man brauchte hier jeden vorhandenen Mann. Bis zu einem bestimmten Punkt hatten wir uns gewöhnt, mit allgegenwärtiger Gefahr zu leben, an den Frost jedoch konnten wir uns nie gewöhnen. Er schnitt uns buchstäblich den Atem ab. Am Tag hatten wir wenig Zeit, Feuer anzuzünden und in der Nacht durften wir nicht. Gelegentlich konnten wir ein ganz kleines Häufchen getrocknetes Gras zusammentragen und anzünden, um uns unsere Hände zu erwärmen. Es war jedoch nicht leicht, denn alles brennbare lag unter einer dichten Schneedecke. Ohne jeden Zweifel: es war nicht die Tapferkeit der Roten Armee, die uns besiegte, es war der unerbittliche russische Winter, in den uns Hitler hineingetrieben hatte.

Wir hätten vielleicht auch den Frost und den Schnee ertragen, wenn wir nur genug zum Essen gehabt hätten, aber wir litten ständig Hunger. Wir starben nicht nur den Erfrierungstod, wir starben auch den Hungertod. Die Rationen waren so gering, daß wir um eine Kruste Brot kämpften. Hungernd und frierend wurden wir in dieser Eiswüste langsam aber sicher wie verzweifelte wilde Tiere und der Mensch als Tier ist das schrecklichste Tier, das es gibt. Bei vielen Gelegenheiten musste ich an folgende Verse des berühmten deutschen Dichters Friedrich Schiller denken:

Gefährlich ist' s, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn. (*Das Lied von der Glocke*)

Ich kann nichts Nettes in diesem Teil meines Berichts erzählen. Ich sah, wie Menschen zu Tieren wurden. Ich kann es nie vergessen. Jeden Morgen erhielten wir eine Tasse ungesüßten schwarzen "Kaffee", gemacht aus der schwarzen Kruste des Brotes. Das war alles. Etwa halb ein Uhr erhielten wir eine wässrige Kohlsuppe, auf der vielleicht einige alte Erbsen schwammen. Wir schlossen jedoch die Augen und gossen alles in uns hinein. Mit der Suppe erhielten wir unsere tägliche Ration an Brot: gewöhnlich 800 Gramm pro Mann. Vor Stalingrad waren es 100 Gramm. Nach diesem erbärmlichen Mahl gab es noch eine Tasse "Kaffe" und wenn wir Glück hatten, füllte man uns die Feldflasche. Das musste für den ganzen Tag reichen.

Manchmal erhielten wir abends noch ein paar Löffel dünne Suppe, aber meist waren wir unter so starkem Beschuss, dass niemand damit zu uns durchkommen konnte. Das war unser Menü; es tat herzlich wenig, den schonungslosen, grausamen Frost in seiner Wirkung auf uns zu mildern. Wir dachten und träumten nur noch von einem: Essen, Essen, Essen. Nahrung wurde unsere fixe Idee. An etwas anderes war nicht zu denken. Wir hätten alles gegeben, nur um uns einmal satt zu essen. Mit der Zeit sagten viele von uns: "Wenn wir uns doch wenigstens einmal satt essen könnten, dann wollten wir sterben." Das wollten wir. Man konnte sich an niemanden wenden, um ihn um Errettung zu bitten. Wir fühlten uns wie Verurteilte: die Raketen, die Kälte, der Hunger. Es war schlimmer als im Traum. Manchmal wünschten wir uns, von einer Kugel getroffen zu werden, so dass alles Leid mal ein Ende habe oder wenigstens eine ernste Verletzung, so dass man uns aus dieser verfluchten Stadt wegbringen müsse. Tatsächlich entschloss ich mich Anfang Dezember mit einem meiner besten Freunde, Ion Cirila, uns gegenseitig in den Fuß zu schießen. Vielleicht war das ein feiges Verhalten, aber beide fühlten wir, dass wir nicht mehr konnten. Ich streckte mein Bein aus dem Loch und er zielte. Ich wartete. Nichts geschah. Schließlich rief er: "Ich kann nicht auf dich schießen, Misch. Schieß nun du auf mich!" Dieses Mal streckte er sein Bein aus dem Loch und ich zielte. Mein Finger berührte den Abzug, aber auch ich schmiss das Gewehr weg. In dieser Hölle hatten wir uns doch zu lieb, als dass wir uns hätten Schaden zufügen können. Ich war gerade 23 Jahre alt geworden.

Die Raketen, die Kälte, der Hunger - eine teuflische Kombination. Diese drei Faktoren wuren noch von einem vierten Faktor begleitet: unsere militärische Situation. Vorgerückt waren wir lange nicht mehr. Nun wurde unsere Situation kritisch, denn es gab keinen Rückzug mehr. Am 19. November 1942 umzingelten die Russen mit einer sorgfältig vorbereiteten Aktion die deutschen Truppen, indem sie die schwach verteidigten Linien der Deutschen im Norden und im Süden der Stadt angriffen. Am 23. November nahmen uns die Russen in die Zange und die Sechste Armee war im Gebiet zwischen Don und Wolga eingeschlossen. Feldmarschall Paulus, den ich einmal aus nächster Nähe gesehen hatte, machte den Vorschlag auszubrechen. Doch Hitler befahl ihm, die Positionen zu halten.

Wir wussten, dass wir faktisch umzingelt waren, obwohl man uns sagte, dass es noch eine enge Bresche gäbe, wo wir noch durchmarschieren könnten, wenn es notwendig sein sollte. Wir waren jedoch offensichtlich in Schwierigkeiten. Wo war unser Nachschub? Vielleicht war es gut, dass wir nicht alles wussten. Wahrscheinlich wäre die Wahrheit für uns nicht gerade ermunternd gewesen. Am 12. Dezember machten die Deutschen einen verzweifelten Ausbruchversuch durch den russischen Gürtel, um uns zu befreien. Es gelang ihnen nicht. Wir waren in der Belagerung, dem Untergang geweiht. Große Anstrengungen unternahm man, uns aus der Luft zu versorgen, aber es war schwer durchzukommen und die Verluste an Flugzeugen waren hoch. Wir saßen in der Falle am Rande der Stadt, die wir vergebens zu erobern versucht hatten. Nun war alles nur eine Frage der Zeit.

Unsere Nahrungsrationen schmolzen zu nichts zusammen und es blieb unerbittlich kalt. Einige von uns suchten nach ein wenig Stroh, um ein Feuer anzuzünden. Plötzlich entdeckten wir ein großes Fass mit Weizen, das ein russischer Bauer im Boden versteckt und mit Stroh getarnt hatte. Jeder durfte sich täglich zwei Handvoll Weizen nehmen und dieser glückliche Umstand erhielt uns am Leben, wenigstens vorläufig. Bis Weihnachten war nur noch eine Woche und es schien, als hätte ich zu feiern wenig Anlass. Aber für mich sollte ein Wunder geschehen, ein teures Wunder fürwahr, aber immerhin ein Wunder. Es war der 17. Dezember. Am Morgen schickte man eine kleine Gruppe von Soldaten zu einem Flüsschen, um die dortige Brücke mit Dynamit zu sprengen. Wir hatten erfahren, dass russische Tanks im Anmarsch waren, die uns angreifen sollten. Zu diesem Zweck mussten sie über diese Brücke kommen. Die Brücke war aus Eisen und sie stand auf Betonpfeilern. Wir brachten das Dynamit in Position und zogen uns zurück. Wir leiteten das Kabel zu einer Stelle, die 500 m weiter entfernt war, so dass wir vor umherfliegenden Splittern sicher sein konnten. Wir versuchten alle uns ein wenig einzugraben, es war jedoch unmöglich, der Boden war wegen der Kälte hart wie Stahl. Wir warteten.

Plötzlich tauchten zwei Tanks auf; als sie sich auf die Brücke schlangen, sprengte einer meiner Kameraden die Brücke in die Luft. Die ersten fünf oder sechs Tanks wurden sofort außer Gefecht gesetzt, als es die Brücke zerfetzte. Die übrigen kehrten um. Wir vermuteten, die Russen würden versuchen, sofort eine Behelfsbrücke über den Fluss zu bauen. Deshalb blieben wir auf unseren Positionen im Tal. Es näherten sich jedoch keine Tanks mehr. Dafür kamen aber Flieger. Woran ich mich noch erinnern kann, sind die riesigen schwarzen „Vögel“, die über uns hinwegdonnerten und ihre Bomben auf uns herab warfen. Es war eine seltsame Rettung. Woran ich mich als nächstes erinnere, war, dass ich in einem Deutschen Rot-Kreuz-Flugzeug aufwachte. Wir lagen dort eng nebeneinander wie Sardinen. Die Maschine transportierte gewöhnlich bis zu fünfzehn Personen; hier lagen wir 25 einer neben dem anderen. Ich war noch kaum bei vollem Bewusstsein, aber ich kann mich deutlich daran erinnern, wie wir von der russischen Flackabwehr beschossen wurden, als wir die russischen Linien überflogen. Nach mir kamen nicht mehr viele lebendig aus Stalingrad heraus. Wir landeten in Lemberg, in der heutigen ukrainischen Stadt Lwów, unweit der polnischen Grenze. Ich verbrachte etwa eine Woche dort in einem Militärkrankenhaus.

Was ich in Lemberg zu hören bekam, war schrecklich. Die Russen trieben die Deutschen und die Rumänen vor sich her, halb erfrorene Soldaten wurden von Tanks gnadenlos überrollt und einfach liegen gelassen. Soldaten stritten auf dem Rückzug wegen Benzin für ihre Transporter. Rumänischen Soldaten, die auf der Flucht versuchten, sich auf einen deutschen Laster hinaufzuschwingen, wurden einfach die Finger abgeschnitten, damit sie losließen. Angesichts des russischen Ansturms war jeder nur für sich, jede Kontrolle und Disziplin war zusammengebrochen.

Ich litt an einer Form von Schock, den ich durch in meiner unmittelbaren Nähe explodierende Geschosse erlitten hatten, nachdem wir die Brücke zerstört hatten. Zusätzlich waren die Frostbeulen an meinen Füßen beängstigend. Dessen ungeachtet war Weihnachten 1942 eines der schönsten Feste meines Lebens. Das beste Geschenk, das mir zuteil wurde, war, dass ich dem Elend, dem Hunger, dem Frost und der ständigen Gefahr nun entgangen war. Ein warmes Bett zu haben, gutes Essen und die Fürsorge der Frauen, der engelgleichen Krankenschwestern. Was sonst hätte man noch begehren sollen? Zu Weihnachten selbst erhielt jeder von uns eine Flasche Wein, ein Päckchen mit Kuchen und Schokolade und - als besonderes Geschenk - ein Exemplar von "Mein Kampf". Mehr Freude bereiteten mir allerdings der Kuchen und die Schokolade.

Wir verließen Lemberg am nächsten Tag, dem 26. Dezember. Das Rote Kreuz brachte uns zum Bahnhof, verfrachtete uns in einen schnellen elektrischen Zug, der uns trotz längeren Wartens auf Nebengleisen nach zwei Tagen und Nächten zurück nach Jassy brachte, zurück in unser geliebtes Rumänien.

Bevor wir Jassy erreichten, hielten wir an einer anderen Station, um eine Mahlzeit zu uns zu nehmen. Das war unser erster Halt auf rumänischem Boden. Wir stiegen ab, knieten nieder und küßten unsere Heimat Erde, die wir nun unter unseren Füßen hatten; so dankbar waren wir, wieder in unserer Heimat zu sein. Einige von uns knieten gemeinsam auf dem Bahnsteig, fassten sich an den Händen und hoben sie zusammen zum Himmel empor und dankten unserem lieben Gott, dass er uns unser Heimatland wieder hat sehen lassen. Wieder kann kein Wort unsere Gefühle beschreiben. Wer diese Szenen betrachtete, konnte seine Gefühle nicht unterdrücken und ließ seinen Tränen freien Lauf. Ich werde diese Augenblicke nie vergessen. Jede Menge Geschenke wurden uns überreicht: Brot, Schokolade, was auch immer die Leute hatten. Das Rote Kreuz bediente uns mit einer köstlichen Bohnensuppe mit Schweinshaxen, ein beliebtes rumänisches Gericht. Wir hätten beinahe vergessen, wie gut so etwas schmeckt.

Am späten Nachmittag kamen wir in Jassy an und hier wurde ich einem großen Militärkrankenhaus zugeteilt. Den ersten Januar 1943, Neujahr also, verbrachte ich in einem sauberen Krankenhausbett, dankbar noch am Leben zu sein, in Erwartung dessen, was das nächste Jahr bringen würde. Wenn ich das Jahr 1942 überlebt habe, dachte ich, dann überlebe ich alles. In Jassy ging es mir zu gut, um wahr zu sein. Wir konnten es immer noch nicht glauben, dass wir überlebt hatten und dass wir in Sicherheit waren. Wenn Stalingrad die Hölle gewesen war, so war nun Jassy das

Himmelreich. Und der Wechsel war so schnell vonstatten gegangen. Vor kaum zwei Wochen grub ich noch fieberhaft mit einer Spitzhacke in erstarrtem Boden, der einst ein Garten gewesen sein musste, um irgendetwas Essbares zu finden. Nach einer halben Stunde hatte ich eine Handvoll kleiner stinkender Kartoffeln, die ich ohne viel daran zu putzen verschlang, mit Stumpf und Stiel. Jetzt gab es zu essen, Wärme, Ruhe; es kam mir vor wie im Traum. Und doch gab es so viele grausame Erinnerungen, die uns an dieser neuen Realität zweifeln ließen. Mit mir waren einige Überlebende aus meiner eigenen Division, die ursprünglich aus 60.000 Mann bestanden hatte. Nur ganz wenige haben überlebt. Die anderen fielen, wurden gefangen genommen, waren vermisst oder, was am schlimmsten war, sie befanden sich noch immer an der Front.

Am 2. Januar 1943 erlebten wir eine große Überraschung, was uns sehr erfreute: es kam königlicher Besuch. König Michael, seine Mutter, Königin Maria und der Ministerpräsident, General Antonescu, gingen durch einige Krankenstationen und sprachen kurz mit einigen von uns. Königin Maria fragte mich, woran ich leide und wie der Heilungsprozess verlaufe. Auch wünschte sie mir viel Glück zum Neuen Jahr. Sie war eine sehr schöne Frau und ich war sehr stolz, dass ich mit ihr hatte sprechen dürfen. Danach erhielten wir von der königlichen Familie Päckchen mit Kuchen, Schokolade und Zigaretten. Dies war ein denkwürdiger und bewegender Tag.

Am 9. Januar erhielt ich 1.000 Lei und für drei Monate eine Nachzahlung, was nicht viel war, denn pro Tag erhielten wir nur zwei Lei, Preis von zehn Zigaretten. Dann durfte ich für 35 Tage in den Krankenurlaub nach Hause fahren. Ich verließ das Krankenhaus und ging auf Krücken, meine Füße in schweren Verbänden. Mein Herz war ernsthaft erweitert und man sagt mir, dass mich die kleinste Anstrengung das Leben kosten würde. Der Zug verließ Jassy um 10:30 Uhr und ich kam in Elisabethstadt um 5:30 Uhr am anderen Morgen, dem 10. Januar an. Ich wartete eine Stunde am Bahnhof. Dann telefonierte ich mit dem Arbeitgeber meines Bruders, dem Schneider und ich fragte ihn, ob er von Prudern was wisse, die heute in die Stadt kämen und mich mitnehmen könnten. Sofort kam Schneider selber zum Bahnhof und brachte mich nach Hause nach Pruden.

Ich hatte meinen Eltern von Jassy eine Postkarte geschickt und ihnen mitgeteilt, dass ich bald bei ihnen sein werde. Mein Vater erblickte mich als Erster. Er war gerade ins Haus gegangen, nachdem er das Vieh gefüttert hatte, als er vor dem Tor einen Wagen hörte. Als er zum Fenster heraus sah, erkannte er mich. Meine Eltern und ein Schwager stürzten aus dem Haus, um mich zu empfangen. Sie weinten vor Freude, dass sie mich wieder bei sich hatten. Sie waren überwältigt von solchem Glück. Als sie jedoch sahen, in welchem gesundheitlichen Zustand ich mich befand, waren sie bestürzt. Meine Mutter erzählte, dass mein Vater jeden Tag geweint habe, als keine Post mehr von mir eintraf, denn er vermutete, dass ich umgekommen sei. Die Postkarte, die sie von Jassy erhalten hatten, war das erste Lebenszeichen seit vielen Wochen gewesen. Vor Stalingrad fanden wir keine Gelegenheit, Briefe zu schreiben. Und wenn man mal schrieb, kam der Brief nie an. Im Krankenhaus war ich zu schwach zu schreiben; so hatten sie vergebens auf Post gewartet. Für sie war dieses Wiedersehen, als wäre ich aus dem Grab auferstanden und sie dankten Gott. Das tat ich auch. Bevor ich ins Haus trat, kniete ich nieder und küsste die Türschwelle. Seit ich zuletzt darüber geschritten

war, hatte ich viele schreckliche Dinge erlebt. Die Nachricht, dass ich geschrieben hatte, hatte sich wie ein Lauffeuer im ganzen Dorf verbreitet. Und ähnlich ging es mit meiner Ankunft. Binnen kurzer Zeit kamen etwa 50 Leute, um mich zu begrüßen, um mir Geschenke zu bringen und um Nachrichten von ihren Angehörigen von der Front zu erfahren. Ein nie endender Strom von Leuten: Frauen, Mädchen, alte und junge Männer; Umarmungen, Befragungen, Beglückwünschungen. Ich war erschöpft.

Nachdem die erste Freude über meine Heimkehr abgeklungen war, brachte mich mein Vater zu einem Herzspezialisten nach Elisabethstadt, Dr. Hans Wolf. Nach einer Röntgenaufnahme bestätigte der Arzt, dass mein Herz sehr erweitert sei und dass ich viel Ruhe bräuchte. Er verschrieb mir Tabletten und Tropfen, die ich dreimal täglich nehmen musste und für meine Füße gab er mir einige Spritzen gegen den Brand. Ich wusste, dass ich sehr krank war. Sogar wenn ich still saß, hörte ich, wie mein Herz schlug und wenn ich einige Schritte schneller ging, hatte ich unerträgliche Schmerzen. Eines Tages hatte ich Schmerzen in der Brust und mein Vater dachte, es könnte so etwas wie Rheumatismus sein. Er empfahl ein warmes Bad. Wir hätten wissen müssen, dass ein Bad in dieser Situation nicht das Richtige ist. Ich stieg in das Fass und brach zusammen. Zum Glück fanden sie mich rechtzeitig zusammengesackt und bewusstlos. Sie legten mich sofort auf das Bett, massierten meinen Brustkorb und gaben mir künstliche Beatmung. Schließlich kam ich wieder zu mir und ich hatte wieder mal Glück gehabt. Für meine Freunde, die Tausende von Kilometern entfernt waren, gab es kein Entrinnen. Nochmals sechs fürchterliche Wochen mussten sie ausharren, aber am 31. Januar 1943 ergab sich der spärliche Rest der Sechsten Deutschen Armee vor Stalingrad. Feldmarschall Paulus führte 90.000 Mann in russische Kriegsgefangenenlager. Die Schlacht um Stalingrad war die Entscheidungsschlacht im Zweiten Weltkrieg. Danach erfolgt der große Rückzug auf allen Frontabschnitten. Noch sollten viele Menschen sterben, bevor der Kampf beendet wurde.

Gegen Ende meines Urlaubs, als ich mich schon etwas kräftiger fühlte, organisierte die Bruder- und Schwesternschaft für mich einen "Heimkehrerball". In der Zwischenzeit waren zwei andere Burschen auch auf Urlaub gekommen. Natürlich galt der Ball auch ihnen. Fritz Bloos und Franz Tatter waren etwa ein Jahr jünger als ich und hatten an verschiedenen rumänischen Frontabschnitten auf der Krim gekämpft. Sie waren beide unversehrt geblieben; sie waren halt nicht vor Stalingrad gewesen. Der Ball war ein großer Erfolg. Ich tanzte mehrere Male und unterhielt mich so gut ich konnte. Ich wurde jedoch sehr müde und konnte nicht die ganze Nacht auf dem Ball bleiben. Um Mitternacht ging ich heim, denn ich musste ins Bett. Eine Tatsache beeinträchtigte meinen Heimkehrerurlaub beträchtlich: Ich war meiner Verehrten verlustig gegangen. Aber lieber sollte ich meine Liebesgeschichte von Anfang an erzählen, denn sie hat etwas Dramatisches an sich. Die Große Kokel habe ich schon erwähnt. Dieser klare, breite Fluss mit sauberem sandigen Ufern floss unweit unseres Dorfes und bot im Winter ideale Möglichkeiten zum Schlittschuhlauf und im Sommer zum Schwimmen. Rebekka Weprich war 15 Jahre alt und obwohl sie nicht schwimmen konnte, war sie mit zwei Freundinnen an den Fluss zum Schwimmen gegangen. An einer Stelle war das Wasser sehr tief. Hohe Weidenbäume überhingen diese Stelle und die Jungen pfl egten von den Bäumen zum Tauchen zu springen. Sie lehrten ihre Schäferhunde das

Tauchen. Ich war damals fast 19 Jahre alt und an jenem Tag war ich mit Freunden auch zum Schwimmen gegangen. Plötzlich hörten wir Mädchengeschrei. Ich war ihnen am nächsten und stürzte mich in ihre Richtung. Rebekka war in der Nähe der Weiden ins



Heimkehrerball Januar 1943

Wasser geglitten und war nicht wieder aufgetaucht. Ich dachte mir, dass sie sich in den Wurzeln der Bäume verwickelt haben könnte, so dass sie sich nicht befreien konnte. "Wo ist sie hineingefallen?" fragte ich die ängstlichen Mädchen. Ich tauchte an der mir gezeigten Stelle, tastete mich weiter. Plötzlich konnte ich sie fassen. Inzwischen war ich jedoch außer Atem, musste Rebekka wieder loslassen, um einmal Atem zu schöpfen. Dann tauchte ich sofort wieder hinunter, befreite sie und brachte sie ans sichere Ufer. Ich gab ihr künstliche Beatmung und sie kam wieder zu sich. Nun eilten meine Freunde auch herbei. Einer von ihnen brachte uns in seinem Pferdewagen nach Hause zu Rebekkas Eltern, während ein Junge bereit war, mit meinem Fahrrad nach Hause zu kommen.

Natürlich waren Rebekkas Eltern mir sehr dankbar und sie hatten mich ins Herz geschlossen. Das war der Anfang unserer Liebesgeschichte. Ihr brachte ich zu Ostern meine Tanne und von ihr erhielt ich die schönen bunten Eier. Zum Johannestag am 24. Juni war ich es, der vor ihrem Elternhaus eine Birke aufpflanzte und ich durfte mit ihr am Peter und Paul Tag den ersten Tanz tanzen. Ich glaube, dass ich vergessen habe, diesen Brauch zu erwähnen, wie man jedoch sehen kann, war er ähnlich dem Osterbrauch. Zu diesem Brauch gehörte noch, dass das bedachte Mädchen am Peter und Paul Tag und an vier weiteren Sonntagen immer vor dem Gottesdienst an der Kirchentüre ein Sträußchen Blumen überreichte, das der Bursche auf der rechten Seite

seines Samthutes tragen musste. Dann steckten die alten Frauen ihre Köpfe zusammen und rätselten wer wem ein Sträußchen gab. Manchmal gab es Kunstblumen; ich aber bestand bei Rebekka auf natürlichen Blumen.

Ich hatte Spitznamen für jedes Mädchen des Dorfes bereit. Rebekka nannte ich "Mein kleines Edelweiß", weil sie lange goldene Zöpfe trug, die bis zur Hüfte reichten. Das Edelweiß ist eine kleine hübsche Winterblume, die unter der Schneedecke an Berghängen wächst. In einem unserer Lieder wurde erzählt, dass manch tapferer Bursche bei dem Versuch, für sein Schätzchen ein Edelweiß zu pflücken, abgestürzt und gestorben sei. Nun, unser Glück dauerte, bis ich Soldat wurde. Anfangs schrieb ich ihr jede Woche einen Brief, manchmal zwei. Als die Kämpfe jedoch schlimmer wurden, konnte ich nicht mehr schreiben. Schließlich kamen keine Briefe mehr von ihr. Wie mein Vater dachte wahrscheinlich auch sie, dass ich gefallen oder in Kriegsgefangenschaft geraten sei. Schließlich verliebte sie sich in einen Burschen, Michael



Die Kokel (unsere große Badewanne) 1957

Geddert mit Namen, der etwa sechs Monate älter als sie war. Er war ein strammer langer Kerl und als ich Altknecht gewesen war, hatte er mir treu geholfen. Er war der Schatzmeister gewesen. Am Heimkehrerball war Rebekka mit Michael zusammen und das brach mir schier das Herz. Ich verstand jedoch. Ich war ihm nicht böse, ich spürte gegen ihn keinen Groll, aber es machte mich unendlich traurig.

Allzu bald war mein Urlaub von 35 Tagen vorbei. Dr. Wolf gab mir eine Mitteilung mit für meine Einheit, wo er unterstrich, dass ich für den Kampf noch nicht geeignet sei, dass ich noch nichts schleppen dürfe und dass ich in der Reserve gehalten werden müsse. Er sagte zu mir: "Ich habe für dich mein Bestes getan, du hast dich erholt, aber du bedarfst der Behandlung eines deutschen Facharztes. Du solltest versuchen in einem deutschen Krankenhaus fachärztlich beobachtet zu werden." Ich meldete mich zurück in Bukarest und zeigte dort die Mitteilung von Dr. Wolf. Ich wurde zu einer erneuten Untersuchung zu einem rumänischen Militärarzt geschickt. Man wollte sich überzeugen, ob ich simulierte oder irgendeinen Arzt bestochen hätte. Nach einer erneuten Röntgenuntersuchung bestätigte mir der Arzt, dass Dr. Wolfs Beobachtungen korrekt gewesen seien. So war ich nur kurze Zeit in Bukarest. Nach nur zwei Tagen wurde ich für unbestimmte Zeit nach Hause geschickt. So kam ich gerade pünktlich zum bevorstehenden Fasching. Mit der Zeit ging es mir immer besser, aber mein Herz und meine Füße machten mir große Sorgen, so dass ich bei der Feldarbeit nicht viel helfen konnte. Ich war nicht mehr in der Lage, im Weingarten zu graben und zu hacken oder die Sense in der alten Art und Weise zu schwingen. Diese Einschränkungen waren für mich nur schwer zu ertragen.

In dieser Zeit begann ich einem Mädchen aus Halvelagen, einem Nachbardorf, den Hof zu machen. Sie hieß Katharina Paul. Unsere Väter waren gute Freunde; sie waren im Ersten Weltkrieg in Sibirien zusammen in Kriegsgefangenschaft gewesen. Ich glaube die beiden wollten uns, ihre Kinder, verkuppeln. Deshalb war ich nicht sehr begeistert von dieser Sache. Jede Woche ging ich einmal zu ihr, aber es war eher meines Vaters wegen. An Sonntagen pflegte eine Gruppe von Jugendlichen auf einer Lichtung des nahen Waldes zu tanzen. Mein Bruder und ich sorgten gewöhnlich für die Musik, denn wir spielten Akkordeon, Mundharmonika oder das Flügelhorn. Sogar in der Kriegszeit herrschte bei uns im Dorf eine ausgelassene Fröhlichkeit.

Im Mai 1943 kamen Hitler und Antonescu darin überein, dass Volksdeutsche aus Rumänien zum Deutschen Heer gehen könnten, wenn sie gegen die Kommunisten kämpfen wollten. Nur wenige blieben in der Rumänischen Armee, die überwältigende Mehrheit wechselte zur Deutschen Armee. Das wollte ich auch tun. Die Entlohnung war fünfmal höher, vor allem aber wollte ich deutsche ärztliche Behandlung für mein Herz und für meine Füße. Deshalb fuhr ich nach Elisabethstadt und ließ mich dort von einem deutschen Militärarzt untersuchen. Er untersuchte mich gründlich und ich fiel durch. Ich werde seinen Ausspruch nie vergessen: "Mit solch einer Puste - gemeint war das Herz - wirst du nicht weit kommen. Bleib lieber zu Hause und pass auf deine Mutter auf."

Anfang Juni bewarb ich mich wieder. Ich fühlte mich stärker und dachte: "Wenn ich einigermaßen gesund bin, werden sie mich wieder in die Rumänische Armee zwingen, und das will ich nicht." Dieses Mal wurde ich angenommen. Der Arzt untersuchte mich nur oberflächlich und ich verschwieg meine Herzschwäche. Ich füllte ein Formular aus und unterschrieb es, ein rumänischer Major war da, spielte den Zeugen und entließ mich aus der Rumänischen Armee. Nun war ich deutscher Soldat.

Am 19. Juni 1943 kam es zum Aderlass in unserem Dorf, da alle kampffähigen Männer ihre Heimat auf einmal verließen. Fast die gesamte Bruderschaft, alle, die erwachsen waren, wurden erfasst, zusammen mit anderen Männern im Alter von 17 bis 45 Jahren. Viele Tränen wurden vergossen, als wir alle Abschied nahmen. Mein Vater war alt und schwach geworden. Er hielt mich fast 20 Minuten in seinen Armen und wollte mich nicht gehen lassen. "Oh, Misch", schluchzte er "ich werde dich nie wieder sehen." Er starb im nächsten Jahr. Wenn wir nicht bald abmarschiert wären, wäre ich selbst zusammengebrochen. Er hatte mich immer schwerstens bestraft, aber ich glaube, er liebte seinen Jüngsten am meisten. Mein Bruder Franz, der Schneider, der sechs Jahre älter war als ich, verließ das Dorf am selben Tag. Trotz des Weinens gab jedes Mädchen den scheidenden Burschen kleine Sträußchen und Blumen wurden ihnen vor die Füße geworfen. Wir marschierten aus dem Dorf auf der Straße nach Elisabethstadt und an der Spitze trug einer die Fahne der Bruderschaft. In Elisabethstadt erwartete uns ein Militärzug und auf jedem Waggon stand in Kreide der Name eines Dorfes. Auf drei oder vieren stand das Wort "Pruden", andere drei oder vier waren mit "Halvelagen" beschriftet. Mit einem Ruck setzte sich der Zug in Bewegung.

Von diesem Tag an sollte ich meine Eltern und meine Familie nie wieder sprechen und bis heute haben diese Augen, mein geliebtes Pruden, nie wieder gesehen.

Die Reise mit dem Zug dauerte drei Tage. Unser längster Aufenthalt war in Budapest, eines der saubersten und schönsten Städte, die ich je gesehen habe. Wir schlenderten einige Stunden durch die Stadt und betraten ein Gasthaus, wo wir der Musik einer Zigeunerband lauschten. Bald mussten wir jedoch weiterfahren und am 22. Juni 1943 kamen wir in Wien an und bezogen unsere Kasernen. Wir gehörten alle der Schutzstaffel, der SS an. Die SS waren die Trupps der Nazi-Partei; die Wehrmacht war das reguläre Deutsche Heer. Die Buchstaben "SS" bedeuteten nichts Finsteres für uns; im Gegenteil, wir hatten viel vom Mut und der Tapferkeit der SS gehört und man sagte uns, es sei eine Ehre, ihr anzugehören. Die langen, gut aussehenden, baumstarken Kerle kamen alle zur Waffen-SS. Diese unterstand dem taktischen Befehl der Wehrmacht, wurde jedoch von den Verwaltungsabteilungen der SS ausgerüstet und versorgt. Auch unterstand sie diszipliniert ihrer Kontrolle. Der Rest, zu dem auch ich gehörte, kam in die Internationale SS-Division. Diese musste in besonders gefährlichen Situationen wie Gebirgskampf und Partisanenkrieg eingesetzt werden. So fand ich mich in der Prinz-Eugen-Division unter der Führung des aus Siebenbürgen stammenden, General Phleps, wieder. Das Wahrzeichen dieser Division, das wir an Jacke und Kappe trugen, war die Blume Edelweiß. Nun musste ich den Stechschritt lernen und wie man die Hacken zusammen schlägt. Was jedoch am meisten auf die Nerven ging, war der Hitlergruß. Es war überhaupt sehr schwierig, sich daran zu gewöhnen, einen ordentlichen militärischen Gruß zu geben. Wir blieben drei Tage in Wien, danach wurden wir ins serbische Banat nach Jugoslawien, in das Städtchen Weißkirchen, geschickt. Von Belgrad waren wir nicht weit und die rumänische Grenze war auch in der Nähe. Hier erhielten wir einen Monat lang Ausbildung mit deutscher Ausrüstung und mit deutschen Waffen. Auch lernten wir, deutsche Befehle zu verstehen und zu befolgen. Das waren neue Erfahrungen.

Von Weißkirchen ging es weiter nach Sarajevo, Hauptstadt der Provinzen Bosnien und Herzegovina. Das Gelernte wurde hier unter schwierigeren Bedingungen weiter geübt und vertieft. Nach einem Monat wurde ich zu einem Militärarzt geschickt. Ich war in der Zwischenzeit viel kräftiger geworden, aber an Eilmärsche mit viel Gepäck war nicht zu denken. Ich wurde gründlichst untersucht und nachher sagte man mir, ich müsste mich weiteren Untersuchungen unterziehen. Deshalb nahm ich Abschied von meinem Bruder Franz und mit einigen anderen, die auch nicht ganz gesund waren, wurde ich zurück ins serbische Banat gebracht, wo sich unsere Einheit nun in Wehrschetz, etwa 60 Kilometer von Weißkirchen entfernt, einquartiert hatte. Erneut wurde ich untersucht und ich erhielt als dritter Koch eine leichte Arbeit.

In Mußestunden komponierte ich das Marschlied "Der Wachzug vom Ersatzbataillon". Unsere Einheit 'leichten Wachdienst' und ich meldete mich oft freiwillig zur Bewachung eines Schießpulverdepots, das sich in der Mitte eines Weingartens befand. Wir durften Weintrauben nach Herzenslust essen, solange wir keine wegtrugen und verkauften. Schon war September, die Trauben wurden reif und sie schmeckten fast so gut wie die aus Pruden. Mein Marsch hatte eine passende Strophe für jeden Offizier, der dafür seine Einwilligung gegeben hatte und bald wurde er sehr beliebt. Wann auch immer wir ein Konzert veranstalteten, war ich eine Art Zeremonienmeister und weil ich eine kleine Band gegründet hatte, war ich auch für die Musik verantwortlich.

An einem Abend veranstalteten wir ein besonderes Konzert, das bis zum Morgen um drei Uhr dauerte. Einige der Krankenschwestern und anderes Personal waren aus dem Krankenhaus herunter gekommen, einige hohe Offiziere hatten ihre Frauen mitgebracht. Die Band spielte mehrere Stücke, wir führten Sketche auf und trugen Gedichte vor, und alle sangen wir "Lilli Marlen". Mein Marsch war zum Schlager geworden. Mein Großvater wäre auf mich stolz gewesen. Ich wurde berühmt: von nun an waren meine Band und ich bei Geburtstagen, bei Partys und anderen Feierlichkeiten sehr gefragt .

Im Oktober erhielten mehrere von uns fünf Tage Urlaub. Josef Reitz, ein Kamerad, der aus einem Nachbardorf stammte und unter mir in einer Koje schlief, lud mich zu sich ein. Dieser hatte eine reizende Schwägerin, mit der ich die meiste Zeit diese fünf Tage verbrachte. Josef sah ich nur am Morgen und erst am Abend wieder.

Die Zeit verging schnell. Die örtliche Banater Bevölkerung war deutschfreundlich gesinnt; es gab keinerlei Zwischenfälle. Weihnachten 1943 verbrachten wir in Wehrschetz und im Großen und Ganzen war es schön. Es gab jede Menge zu essen und zu trinken, und Stalingrad lag nur ein Jahr zurück. Die Mitglieder der Band und ich waren in der Vorweihnachtswoche von allen Diensten befreit, so dass wir das Programm für das große Fest am Weihnachtsabend vorbereiten konnten. Jeden Tag trafen wir uns im Keller zu Beratungen und zu Proben. Auf dem Programm standen alle beliebten Weihnachtslieder und einige Lesungen. Ich wusste, was die Jungs wünschten und erwarteten.

Endlich war die wundervolle Nacht da. Der Abend begann mit dem Singen der Deutschen Hymne nach der berühmten Melodie von Haydn. Danach setzten wir uns alle hin und genossen die vorzüglichen Speisen. Dann verlas unser Kapitän einen ermunternden Bericht über die Lage auf den Kriegsschauplätzen. Man munkelte, dass Hauptsturmführer Nürenhaus ein Major bei der Wehrmacht gewesen sei, bevor er einige Straftaten begangen hätte. Dafür sei er zunächst verhaftet und dann zur Edelweißdivision versetzt worden. Nachdem er gesprochen und der Oberst, der Ehrengast war, auch eine kurze Ansprache gehalten hatte, Getränke und Kuchen gereicht worden waren, übernahm die Band das Regiment. Wir begannen mit "Stille Nacht, heilige Nacht"; die Band spielte und ich sang. Kaum hatte ich das Lied beendet, winkte mich Nürenhaus zu sich und flüsterte mir leicht verärgert zu, ich solle die "heiligen" Punkte des Programmes streichen und sie durch soldatische Nummern ersetzen. Ich protestierte und sagte, die Jungs würden jedoch dies erwarten. Darauf ergänzte er barsch: "Nur noch eins, dann ist Schluss." So spielten wir noch "Oh Tannenbaum" steckten unser Programm weg und spielten die üblichen Lieder. Viele der Jungen waren enttäuscht.

Ich war nicht wirklich überrascht. Ich wusste nun, daß viele dieser Offiziere für die Religion nichts übrig hatten, dass sie lasterhaft und prinzipienlos waren. Aber ich war glücklich, dass ich es versucht hatte. Mit Nürenhaus war nicht zu spaßen, aber er mochte unsere Musik. Deshalb begünstigte er mich. Zumindest hatte ich den Versuch unternommen. An jenem Abend jedoch verspürte ich Gewissensbisse in meinem

Herzen: ich lebte hier unter Menschen, die gegen das Christentum waren , die in der Heiligen Nacht keine Weihnachtslieder hören und singen wollten. Da schien alles falsch zu sein. Es gab hier keine kirchlichen Feste. Als Mitglieder der SS durften wir nicht in die Kirche gehen. Einmal ging ich doch, als ich im Urlaub Josef besuchte, ging ich zu einer Beerdigung in der Uniform. Hätte mich jemand verklagt, wäre ich bestraft worden.

Über diesem Weihnachtsfest stand eine andere finstere Wolke. Eine Woche vor dem Fest hatte ich eine Nachricht erhalten, dass mein Vater schwer erkrankt sei und nach mir riefte. Ich zeigte den Brief Nürenhaus, aber er wollte mir deshalb keinen Urlaub gewähren. Er brauchte mich dort, damit die Band Musik machen konnte. So waren meine Gedanken zu Weihnachten, der Party zum Trotz, zu Hause bei meinen Lieben. Den meisten meiner Kameraden erging es nicht anders. Glücklicherweise wusste ich damals noch nicht, dass ich meine Eltern, mein geliebtes Pruden nicht mehr sehen würde.

Während meines Aufenthaltes in Wehrschez wurde ich ständig medizinisch behandelt. Die rumänischen Ärzte in Jassy hatten mich gewarnt, dass mein rechtes Bein wahrscheinlich amputiert werden müsse. Die Behandlung durch die deutschen Ärzte wirken Wunder und mein Bein kräftigte sich zusehends.

Drei Wochen nach Weihnachten, Mitte Januar 1944, wurde ich in die Berge von Montenegro, immer noch in Jugoslawien, auf Mission geschickt. Ich hatte immer noch nur leichten Dienst zu versehen: Ich transportierte Nahrungsmittel und Munition aus den Hauptvorratslagern zur Front. Ich konnte nur ein Gewehr tragen, alles andere schleppten zwei Lasttiere. In vielen Hinsichten war diese Aufgabe gefährlicher, als an der Front zu sein, denn oft waren wir allein unterwegs und wurden immer wieder von jugoslawischen Partisanen angegriffen. Einer der gefährlichsten Angriffe dieser Art erfolgte, als ich ihn am wenigsten erwartet hatte.

Eines Tages traf ich im Lager meinen Bruder Franz. Er war der Schneider der Kompanie und an diesem Tag sollte er auch Nachschub holen. Natürlich beschlossen wir, zusammen zurückzukehren. Man sagte uns, wir hätten heute keinerlei Gefahr zu erwarten. So machten wir uns in einer Gruppe von etwa 20 Mann auf den Weg. Nur eine ganz kleine Wache begleitete uns. Franz und ich banden unsere Ponys aneinander und waren in tiefen Gesprächen versunken. Er war eben von seinem Heimaturlaub zurückgekehrt und erzählte mir nun die letzten Neuigkeiten von meinem Vater und den übrigen Familienmitgliedern. Wir mühten uns langsam den Berg hinauf, als wir plötzlich Maschinengewehrfeuer in unserer Nähe hörten. Franz und ich warfen uns in den Straßengraben und der Schußwechsel dauerte mehrere Stunden. Sie waren in der Überzahl, hatten uns überrascht und wir hatten nur ein Maschinengewehr. Ich lag in einer Vertiefung unweit von Franz und als ich plötzlich aufblickte, bemerkte ich, dass sich ein Partisan leise an uns herangeschlichen hatte und gerade dabei war, meinen Bruder mit seinem Gewehrkolben von hinten zu erschlagen. Im Nu zielte ich und erschoss ihn. Bald danach, wenn es auch unglaublich klingt, tat Franz dasselbe für mich. Franz und ich blickten uns nur still an und reichten uns die Hände.

Schließlich verhandelte unser Kamerad mit dem Maschinengewehr mit den Partisanen und machte ihnen klar, dass es heute nichts zu holen gäbe und sie verschwanden in den Bergen und Wäldern. Diese jugoslawischen Partisanen waren tapfere, hartnäckige Kämpfer. Unter russischem Bombardement wusste man zumindest, aus welcher Richtung der Angriff erfolgte; auf diesen Gebirgspfaden konnten wir nie wissen, woher die nächste Kugel zu erwarten war: aus der Richtung des Felsens, von einem Baum, von vorn, von hinten, von der Seite. Auf dem Weg zu den Vorratslagern wurden wir selten angegriffen; auf dem Rückweg, beladen mit wertvollen Versorgungsgütern, lauerte man uns jedoch sehr oft auf. Deshalb waren wir immer froh, wenn wir unbehelligt zu unseren Einheiten zurückgekehrt waren.

Ehrlich gesagt fand ich die Situation in Jugoslawien verwirrend und sehr traurig. Ich kann die Einzelheiten der politischen Situation nicht erzählen, aber im Großen und Ganzen war es so: König Peter war im Exil und seine Regierung saß in Kairo. Der offizielle Widerstand gegen die Deutschen wurde von General Mihailovic geführt. Viele seiner Anhänger waren bekannte wohlhabende Leute mit Verbindungen nach allen Seiten. Diese konnten leicht erpresst werden und Mihailovic geriet in ein schiefes Licht, weil einige seiner Kommandanten eigene Abmachungen mit den Deutschen trafen. Die jugoslawischen Verbände zogen sich kampfflos in die Berge zurück und die Deutschen griffen sie ihrerseits auch nicht an. Mihailovics Anhänger wurden Cetniks genannt.

Der wirkliche Widerstand gegen die Deutschen kam von Titos Partisanen. Dies waren tapfere und verwagene Kämpfer; sie wollten mit den halbherzigen Cetniks nichts zu tun haben. Tito war freilich Kommunist, gleichzeitig jedoch ein jugoslawischer Patriot. Er bekämpfte sowohl die Monarchie und Mihailovic als auch die Deutschen. Auf tragische Weise war das Land zerrissen. In einer Familie mit beispielsweise drei oder vier Brüdern, so hörten wir wiederholt, sei ein Bruder für König Peter und Mihailovic, ein anderer jedoch nur für den König und gegen Mihailovic und ein dritter für Tito. Ein Bruder bekämpfte den anderen. Angesichts der Schrecken des Weltkrieges bot Jugoslawien ein Trauerspiel für sich.

Die jugoslawischen Partisanen waren nicht nur Männer; es gab unter ihnen auch viele Frauen. Einer ihrer beliebtesten Tricks war, sich an einen deutschen Soldaten heranzumachen, sich den Hof machen zu lassen, um ihn dann sogar beim Küssen zu töten: ihm die Kehle durchzuschneiden, ihn aus nächster Nähe zu töten. Diese Mädchen nannten wir "Amazonen", denn sie waren stark und furchtlos. Ich kannte mehrere Soldaten persönlich, die auf diese Weise umgekommen waren. Nachdem wir erfahren hatten, was passiert war, näherten wir uns diesen Frauen nicht mehr.

Wir blieben in Montenegro bis Ende Februar. Dann wurde mein Bataillon in Richtung Norden nach Kroatien geschickt. Der Militärzug blieb in Usichi, einem kleinen Weiler, stehen. Hier verbrachten wir einen ruhigen Monat mit nur geringfügigen Zwischenfällen. Einige deutsche Züge mit Versorgungsgütern wurden zum Entgleisen gebracht und wir bewachten Bahnhöfe, Brücken und Tunnels. Manchmal wurden wir nachts angegriffen, aber es passierte nichts Ernstes. Im April waren wir wieder im

Süden in Dubrovnik an der Dalmatischen Küste. Hier fühlten wir uns wie im Urlaub: die Blumen blühten schon und die Sonne glitzerte auf dem blauen Adriatischen Meer. Der Krieg schien weit weg zu sein. Unsere Aufgabe war es einige Lager für Nahrungsmittel und Munition zu bewachen und obwohl wir gelegentlich aus der Luft angegriffen wurden, hatten wir wenig zu befürchten. Die Einwohner von Dubrovnik waren uns sehr freundlich gesinnt und unser dortiger Aufenthalt war eine willkommene Pause, die für uns alle einträglich war.

Allzu bald mussten wir uns wieder in Richtung Norden in Bewegung setzen; etwa 60 km bis in das Gebiet um Ljubuski, wo wir erneut in heftige Partisanenkämpfe verwickelt wurden. Wieder musste ich Lebensmittel und Munition aus den Depots an die Front transportieren. Unsere Leute hielten unsere Position auf einer Bergspitze. Hier hatte ich eines jener Erlebnisse, die in meinem Gedächtnis lebhaft weiterleben und Aspekte eines Alpträumens aufweisen. Ich war wie gewöhnlich den Berg hinauf gegangen. Nachdem ich meine Suppe ausgelöffelt hatte, belud ich meine Maulesel mit den leeren Munitionskisten und wollte dann wieder zurückkehren. Ein Kamerad war nach dem Essen noch kurz ausgetreten und kehrte nicht mehr zu seinem Lasttier zurück. Er war offensichtlich von einem Scharfschützen mit einem Gewehr, ausgerüstet mit einem Teleskop und einem Schalldämpfer, erschossen worden. Wir hatten alle nichts gehört.

Der tote Kerl hieß Josef. Wir hatten bis jetzt dieselbe Arbeit erledigt und waren gute Freunde gewesen. Sein Tod machte mich unendlich traurig. Ich bekam den Befehl, ihn auf einem meiner Lasttiere zur Einheit zurückzubringen. Unter Schock machte ich mich auf den Weg bergab, und eines meiner Tiere trug die Kisten, das andere den noch warmen Körper von Josef. Auf dieser Bergkette waren jedoch mehr Partisanen, als wir uns vorgestellt hatten. Bald stürmten unsere Truppen in vollem Rückzug an mir vorbei, praktisch ohne Munition und zahlenmäßig weit unterlegen.

Ein Offizier riet mir, den eigentlichen Rückweg zu verlassen, denn die Partisanen würden uns den Weg abschneiden. Auch sagte er, ich solle nicht mehr zum Hauptquartier gehen, denn das sei wahrscheinlich schon überrannt. "Folge uns ", befahl er, aber er half mir nicht und bald hinkte ich ihnen in der Ferne nach. In der Dunkelheit des späten Nachmittags war es nicht leicht, meine Maulesel durch das Dickicht des Waldes zu treiben. Hinter jedem Baum konnte ein Partisan lauern und ich wusste, dass diese mit jeder Minute mir näher kamen. Ich trieb die Tiere an, aber dann streifte ein Zweig den Körper des armen Josef vom Maulesel. Ich hatte große Mühe, den leblosen Körper wieder auf dem Rücken des Tieres zu befestigen. Josef war schwer und aus seiner Wunde triefte nun das Blut in Strömen. Bald jedoch verrutschte der Körper so, dass sein Kopf die Erde berührte. Es wurde immer finsterer und die Kugeln pfften mir nur so um den Kopf. Ich denke, ich hatte jetzt mehr Angst als damals, als ich vor den herannahenden russischen Tanks stand. Mein Hals war ausgetrocknet und mein armes Herz pochte so gewaltig, dass ich befürchten musste, es könnte bersten. Es war klar, dass ich nicht weitergehen konnte.

Als ich mich in meiner Verzweiflung umsah, erblickte ich einen schmalen

Felsvorsprung, den Gebüsch tarnte. Dies war meine einzige Rettung. Da duckte ich mich und betete, während die Partisanen an mir vorüberflitzten, einige nur um Armeslänge von mir entfernt. Wie durch ein Wunder blieben die Maulesel ruhig, aber ich befürchtete, jeden Augenblick entdeckt zu werden. Ich hielt eine Handgranate in meiner linken Hand, die rechte am Abzug. Ich wusste, was die Partisanen mit ihren Gefangenen machten und ich hatte keine Absicht, lebend in ihre Hände zu geraten. Ich hatte viele meiner Kameraden, die in ihre Gefangenschaft geraten waren, an Bäumen hängen sehen, furchtbar verstümmelt. Lieber wollte ich durch meine Hand sterben, als das Schicksal zu ertragen.

Wieder war jedoch das Glück auf meiner Seite und nach etwa einer halben Stunde verließ ich mein Versteck und vorsichtig setzte ich meinen Weg weiter fort. Ich war nicht weit gegangen, als im Zwielflicht ein Mann in einem weißen Gewand und mit einem türkischen Turban auf dem Kopf auftauchte. In diesem Gebiet lebten offensichtlich auch einige Moslems. Er trug einen Stock und ich dachte zunächst, das sei ein Gewehr. Ich ergriff meine Waffe und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Er warf den Stock weg. "Ich habe keine Waffen", erklärte er und ich überzeugte mich auch, ob alles stimmte. "Wo wohnst du?" fragte ich. "Nicht weit weg", war seine Antwort. Ich ging mit ihm mit, und seine Frau briet mir einige Eier und Kartoffeln und zum Trinken gab sie mir etwas Milch. Ich hatte großen Hunger. Meinerseits gab ich ihnen einige Stückchen Seife, die ich noch in einer Kiste auf dem Rücken des Maulesels fand. Darüber freuten sie sich sehr. Die Frau zeigte mir noch die Richtung, in welcher unsere Truppen verschwunden waren und ich verschwand wieder in der Finsternis.

Ich musste durch einen schmalen Fluss waten und die nassen Kleider trockneten an mir, während ich weiter torkelte. Ich schlief ein, während ich ging. Glücklicherweise stieß ich auf keinen Widerstand. Um drei Uhr morgens stieß ich endlich auf Kameraden meiner Einheit. Ich hörte zunächst Schreie von Maultieren, dann das Geplapper einiger Italiener und ich wusste, dass ich meine Einheit gefunden hatte. Ich übergab meine grausige Fracht, wie mir befohlen worden war. Natürlich erhielt Josef kein christliches Begräbnis, denn hier gab es keinen Pater, der das hätte machen sollen. Meine Kameraden hatten mich als vermisst gemeldet. "Ihr seid vielleicht ein Haufen!" sagte ich. "Danke für all eure Hilfe." Die Kompanie hatte sich in einem Obstgarten eingegraben und hatte vom Bataillon Verstärkung und Vorräte angefordert. Ich war erschöpft, konnte mich jedoch nicht lange ausruhen, denn am frühen Morgen kamen die Partisanen, um ein Massaker zu begehen. Da wir nun die nötige Munition zur Verfügung hatten, schlugen wir sie in die Flucht. Danach schliefen viele von uns zwölf Stunden lang, ohne geweckt zu werden.

Ich habe erwähnt, wie die Partisanen unsere Kameraden, die sie fingen, behandelten und folterten. Wenn wir die sterblichen Überreste eines so misshandelten Soldaten fanden, dann gerieten wir in Rage und die erste Reaktion war: "Na wartet, wenn uns einer von euch in die Hände fällt, dann ...". Aber dieser erste Ärger legte sich bald und ohne zu zögern sagte ich, dass sich unsere Division nicht auf solche Weise rächen sollte. Einige Gefangene, die zu fliehen versucht hatten, wurden erschossen, die übrigen jedoch bekamen genügend zu essen und wurden nicht schlecht behandelt. Dies war

möglicherweise deshalb so, weil unsere Internationale Division aus Soldaten aus den verschiedensten Ländern bestand und weil nur wenige fanatische Nazis waren. In dieser Hinsicht nehme ich an konnte man uns kaum als eine typische Division betrachten.

Ich habe inzwischen in der Tat von Gräueltaten der Totenkopfdivisionen der Waffen-SS, die den Totenkopf als Abzeichen trugen, gehört. Ich kann mir gut vorstellen, dass solche scheußlichen Taten begangen worden sind. Viele SS-Männer waren nichts anderes als wilde Tiere. Das traf insbesondere auf die Offiziere zu. Ich habe viele typische Nazis gesehen. Die schlimmsten davon waren der Hitler-Jugend erwachsen. Sie waren keine Menschen, obwohl sie dachten, sie seien Übermenschen. Sie waren außerhalb der Kirche groß geworden, ohne Gott; ihr einziges Ziel war zu töten oder getötet zu werden. Die größte Ehre, die ihnen zuteil werden konnte, war, für den Führer zu sterben: sie waren rücksichtslose fanatische Rohlinge. Ich sah sie und verachtete sie. Erst nach dem Krieg habe ich jedoch das volle Ausmaß ihrer Niedertracht erfahren. Jetzt weiß ich auch, dass auch gegen das jugoslawische Volk grausame Unterdrückung und Gräueltaten begangen worden sind. Aber Gott ist mein Zeuge: soweit ich weiß, sind von der "Prinz-Eugen-Division" ähnliche Verbrechen nie begangen worden. Ich habe weder welche gesehen, noch an welchen teilgenommen, noch habe ich von welchen gehört. Das Meiste, was ich heute weiß, wurde mir nach dem Krieg erzählt.

Unser Aufenthalt in Ljubuski war hektisch und wenn wir mal drei oder vier Stunden ungeweckt schlafen konnten, dann waren wir glücklich. Anfang Juni jedoch kehrte das ganze Bataillon - das 2. Bataillon, die Prinz-Eugen-Division nach Usichi, wo wir im März gewesen waren, zurück. Hier traf ich meinen Bruder Franz wieder und wir konnten einige Stunden miteinander plaudern. Er war im selben Bataillon aber in verschiedenen Kompanien. Unser zweiter Aufenthalt in Usichi war wie der erste ziemlich ruhig und nach zwei Wochen mussten wir wieder abreisen. Inzwischen war Sommer und dieses Mal schlugen wir unser Lager an den Ufern der Drina auf. Die Lage war sehr schön, hohe Bäume säumten die Ufer des Flusses und die grünen Auen und uns bot sich die Gelegenheit zum Schwimmen. Eines Tages eröffnete eine Gruppe von "kommunistischen Banditen", wie wir die Partisanen nannten, das Feuer auf einige unserer Soldaten, die gerade badeten. Wie der Blitz ergriffen wir unsere Gewehre, die als Pyramide am Ufer aufgestellt waren, schwangen sie um unsere nassen und nackten Hüften und vertrieben die Angreifer. Der Kommandant, groß und fett, der mit uns im Wasser war, packte mit lautem Geschrei seine Pistole und half uns, die Banditen in die Flucht zu schlagen. Ein Partisan, den wir später gefangen nahmen, erzählte uns, daß dieses Ereignis uns den Namen "Die Nackten Teufel" eingetragen hatte. Unglücklicherweise blieben wir an der Drina nur einige Tage. Dann zogen wir wieder nach Sarajevo, wo ich im vergangenen Jahr den Abhärtingslehrgang gemacht hatte. Hier blieben wir den ganzen Sommer 1944 und machten Wachdienste.

Im September erreichte uns die Nachricht, dass die vorrückenden Russen Bukarest erreicht hätten. Bis Ende August versperrte die deutsche Frontlinie zwischen Chernovtsy und dem Schwarzen Meer den Russen den Zugang zu den rumänischen Ölfeldern von Ploiesti und zum Balkan. Die Front war schwächer geworden durch den

Abzug von Truppen in Richtung Norden, wo man Unterstützung brauchte. Unter heftigen Angriffen, die am 22. August begannen, löste sich die Front auf. Verstärkt durch die Landungen an der Küste, drangen die Russen vor, so das 16 Divisionen verloren waren. Am 23. August kam die dramatische Wende König Michael und seine engen Berater machten einen Staatsstreich und ergriffen wieder die Macht. Innerhalb von drei Tagen seit der Ankunft der Roten Armee waren die Deutschen entwaffnet worden, oder sie hatten sich aus dem Land zurückgezogen. Die Rumänische Armee löste sich auf, die alte Regierung kapitulierte und die Russen marschierten ins Land ein. König Micheal bildete eine Allparteienregierung; sie überlebte jedoch nur sechs Monate.

Meinen Namenstag, den 29. September, feierte ich mit Franz und einigen Kameraden in einer Bierschenke in einer Vorstadt von Sarajevo. Er hatte eine Vorahnung, dass wir uns nie mehr sehen würden. "Misch" sagte er, "ich ahne es, dass wir einander nie mehr sehen werden. Ich fühle, dass ich bald fallen werde. Falls du überleben und nach Hause kommen solltest, kümmere dich um meine Kinder." Natürlich versuchte ich ihm das auszureden, aber er hatte Recht. Ich sah Franz nie mehr. Er fiel 14 Tage später am 15. Oktober. Er hinterließ zwei Jungen, zwei Mädchen und seine Frau in Pruden.



Familie Philipp Menning und Lisi Tatter - oben rechts - 1943

Diese Nachricht hatte mich erst später erreicht. Mein Herz hatte mir wieder Sorgen bereitet und ich meldete es. Der Bataillonsarzt untersuchte mich. Er gab mir eine Empfehlung für das Divisionshauptquartier in Belgrad. So machte ich mich mit einigen anderen, die auch behandelt werden mussten, auf den Weg in das zerbombte Belgrad. Wir entdeckten, das unser Hauptquartier angesichts des russischen Vormarsches dabei war, nach Italien umzuziehen. Nach dem Aufenthalt von nur

wenigen Tagen wurden meine Freunde auch nach Italien geschickt. Ich wurde jedoch als ernsterer Fall betrachtet und so wurde ich nach Wien geschickt, wo ein Kloster in ein Militärkrankenhaus umgebaut worden war. Ich hoffte, dort die fachärztliche Behandlung zu erhalten, auf die ich immer gewartet hatte.

Während die Russen durch Rumänien marschierten, musste das Rumänische Heer nun Seite an Seite mit der Roten Armee gegen die sich zurückziehenden Deutschen kämpfen. So kam es, dass an der jugoslawischen Grenze Väter als rumänische Soldaten gegen ihre Söhne in der Wehrmacht kämpften. Diese Neuigkeiten hörte ich, als ich drei Wochen lang im Kloster Neuburg in Wien lag. Mich pflegten römisch-katholische Krankenschwestern, die meine anfänglichen Befürchtungen wegen meiner Evangelisch-Lutherischen Konfession zerstreuten, indem sie mich mit einer Zuvorkommenheit und Hingabe, die ich nie vergessen werde, behandelten.

Das Bergsteigen in Jugoslawien hatte mein Herz beträchtlich geschwächt und mein allgemeiner Gesundheitszustand hatte sich verschlechtert. Ein deutscher Militärarzt untersuchte mich und überraschte mich nicht, als er mir enthüllte, dass mein Herz sehr geschwächt sei. Er empfahl mich einem Wiener Herzspezialisten, Prof. Dr. Landa, der in einer Vorstadt Wiens ein Sanatorium leitete, in dem ich einen Monat blieb. Während dieser Zeit besuchte ich meinen Onkel Philipp Menning, der der Vetter meiner Mutter war. Er stammte auch aus Pruden und hier führte er eine Eisenwarenhandlung in der Maria Hilferstr. Nr.17. Von ihm erfuhr ich, dass mein Vater am 25. Oktober gestorben war. Es war eigentlich keine Überraschung, denn ich wusste, dass er seit Monaten schwer krank war. Natürlich war ich verstimmt und geärgert, dass Nürenhaus mich daran gehindert hatte, ihn damals ein letztes Mal zu sehen.

Wenn in diesen Erinnerungen jemand besonders hervorgehoben zu werden verdient, dann ist es mein Onkel. Er hatte ein österreichisches Mädchen geheiratet. Bei ihnen, bei meinem Onkel und bei Lisi, liefen alle Nachrichten aus Pruden zusammen. Andererseits hatten sie Kontakte zu allen Prudnern, die an den verschiedensten Fronten kämpften, und leiteten Nachrichten weiter nach Pruden und sonstwo. Sie hatten eine lange Liste mit Adressen von Soldaten, die aus Pruden stammten, und sie bemühten sich, mit jedem in Kontakt zu bleiben. Er vermittelte sogar Nachrichten von Jungs aus benachbarten Dörfern wie Halvelagen und wir waren ihm alle sehr dankbar für seine treuen Dienste. Ich habe immer noch einen von diesen Briefen und werde ihn später diesem Bericht beifügen. Nach dem Aufenthalt von einem Monat in Dr. Landas Sanatorium verordnete er mir 30 Tage Rekonvaleszenz. Natürlich verbrachte ich diese Zeit bei meinem Onkel und half ihm in seinem Laden. Mehrere Male mussten wir wegen amerikanischen Bombenangriffen im Keller Schutz suchen. Ein Häuserblock in unserer Nähe wurde völlig zerstört und als unser Gebäude erzitterte, waren meine Kellergenossen sehr erschrocken. Ich hingegen hatte Schlimmeres durchgemacht und war weniger beeindruckt. In solch einem Bombenangriff war der berühmte österreichische Komiker und Filmschauspieler umgekommen. Ich hörte die Nachricht von seinem Tod aus dem Radio, das wir im Laden meines Onkels hatten. Jeden Tag arbeiteten wir in der Maria Hilferstraße und in der Nacht fuhren wir aus Sicherheitsgründen in die Vorstadt in die Villa meines Onkels. Eines Tages kam in den

Laden ein hübsches österreichisches Mädchen, um einen Ofen zu kaufen. Sie suchte sich einen aus, zahlte und rief dann: "Wie um alles in der Welt krieg ich den nach Hause?" Mein Onkel antwortete: "Sie müssen nur diesen jungen Soldaten darum bitten." Das war ein guter Rat und ich immer bereit zu helfen war einverstanden. Onkel Philipp lieh mir einen Handwagen, wir luden den Ofen darauf und machten uns auf den Weg. Ich musste den Ofen etwa vier Kilometer ziehen und schließlich erfuhr ich, dass das Mädchen im dritten Stock wohnte. Gentleman durch und durch, stellte ich den Ofen nicht nur richtig auf, sondern zündete auch ein Feuerchen in ihm. Deshalb lud sie mich ein, zu einem kleinen Imbiss zu bleiben. Sie erzählte mir, dass sie Witwe sei und eine kleine Tochter habe. Ihr Mann war in der Wehrmacht gewesen und irgendwo in Russland gefallen.

Sie selbst arbeitete in einer Kantine der Wehrmacht in Wien. Sie sagte mir, dass sie eine Musikliebhaberin sei. Deshalb setzte ich mich ans Klavier und spielte und sang ein Lied, das ich kurz vor meinem Abschied von Pruden komponiert hatte: "Im Dörflein klein", welches Edelweiß gewidmet war. Sie fand das Lied sehr schön und bald sang sie begeistert mit. Plötzlich umarmte sie mich und gab mir einen Kuss. Danach besuchte ich sie immer wieder. Ich hätte nie gedacht, dass dreißig Tage Rekonvaleszenz so schön hätten sein können.

Bald jedoch ging der Urlaub zu Ende und ich musste mich bei meiner Einheit zurückmelden. Anfang Dezember wartete ich mit einigen anderen Soldaten der "Prinz-Eugen-Division" am Bahnsteig des Nordbahnhofes von Wien auf den Zug, der uns nach einer anderthalbtägigen Reise nach Gorizia in Norditalien an der jugoslawischen Grenze brachte. Hier sollte ich leichten Dienst tun bis zum Ende des Krieges. Ich schob Wache und gab Musikunterricht. Den Rekruten brachte ich die Märsche bei. Wir waren angehalten worden, dass wir, wann auch immer wir durch eine Stadt marschierten, singen sollten, um die Bevölkerung aufzumuntern. Wie jeder Soldat bestätigen kann, war das Beste, wenn eine Band spielte. Wir hätten todmüde sein können, wenn die Militärband erklang, vergaßen wir unsere Müdigkeit und marschierten begeistert mit. Das beliebteste Stück war der Marsch "Alte Kameraden", der auch in England sehr bekannt ist. Den spielten wir immer, wenn eine wichtige Inspektion bevorstand.

Wir hörten von einem erneuten Attentat auf den Führer. Dass es wieder gescheitert war, überzeugte viele Leute, dass Hitler den besonderen Schutz Gottes genieße. Hitler muss jedoch das Gefühl gehabt haben, dass er niemandem trauen kann. Deshalb kam für



Georg Geddert (Hanni Jirku) und Georg Geddert 1942

einfache Soldaten übers Radio der Befehl, dass Offiziere, die dem Feind gegenüber Wankelmut oder Feigheit zeigten, auf der Stelle zu erschießen seien.

Es war kurz vor Weihnachten, als ich vom Tod meines Bruders Franz erfuhr. Diese Nachricht traf mich hart, denn wir waren uns immer sehr nahe gewesen und ich hatte von Kind auf zu ihm aufgeblickt. Weihnachten 1944 war ruhig, aber von Trauer geprägt. Am Heiligen Abend fand ein Fest in der Kantine mit einem Weihnachtsbaum, mit Kerzen, aber ohne "Stille Nacht, heilige Nacht" und ohne „Oh Tannenbaum" statt. Die Jungen aus Siebenbürgen - wir steckten immer zusammen - wussten, dass dies so sein werde. Bevor wir zur Kantine gingen, kamen wir deshalb in einer Hütte zusammen und sangen die beliebten Weihnachtslieder, damit der Geburtstag unseres Retters auch hier im Lager in Gorizia nicht ganz unbemerkt bliebe. Die Feiertage waren für mich bedrückend. Mein Vater war tot, Franz war tot und ich war weit weg von zu Hause. Ich glaube, dass ich zu verstehen begann, dass das Leben, wie ich es gekannt hatte, nun vorbei war, selbst falls ich noch einmal nach Pruden zurückkehren sollte. Franz würde mir nie mehr einen neuen Maßanzug machen; mit meinem Vater würde ich nie mehr zusammen das Feld bearbeiten. So viele Dinge würden einfach anders sein. Es war kurz nach Weihnachten, als ich - wie dumm von mir - mein Leben aufs Spiel setzte. Das geschah nicht auf dem Schlachtfeld; es ereignete sich im "Klassenzimmer". Ich hielt gerade meine Musikstunde vor ganz jungen Rekruten, als wir - wie es bisweilen geschieht - alle die Musik vergaßen und über das Kriegsgeschehen zu diskutieren angingen. Bald steigerte ich mich in eine Wut, schlug auf den Tisch und sagte, dass Deutschland unmöglich den Krieg gewinnen könne. "Das ist unmöglich!", erklärte ich. "Alle sind jetzt gegen Deutschland. Die Italiener haben sich gegen uns gestellt, sogar mein Land bekämpft uns. Die Engländer und die Amerikaner fegen über Frankreich hinweg und der Himmel verfinstert sich von amerikanischen Flugzeugen. Warum sieht man so selten ein deutsches Flugzeug? Und die Russen stürmen aus dem Osten heran. Ich sage euch, es ist alles aus." Zweifellos war es falsch, diese jungen deutschen Rekruten zu entmutigen - siebzehn Jahre alte Kinder. Fast hätte ich einen zu hohen Preis für meine Dummheit bezahlt. Einer der Eifrigsten berichtete es dem Leutnant und sagte ihm, dass ich antideutsche Propaganda verbreitete. Er brachte die Angelegenheit vor den Kapitän, der mich zu sich rufen ließ und mir einen Rüffel erteilte. "Ich könnte dich dafür erschießen lassen", brüllte er und ich wusste, dass er sich damit nicht nur brüstete. Aber er entließ mich mit einer ernststen Warnung. Ich war wegen meiner Musik bekannt und diese Tatsache rettete mich. Wieder hatte ich Glück gehabt.

Im Februar 1945 unterzeichneten die Alliierten in Yalta die Erklärung zum Befreiten Europa. Man kam darin überein, dass in den von den alliierten Heeren besetzten Ländern freie Wahlen durchgeführt und demokratische Regierungen eingesetzt werden sollten. Diese Übereinkunft wurde schon gebrochen, bevor der Monat vorbei war. Am 27. Februar 1945 bat der russische Diplomat Andrei Vyshinsky, der am Vortag plötzlich in Bukarest aufgetaucht war, um eine Audienz bei König Michael. Er bestand darauf, dass der König die Allparteienregierung, die nach dem königlichen Staatsstreich im vorigen August gebildet worden war und die die Deutschen verjagt hatte, zu entlassen.

König Micheal, unterstützt von seinem Außenminister Visoianu, widersetzte sich

diesen Forderungen bis zum nächsten Tag. Vyshinsky kam wieder, ignorierte die Bitte des Königs, wenigstens die Erlaubnis zu erhalten, die Führer der politischen Parteien zu befragen. Vyshinsky schrie und forderte sofort die Zustimmung, verließ dann den Raum, indem er die Türe zuknallte. Am selben Tag nahmen russische Tanks und Truppen in den Straßen Bukarests Stellung und am 6. März wurde die von den Sowjets ernannte Regierung eingesetzt. Unser Land war reduziert worden zu einem russischen Satellitenstaat unter dem totalitären sowjetisch-kommunistischen System, das wir vergeblich gefürchtet und verabscheut hatten.

Von zu Hause erhielt ich nach der Besetzung des Landes durch die Russen keine Briefe; die wenigen Nachrichten, die es gab, erhielt ich von meinem Onkel aus Wien. Was man hörte, war schrecklich. Die Russen deportierten die gesamte arbeitsfähige deutschstämmige Bevölkerung, Männer und Frauen, im Alter zwischen 16 bis 40 und 50 Jahren zur Zwangsarbeit in ihre vom Krieg zerstörten Gebiete. Viele starben schon auf der Reise, Mädchen wurden vor ihren Eltern vergewaltigt; andere wurden geschlagen, und viele starben wegen der extremen Kälte. Die Russen begingen nun eine schreckliche und rücksichtslose Rache für die von deutscher Hand begangene Gräueltat in den Kriegsjahren 1941 und 1942. Die Sklavenarbeiter erhielten kaum genügend Nahrung zum Überleben, deshalb starben viele vor Hunger. Das Arsenal des schlimmsten Naziterrors fand ebenbürtige Nachahmer bei den Kommunisten. Nicht ohne Grund hatten wir uns am Ende der dreißiger Jahre sowohl wegen Deutschland als auch wegen Russland ernsthafte Sorgen gemacht.

Mein ältester Bruder Hans, der damals etwa 35 Jahre alt war, war einer der vielen, die nach Russland verschleppt wurden. Er hatte das Glück, Pruden wieder zu sehen. Viele Verschleppten sahen ihre Heimat nie mehr. Hans starb jedoch bald nach seiner Rückkehr sicherlich an den Folgen und Entbehrungen der Russlandjahre.

An ein Ereignis in Gorizia erinnere ich mich ganz deutlich. Eines Tages, als wir zur Wachablösung unterwegs waren, hielt unser Offizier, der im Dienst war, einen Leichenzug an, der von einem Priester angeführt wurde, gefolgt von zahlreichen Trauernden. Der Offizier entschloss sich, den Sarg zu öffnen und zu kontrollieren. Er entdeckte, dass er keinen Leichnam enthielt, sondern ein Maschinengewehr und einen Haufen Munition. Bestimmt war das alles offensichtlich für die italienischen Partisanen. Der Priester wurde festgenommen und schließlich erschossen.

In Gorizia blieben wir bis Ende April. Die Wochen vergingen und uns wurde immer deutlicher, dass der Krieg zu Ende ging. Am 1. Mai begannen wir, Italien in Richtung der österreichischen Grenze zu verlassen. Vor dem Aufbruch erhielten wir die Erlaubnis, uns aus den Lagern so viele Vorräte mitzunehmen, wie wir nur konnten. Vorher war alles rationiert gewesen; nun gab es großen Ärger, als wir sahen, was die Vorratslager enthielten. Wir nahmen den sämtlichen Wein, Konserven, Kleidungsstücke, alles, was wir nur transportieren konnten. Was zurückblieb, wurde in die Luft gesprengt und zerstört. Unsere Lastkraftwagen hatten wir an die Front abgeben müssen und wir verließen Italien auf Pferden und Wagen, mit Ochsen und Karren und mit gestohlenen Fahrrädern. Mir war es gelungen, einen Wagen und ein

Paar Ochsen zu beschaffen und darauf saß ich, meinen großen Koffer, den ich im Lager voll gestopft hatte, im Auge behalten.

Ein fanatischer Offizier, der 300 Mann mit sich nahm, marschierte ab in einer anderen Richtung, denn er wollte Deutschland auf dem kürzesten Wege erreichen. Am 8. Mai kam die Nachricht, dass der Krieg zu Ende war, was dieser Offizier jedoch nicht hinnehmen wollte. Er schikanierte seine Leute und zwang sie, schneller zu marschieren. Sie hatten nun aber von seinem Irrsinn genug, denn sie sahen wenig Sinn dahin zu eilen, um das Vaterland zu verteidigen, nachdem der Krieg nun zu Ende war. Der Offizier wurde erschossen und die meisten der Männer schlossen sich nach einigen Tagen uns an. Inzwischen waren wir jedoch Kriegsgefangene geworden.

Wir hatten die österreichische Grenze überschritten und befanden uns in der Nähe der Stadt Villach, als wir am 8. Mai zum ersten Mal hörten, dass sich Hitler erschossen habe und dass sich alle kämpfenden Truppen bedingungslos ergeben sollten. Wir marschierten weiter, aber mit der Disziplin war es vorbei. Ich nahm die Gewehre, die ich im hinteren Teil meines Wagens versteckt hielt und zerschmetterte sie an Baumstämmen, während die deutschen Offiziere plötzlich lammfromm, sehr freundlich und demütig geworden waren. Endlich, dachten wir, ist die Zeit gekommen, dass wir mit einigen von ihnen abrechnen. Während England am 8. Mai feierte, wälzte sich unser Konvoi langsam weiter, bis wir am 9. Mai die Ortschaft Hermagor erreicht hatten. Dort erhielten wir den Befehl, die Waffen zu strecken und hier ergaben wir uns den englischen Truppen.

Nie zuvor hatte ich in meinem Leben einen Engländer gesehen und es war ein wenig überraschend festzustellen, dass sie nicht die Teufel waren, wie man uns das eingebläut hatte. Sie sahen wie jeder von uns aus! Wir kamen gut miteinander aus und tauschten Zigaretten, Whisky und Wein. Ich verteilte viele meiner Konserven aus meinem großen Koffer. Wir waren alle dankbar, dass der Kampf vorbei war. Am 10. und 11. Mai erhielt unsere Kompanie deutsche Gewehre und Maschinengewehre zurück, um zusammen mit britischen Truppen einige von Titos Partisanen, die immer noch deutsche Truppen verfolgten und ausraubten, obwohl sie waffenlos und zur Kapitulation bereit waren, in Schach zu halten. Kämpften, Seite an Seite mit den Engländern! Das Blatt hatte sich gewendet. Wenn Krieg mir je etwas bedeutet haben sollte, jetzt erschien er mir völlig sinnlos.

Ein deutscher Offizier kam hier mit seinen Soldaten an. Die Band spielte die Deutsche Hymne. Dann sprach der Offizier zu seinen Leuten und sagte ihnen, sie sollten entsprechend ihren Überzeugungen handeln, aber er werde sich nie ergeben. Vor allen seinen Soldaten nahm dieser hohe Offizier die Pistole und gab sich einen Kopfschuss. Einige hohe britische Offiziere sollen mit Bewunderung von dieser Entschlossenheit gesprochen haben.

Wir blieben in Hermagor drei Tage lang. Ich schlief jede Nacht in meinem Wagen, den ich dann einem Zivilisten für einen Anzug gab. Man hatte uns nämlich gesagt, dass wir bald nach Hause fahren dürften, jeder wie er wusste und konnte. Die zwei Ochsen

schlachteten und aßen wir. Die nächsten zwei Wochen entluden und verluden wir Militärlaster mit Versorgungsgütern in Hermagor. Danach brachte man uns per Eisenbahn zurück nach Italien, nach Ancona am Adriatischen Meer. Hier steckte man uns zum ersten Mal hinter Stacheldraht. Als wir unser kahles Gefangenenlager sahen, wussten wir, dass wir nicht so bald nach Hause fahren würden. In Ancona war es unangenehm heiß, das Essen war spärlich und schlecht. Zum Glück hatte ich meinen großen Koffer mitnehmen dürfen. Was ich dort noch an Vorräten aufbewahrte, half mir, diese Wochen leichter zu überstehen als manch einer unserer Kameraden.

In Ancona blieben wir bis spät im Juli. Dann verlud man uns wieder in Lastkraftwagen und brachte uns nach Trento in Norditalien, wo wir die nächsten neun Monate verbringen sollten, in amerikanischen Zelten untergebracht, das Lager umgeben von Stacheldraht und bewacht von britischen und einigen polnischen Aufsehern.

In Trento betrat ich den Schwarzmarkt. Die Verpflegung war auch hier wieder sehr schlecht und - was für viele noch schlimmer war - wir hatten keine Zigaretten mehr. Die Tauschrate begann mit vier Keksen für eine Zigarette. Dann wurden sie teurer: sechs Kekse für eine Zigarette und eine Woodbine noch dazu. Wir schliefen zehn Mann in einem Zelt und oft teilten wir eine Zigarette, indem jeder einige Züge tat. Ich dachte und sagte zu mir im Stillen: "Misch, das geht so nicht weiter." Ich besaß ein Paar hübsche deutsche Stiefel und ich entschloss mich, sie zu verschachern. Ich hatte einen Deutschen kennen gelernt, der schon früher in Kriegsgefangenschaft geraten war. Er war in den USA gewesen. Er war eigentlich immer noch Kriegsgefangener, aber er fuhr Laster für die Amerikaner und brachte Versorgungsgüter ins Lager. Ich verkaufte ihm meine Stiefel für italienische Tabakblätter, die ich mit einigen Freunden fein schnitten und in leere Schokoladenbüchsen legten. Am nächsten Tag tauschte ich ein Paar Wollsocken, die ich noch aus dem Lager von Gorizia hatte, für Zigarettenpapier. Außerdem schenkte mir mein deutscher Freund 30 Pakete mit Keksen, von denen ich die meisten an meine Zeltkameraden verschenkte. Mein Kontaktmann war froh, dass er mich gefunden und ich freute mich, dass ich ihn gefunden hatte.

Nachdem ich aus dem Tabak Zigaretten gedreht hatte, gab ich einige meinen Kameraden aus dem Zelt. Danach machte ich mich auf die Socken zum Offizierspferch. Die Offiziere hatten genau so wenig Tabak wie auch wir und ich hatte keinerlei Schwierigkeiten, einen schneeweißen Arztkittel, den mein Verbindungsmann gegen 80 Glimmstängel beehrte. Ein Oberst zückte eine prächtige Uhr aus purem Gold und fragte, wie viele Zigaretten ich dafür kriegen könne. "Wenn du sie für 200 Zigaretten verkaufen kannst", sagte er, "dann kriegst du 20 davon." Ich nahm die Uhr und um halb zehn Uhr am nächsten Morgen traf ich meinen Kontaktmann, als er mit seinem Laster ankam.

Seine Augen leuchteten, als er die goldene Uhr sah. "Einer unserer Offiziere möchte diese Uhr verkaufen", sagte ich. "Er hofft dafür 1000 Zigaretten zu erhalten." Er prüfte sie gründlich und war offensichtlich beeindruckt. "Könnte sie nicht billiger sein?" fragte er. "Ich weiß, dass du mir nicht die Wahrheit sagst." "Vielleicht verlangt er 800" sagte ich zweifelnd. Er schüttelte seinen Kopf. "Ich sag dir was" rief er, "ich gebe dir

500 Zigaretten und eine große Schachtel mit Keksen!” “Oh, das kann ich so nicht machen; ich muß ihn vorher sprechen” antwortete ich. Ich gehe um zu sehen, was er sagt und in einer halben Stunde treffe ich dich hier wieder.” Ich verschwand, aber nicht um den Oberst zu treffen. Ich rauchte eine Zigarette hinter einer Hütte und nach einer halben Stunde war ich wieder an Ort und Stelle. Er sagt: “Du solltest die Differenz teilen” log ich” und mach es 700 Zigaretten.” Nachdem er sich die Uhr wieder angesehen hatte, war er einverstanden.” Ich habe nur 500 Zigaretten bei mir” sagte er, “wir werden das morgen erledigen.” Dann betrachtete er den weißen Kittel. Es war genau das, was er suchte. “Was willst du für den Kittel?” fragt er. “Der Mann, dem dieser Kittel gehört, will dafür nicht weniger als 300 Zigaretten” erklärte ich, ohne ihm zu gestehen, dass er schon mir gehörte. “Schau ihn dir an, es ist das allerbeste Material.” Auch dies wollte er den nächsten Tag regeln und er tat es auch.

Ich brachte dem Oberst 200 Zigaretten. Davon gab er mir 20 zurück und ich nahm sie, ohne mit der Hand zu zittern. Diese Männer hatten die schmalen Rationen ausgeteilt und uns oft genug schlecht behandelt. Nun hatte sich das Blatt zu unseren Gunsten gewendet und oft konnten wir die Schadenfreude nicht gänzlich unterdrücken. Die deutschen Stiefel, die goldene Uhr und der weiße Arztkittel hatten mich reich gemacht. Innerhalb von zwei Monaten war ich so etwas wie ein kleiner Millionär geworden, eine bekannte Gestalt im Gefangenenlager. Ich versorgte meine Zeltkameraden und auch meine anderen Freunde. Während viele im Lager von Trento hungerten, konnte ich immer auf die wässrige Suppe, die wir erhielten, verzichten. Ich aß indessen Eier, Fleisch, Speck und Brot und sprach dem Wein tüchtig zu. Die vergangenen fünf Jahre hatten mich gelehrt, meinen Verstand im Leben zu gebrauchen.

Das Leben in Trento hatte jedoch auch seine heiteren Seiten. Wir gründeten unter der Leitung von Michael Schuster, einem evangelischen Pfarrer aus Siebenbürgen, der mit mir in der "Prinz-Eugen-Division" gedient hatte, einen Lagerchor. Die Lagerführung teilte jedem, der an den Proben teilnahm, ein zusätzliches Paket Kekse zu. Deshalb versuchten möglichst viele mitzumachen. Wir bildeten einen Chor von 300 Sängern, wir veranstalteten Konzerte und Feiern mit einem hohen künstlerischen Niveau.

Zu Weihnachten 1945 wurde ich von englischen Offizieren eingeladen, bei ihrer Party, die auch viele hübsche italienische Mädchen besuchten, Akkordeon zu spielen. Diese Unterhaltung dauerte bis drei Uhr morgens. Ich wurde wie ein Lord behandelt, überhäuft mit Essen und Getränken, die mir schmeckten. Gegen Ende der Party ließen meine Kräfte auch nach, so dass ich Mühe hatte, mich der Stücke, die ich spielen sollte, zu erinnern. Schließlich begleiteten mich einige belustigte Engländer "nach Hause", wünschten mir ein frohes Fest und hoben an einer Stelle den Stacheldraht hoch, so dass ich durchkriechen konnte. Endlich konnten wir wieder unsere Weihnachtslieder singen und am ersten Weihnachtstag gingen wir in die Kapelle aus Steinen, die wir gebaut hatten und in welcher ein kleines Harmonium stand. Sie war gedrängt voll, und Michael Schuster predigte, tief bewegt und ergriffen. Er erzählte mir später, dass sich an jenem Tage 300 Katholiken bekehrt hätten, dass diese nie mehr zu den katholischen Gottesdiensten, die im Zelt gefeiert wurden, gegangen seien. Als Weihnachtsgeschenk erhielten wir vom Papst fünf Zigaretten und zum Festessen gab es einen etwas

kräftigeren Eintopf und einen Tee mit Milch, was ein ungewöhnlicher Luxus war. Jedes Zelt war mit Tannenzweigen geschmückt. Ich war in der Lage, jedem meiner Zeltkameraden etwa 30 g Tabak zu schenken. Trotz allem waren wir in Gedanken zu Hause und viele von uns wunderten sich. Ein ganzes Jahr lang hatte ich nur wenige Nachrichten aus der Heimat erfahren. Vielleicht würde das Jahr 1946 die Wende bringen. Wenigstens war der Krieg zu Ende.

Im Mai 1946 wurden wir erneut mit dem Zug in Richtung Süden verfrachtet nach Rimini, auch eine Stadt an dem Adriatischen Meer, grob 75 Kilometer von Ancona entfernt. Dank meiner kommerziellen Begabung verließ ich Trento so reich, wie ich es noch nie in meinem ganzen Leben war. In Rimini blieben wir bis August. Die Bedingungen hier waren viel besser: wir hatten mehr Beschäftigung, bessere Verpflegung, schönere und bequemere Betten. Bisher mussten wir uns mit Decken und Kartonunterlagen begnügen. Diese Verbesserungen bedeuteten auch, dass es mit dem Schmuggel vorbei war. Es gab ihn noch, aber nur im Kleinen, kein Vergleich mit vorher. Ich sang weiter im Chor, ging jeden Sonntag zur "Kirche", die hier in einer Wellblechhütte untergebracht war.

Dreimal in der Woche brachte man uns hinunter zum Meer zum Baden. Das war ein Vergnügen, nicht nur weil man sich ordentlich waschen konnte, sondern auch weil man gewöhnliche Menschen sehen konnte bei der Verrichtung ihrer täglichen Arbeit. Bisher waren wir selten außerhalb des Gefangenenlagers gewesen. Diese Ausflüge zum Meer waren für uns willkommene Unterbrechungen im Lageralltag. Sie ließen uns wieder von Neuem träumen. In Trento träumten wir immer nur vom Essen; in Rimini verbesserte sich das Essen und das Leben; so träumte jeder von Frauen. Nicht zufällig geschah es, dass sich einige Mädchen unter dem Stacheldraht hindurch zwangen, um das Lager zu besuchen.

Glücklicherweise wurden wir in Rimini weniger scharf bewacht, so konnten einige Gefangene unter dem Stacheldraht durchschlüpfen und sich verstecken. Auch ich spielte mit dem Gedanken durchzugehen. Aber wohin sollte ich flüchten? Eine italienische Familie hätte mich sicherlich gerne aufgenommen, aber sie war zu weit weg. Kurz bevor wir Gorizia verließen hatte ich ein Mädchen kennengelernt. Sie war die Tochter des Schankwirts, dessen Schenke einige von uns immer wieder aufsuchten, wenn wir von der Wachablösung kamen. Sie hatte einen Bruder, der eigentlich für die Partisanen arbeitete und in Rumänien Schulen besucht und im Erdölgebiet um Ploiesti gearbeitet hatte. Die Familie hatte mich ins Herz geschlossen und schlug mir vor, von meiner Einheit zu desertieren und bei ihnen zu bleiben. Sie hätten mich in den Gebirgen bei ihren Schafen versteckt, wo mich sicherlich niemand entdeckt hätte. Es war eine große Versuchung und es gab viele Tränen, als ich mich entschlossen hatte, bei meinen Kameraden zu bleiben. Damals hoffte ich in der Tat, bald wieder nach Pruden zurückkehren zu können. Gorizia war nun zu weit weg. Wäre es näher an Rimini gewesen, hätte ich zu fliehen versucht, um mich dort niederzulassen.

Aber mein Schicksal wollte es anders. In Rimini erhielt ich von Onkel Menning einen Brief, meine erste Post seit einem Jahr. Eines Morgens im August nach dem Appell

fragte man uns: "Wer meldet sich freiwillig zur Arbeit?" Man sagte uns nicht, wo die Arbeit erfolgen sollte, aber man versprach uns besseres Essen und auch bessere Bedingungen. Deshalb meldeten sich viele freiwillig. Alles würde besser sein als ein Leben hinter Stacheldraht. Wir unterschrieben ein Formular und warteten. Dann kam ein Gerücht auf, hartnäckig und schrecklich, wie es im Falle von Eingesperreten und nach Neuigkeiten lechzenden leicht entsteht. Die Absicht war, uns zu töten. Laut Gerücht wollte man uns auf einige alte Kriegsschiffe verladen und diese dann versenken. Wir konnten das weder glauben noch konnten wir es aus unseren Köpfen verbannen. Wir wussten, dass wir am 25. August das Lager verlassen sollten, und als der Tag immer näher kam, hatten wir das Gefühl, als müssten wir zum Galgen. Nun tat es uns Leid, dass wir das Formular unterschrieben hatten. Wir befürchteten, unser eigenes Todesurteil unterschrieben zu haben.

Am 25. August gingen wir im Hafen von Rimini an Bord der "Antenor". Mit uns kamen 20 polnische Wachleute, die im Britischen Heer dienten. Um so klarer war es uns nun, dass wir versenkt werden sollten. Die Tage unseres Lebens schienen gezählt. Als ich schließlich eine beträchtliche Menge italienischer Zigaretten und den Rest meines übriggebliebenen italienischen Geldes abgab, fragte ich einen Wachsoldaten, wohin die Reise ginge. Nach langem Zögern sagte er: "England", aber er befahl mir ganz streng, es nicht weiterzusagen. Ich befolgte seinen Befehl, aber ich tröstete einige meiner Kameraden, indem ich darauf hinwies, dass auch einige Zivilpersonen an Bord seien, die sicherlich nicht hier wären, wenn das Schiff hätte versenkt werden sollen. In einer Nacht erlebten wir einen furchtbaren Sturm. Die Wellen schlugen über Deck; die Pumpen konnten nur schwer mit den Wassermassen fertig werden. Viele wurden seekrank. Inzwischen war es mir nun klar, dass wir auf keinen Fall nicht absichtlich in den Tod geschickt worden waren. Ich war nun fröhlich und fügte mich dem Schicksal. Die "Antenor" erreichte ihren Heimathafen Liverpool am 1. September 1946. Ich tat den ersten flüchtigen Blick auf England. Mit dem Zug ging es gleich weiter nach Colchester, wo wir drei Wochen lang in Wellblechhütten wohnten und ich am 8. September meinen 27. Geburtstag feierte. Für jede Woche erhielten wir fünf Shilling Lagergeld. Zusätzlich gab es fünf Shilling, die jedoch nicht ausgezahlt, sondern auf ein Sparkonto überwiesen wurden. Das war gut, denn so wurden wir zum Sparen verpflichtet. Es gab hier ein Lagerkino, Eintrittskarte einen Shilling. Hier erneuerte ich meine Bekanntschaft mit Johnny Weissmüller als Tarzan (ich hatte ihn zuletzt in den Nachmittagsvorstellungen in Elisabethstadt gesehen) und erfuhr von den Heldentaten des Buffalo Bill, von denen ich nur gelesen hatte. Ende September wurden wir gruppenweise in verschiedene Gegenden des Landes verschickt, wo man Arbeiter suchte, vor allem Landarbeiter. Etwa 350 Mann wurden mit dem Zug ins ostenglische Marschland, auf englisch "Fens", nach Ely, der kleinen Stadt mit der großen Kathedrale, gebracht. Hier gab es kein Lager. Barton Fields Camp befand sich auf der Cambridge Road; das West Fen Camp, in das ich geschickt wurde, lag in der West Fen Road, die sich durch die Marsch bis ins Dorf Coveney wand. In diesem Lager befanden sich etwa 500 Mann, davon waren wahrscheinlich 350 Siebenbürger Sachsen aus Rumänien. Untergebracht waren wir in bequemen Holzhütten und in einem Radius von fünf Meilen konnten wir uns frei bewegen. Jeden Tag kamen Farmer und holten uns mit ihren Transportern ab und brachten uns abends wieder zurück. Für jeden

Arbeiter mussten die Farmer dem Staat 15 Shilling pro Tag zahlen und wir erhielten weiterhin jede Woche unser Geld, wie oben erwähnt. Wir Siebenbürger hielten wie immer zusammen. Einige Farmer behandelten uns tatsächlich sehr gut. Wenn wir harte Arbeit zu verrichten hatten, gaben sie uns Zigaretten oder sogar zusätzlich Geld. Natürlich gab es auch andere, die streng und gemein waren und versuchten, die letzte Kraft aus uns herauszupressen. Der erste Farmer, bei dem ich arbeitete, war einer von der letzten Sorte. Dann verbrachte ich einige Wochen bei Mr. Haylock, dessen Farm sich in Coveney befand. Er war ein großzügiger Mann. Wir trugen alle Kakiuniformen, die mit P.W. (Prisoner of War, auf deutsch: Kriegsgefangener) bedruckt waren. Bald gehörten wir zum vertrauten Bild der Nachbarschaft.

Mit den Gefangenen des Barton Fields Camp gründeten wir wieder einen Chor, viele waren auch Mitglieder des Chores von Trento gewesen. Es war weitgehend ein Chor der Siebenbürger. Wir organisierten Veranstaltungen im Lager, zu denen wir Leute einluden. Unser Lagerkommandant war mit uns zufrieden und wir wurden eingeladen und gaben Konzerte im ganzen Distrikt. Schön langsam bemerkten die Leute, obwohl es lange gedauert hatte, dass wir schließlich auch Menschen waren. Außer dem Chor hatten wir eine Blaskapelle und ein Streichorchester und unsere Konzerte waren sehr beliebt. Michael Schuster war als Militärgeistlicher in Italien zurückgeblieben, aber unser neuer Dirigent hieß ganz zufällig auch Michael Schuster. Er stammte aus dem Dorf Wurmloch, unweit von Mediasch. Eines der denkwürdigsten Konzerte gaben wir in der schönen Kathedrale von Ely. Eines Tages, als wir bei der Arbeit waren, kam ein Farmer zu uns, um zu sehen, wie es uns ginge und er nannte uns "Good boys". Da uns das Englische noch ziemlich fremd war, verstanden wir ihn nicht und dachten, er nenne uns "Bullocks" (auf deutsch: Ochse). "Ha, der will, dass wir wie Ochsen arbeiten" dachten wir. Prompt arbeiteten wir nach Vorschrift. Der arme alte Farmer verstand unsere Reaktion nicht und bot uns zusätzliche Zigaretten an. Wir aber wollten nicht beschimpft werden und kehrten an jenem abend tief beleidigt zum Lager zurück. Ich entschloss mich, den Lagerdolmetscher zu fragen, welche Beleidigung uns zugebracht worden war. Erst jetzt verstanden wir, dass uns der arme alte Mann uns ein Kompliment machen wollte. An dem Abend entschloss ich mich, Englisch zu lernen. In drei Wochen hatte ich so viel gelernt, dass ich mich beim Farmer für das Missverständnis entschuldigen konnte.

Eine Woche vor Weihnachten 1946 gaben wir ein besonderes Weihnachtskonzert, zu dem alle Würdenträger der Stadt eingeladen waren. Das war ein großer Erfolg und trug beträchtlich dazu bei, dass wir von den Gemeindemitgliedern akzeptiert wurden. Am Heiligen Abend waren wir zu einem Choralsingen in die St. Mary's Church in Ely eingeladen. Unser Chor sollte mit ihrem Kirchenchor singen. Der Pfarrer predigte zuerst und unser Dolmetscher übersetzte ins Deutsche. Dann predigte unser Lagerpater und es wurde ins Englische übersetzt. Die Chöre sangen „Oh Come all ye Faithful" mit abwechselnden Strophen in Deutsch und in Englisch. Dann sang ich die ersten zwei Strophen von "Stille Nacht, heilige Nacht" als Solist in Deutsch und der Chor summte im Hintergrund. Nach dem Gottesdienst kehrten wir ins Lager zurück, um unser Fest zu feiern. Die Hauptstube war mit einem Weihnachtsbaum geschmückt und unser Chor sang die bekannten Lieder und man sagte Gedichte auf und las

biblische Texte. Acht von uns spielten in der Band und ich trug das Gedicht "Was ist denn Heimat? Vater, sag mir's doch!" vor. Dieses Gedicht erinnerte uns an unsere siebenbürgischen Berge, an die Wälder, die Felder, die Weintrauben und vor allem an unsere Lieben, die wir zurückgelassen hatten und wahrscheinlich nie mehr wieder sehen würden. Alle waren tief bewegt und ich musste das Gedicht noch einmal aufsagen, bevor wir auseinander gingen. Ich werde diesen Heiligen Abend nie vergessen. Am nächsten Morgen sang unser Chor in einem gemeinsamen Gottesdienst. In Ely war das Leben nie langweilig. Am Tag waren wir auf dem Feld und in der Nacht sangen wir. Oft wurden wir von englischen Familien, meist Leute, die im Kirchenleben aktiv waren, eingeladen, zum Dinner oder zum Tee am Sonntag. Wir schätzten diese Gelegenheiten, für einige Stunden am ganz gewöhnlichen Familienleben teilzuhaben. Im März 1947 schmolz der übermäßig viele Schnee durch plötzlichen heftigen Regen, so dass die Flüsse über die Ufer traten. Die Marschlandschaft wurde weitgehend überschwemmt und man rief uns zu Hilfe. Wir halfen Sandsäcke schleppen und stopften damit die geborstenen Dämme. Das waren Sonderschichten und pro Nacht erhielten wir fünf Shilling.

Im Frühling des Jahres 1947 hatte die BBC von unserem Chor gehört und kam zu uns nach Ely, um Aufnahmen von uns zu machen. Ich durfte ein oder zwei Lieder Solo singen; das war eine Sternstunde für mich. Man sagte uns, wann das Programm in einer Auslandssendung übertragen werden sollte, so dass wir unsere Familien verständigen konnten. Ich glaube, dass es der 17. April war. Ich teilte meiner Familie das Datum mit und erfuhr später, dass meine Mutter, meine Schwestern und mein Bruder mich gehört hätten. Offensichtlich hatte das ganze Dorf die Radios eingeschaltet, denn hier in Ely waren auch andere Prudner. Viele Leute hatten weinend unserem Gesang gelauscht. Es waren nun fünf Jahre vergangen, seit wir, die Bruderschaftsfahne schwingend, Pruden verlassen hatten.

In Ely erhielt ich hin und wieder Briefe von Pruden, gründlich zensiert von den kommunistischen Autoritäten in Elisabethstadt. Im Februar erreichte mich ein Schreiben von Lisi Tatter und Onkel Menning mit dem Datum 2. Februar 1947. Das Ende des Briefes enthielt Bemerkungen persönlicher Natur, aber ich gebe hier den Hauptteil des Briefes wieder mit den neuesten Nachrichten von allen Prudnern, die in irgendeiner Weise vom Krieg tangiert wurden. Ich möchte damit zeigen, welche wichtige Arbeit mein Onkel für uns Jungen, die wir in der Fremde waren, leistete. Die Liste spricht für sich. Viele Prudner, bei denen "In Russland" steht, kehrten nicht mehr nach Pruden zurück. Liste der Prudner wird separat veröffentlicht. Am 7. August 1947 wurden sechs von uns aus Ely nach Littleport geschickt, um dort auf der Plantation Farm an der Lynn Road zu arbeiten. Dieses war unsere erste reguläre Arbeitsstelle seit dem Krieg: Wir wohnten in einer bequemen Hütte auf der Farm und machten uns das Essen selber. Das Leben nahm eine Wende zum Besseren im Vergleich zum Lagerleben. Hier arbeitete ich fünf Jahre lang. Im Frühling 1948 mussten alle Kriegsgefangenen unseres Verwaltungskreises nach March reisen, wo wir aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurden. Das bedeutete, dass wir nun ein volles Gehalt verdienen konnten, dass wir gehen durften, wohin wir wollten. Wir mussten jedoch weiterhin in der Landwirtschaft arbeiten, in keinem anderen Bereich.

Von zu Hause erhielt ich monatlich etwa einen Brief. Trotz der Zensur entnahm ich den Schreiben, dass sich das Leben in Pruden von Grund auf geändert hatte. Unter den Kommunisten hatten die Deutschen ihr Eigentum verloren und die Verwandten, deren Söhne oder Väter gegen die Kommunisten gekämpft hatten, wurden zu Opfern. Meine Mutter verlor ihren Grund und Boden und jeder musste aufpassen, was er sagt. Stalin war nun der Herrscher und seine Geheimpolizei war allgegenwärtig.

Während ich noch auf der Plantation Farm des Mr. Thompson arbeitete, suchte ich mir im November 1948 ein neues Quartier in Littleport, ein großes Dorf im Marschland mit etwa fünf tausend Einwohnern. Meine Wirtsleute waren sehr streng, denn ich musste jeden Abend um zehn Uhr unbedingt zu Hause sein. An diese Abmachung konnte ich mich natürlich nicht lange halten. Eines Abends nahm mich Hermann Hildebrandt, einer meiner Arbeitskollegen, in seinem Wagen mit nach Peterborough zu einer Vorstellung. Ich war fasziniert von einem armlosen Mann, der mit seinen Zehen wunderbar Violine und Kornett spielte. Es war fast Mitternacht, als wir zurück in Littleport waren. Ich war ausgesperrt worden. Die Nacht verbrachte ich bei Hermann und packte am nächsten Morgen meinen Koffer. Es gelang mir, eine ältere Frau zu überreden, mich in ihrem Haus unterzubringen. Nach einigen Monaten war ihre Tochter meine Frau.

Anfang Januar 1949 erhielt ich einen Brief, aus dem hervorging, dass ich nach Deutschland fahren müsse, um aus dem Deutschen Heer entlassen zu werden und dass ich anschließend dort einen Monat Urlaub verbringen könnte. Wir mussten uns wieder in March melden und wir wurden gefragt, ob wir Freunde oder Verwandte hätten, wo wir wohnen könnten. Ich hatte eine Nichte, die in einem Dorf auf einem Bauernhof neben Frankfurt am Main lebte. Ich wusste, dass ich dort wohnen könnte. Auch fragte man uns, ob wir für immer in West-Deutschland bleiben wollten. Ich sagte jedoch, dass ich zurückkommen wolle. Wir erhielten unser Gespartes zurück und ich schickte den Scheck meiner Nichte, damit sie ihn einlösen könne, so dass ich, wenn ich ankäme, über mein Geld verfügen könne. Eine ganze Gruppe fuhr von Harwich aus per Schiff nach Hoek in Holland, wo wir übernachteten. Am nächsten Morgen brachte uns ein Zug nach Deutschland. In einem Militärlager in Münster wurde ich aus dem Deutschen Heer entlassen und nach acht Jahren kehrte ich wieder ins Zivilleben zurück. Ich erhielt 60 Mark Entlassungsgeld. Es war ein herrliches Gefühl zu wissen, dass ich von nun an selber entscheiden konnte und nicht mehr auf Befehle warten musste. In Münster traf ich viele meiner Kameraden aus Trento und man kann sich vorstellen, wieviel wir erzählten und uns nach Freunden und Verwandten erkundigten. Dann war Zeit für meinen Urlaub. Meine Nichte lebte auf einem Bauernhof in Bonames. Dort ließ ich es mir fünf Wochen lang gut gehen. Ich half ein wenig auf der Farm aus. Im Vergleich zu meiner täglichen Arbeit in England, wo ich den ganzen Tag schwer arbeiten musste, war dieses ein Kinderspiel. Ich genoss jeden einzelnen Tag. Während ich dort war, fanden drei Maskenbälle statt. An einen erinnere ich mich ganz besonders. Mädchen und Frauen trugen die Masken bis Mitternacht. Am besagten Abend tanzte ein Mädchen die ganze Zeit mit mir. Um Mitternacht wurden nach einem Tusch der Band die Masken abgenommen. Ich guckte meine neue Freundin erwartungsvoll an und konnte meinen Augen nicht trauen. Sie war mindestens 50 Jahre. "Oh Misch" brummte

ich, "das war vielleicht ein Reifall!" Trotz alledem hatte ich einen wunderschönen Urlaub - den ersten seit vielen Jahren - und in Honolulu hätte es mir nicht besser gefallen können.

Ende Februar kehrte ich nach Littleport zurück und arbeitete auf der Farm. Im Großen und Ganzen denke ich, dass die meisten Kriegsgefangenen es so empfanden, dass die Mehrheit der Engländer uns akzeptierten; es gab natürlich auch solche, die uns mit Misstrauen und Abneigung begegneten. Deshalb beschlossen meine Frau und ich, uns ganz heimlich trauen zu lassen. Der Trauung beim Standesamt in Ely im Mai wohnten als Trauzeugen nur meine Schwiegermutter und Franz Peppel, einer meiner Arbeitskollegen, auch ein Siebenbürger Sachse. In dieser Zeit begann ich die Alpträume meiner Stalingraderlebnisse zu berichten. Am Anfang des Jahres 1950 wurde der Gemischte Chor von Littleport gegründet. Ich zählte zu den Gründungsmitgliedern und sang dort sechs oder sieben Jahre lang.

Die letzten 15 Jahre war mein Leben dem der anderen Engländer sehr ähnlich. Ich verließ die Plantation Farm im Jahre 1952 und ging als Arbeiter zum Bau. Im Jahre 1953 hielt das Cliff College ein Missionsfest in unserem Dorf. Eines Abends, nachdem der Evangelist Ernest Steel gepredigt hatte, traten meine Frau und ich der



Elternhaus von Michael Paul - hinten Mitte

Methodistischen Kirche von Littleport bei. 1957 erkrankte ich schwer an Brustfellentzündung und Lungenentzündung, so dass ich mehrere Wochen im Krankenhaus verbringen musste. Als ich wieder gesund war, begann ich bei einer anderen Baufirma zu arbeiten. Wir bauten damals die Sandhill Bridge in Littleport. Wir errichteten auch andere Brücken in der Marsch. 1959 erkrankte ich erneut, obwohl ich nur ganz leichte Arbeiten zu verrichten hatte. Ich musste mit der Arbeit aufhören. Ich

war dann zwei und ein halb Jahre unbeschäftigt wegen meiner Nerven und der Bronchitis. Diese verursachte mir Muskel-Rheumatismus in der Brust und den Schultern. Erst im Herbst 1961 kehrte ich zur Arbeit in die Zuckerrübenfabrik von Ely zurück, wo ich die Maschinen wartete. Danach war ich eine Zeit lang Vorarbeiter bei einer anderen Baufirma.

Drei oder viermal im Jahr treffen sich die in England lebenden Siebenbürger zu einem Fest. Ich glaube, es war im Jahre 1961, als ich zu einem dieser Treffen nach Cambridge fuhr. Auch dabei waren Lisi Botschner, meine unmittelbare Nachbarin in Pruden und ihr Mann, mein zweiter Vetter, Hans Botschner. Sie lebten nahe Stretham, das sich wie Littleport in der Nähe von Ely befindet. Meine Frau war mitgekommen und wir erfreuten uns der Musik, des Tanzes und der angebotenen Erfrischungen. Plötzlich traten Hans und Lisi vor mich, lächelten und stellten mir eine Frau vor, die ich nicht erkennen konnte. "Darf ich Bekanntschaft machen?" sagte Hans. Ich sah sie mehrere Minuten lang an und versuchte mich zu erinnern. Schließlich sagte ich auf Deutsch: "Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" In ihrer Stimme lag ein Ton von Traurigkeit: "Erkennst du mich nicht?" Ich strengte mich noch stärker an. Dann sagte sie: "Kennst du dein kleines Edelweiß nicht mehr?" Es war, als hätte man mich mit dem Hammer auf den Kopf geschlagen. Mir schwindelte. Cambridge und Pruden vermischten sich. Stalingrad, das uns getrennt hatte, war auch da und meine Frau ebenfalls. Plötzlich hob sich der Nebel von 18 Jahren und ich erkannte sie: Es war in der Tat mein kleines Edelweiß, meine erste Liebe, meine liebliche kleine Gebirgsblume. Es war unbestritten Edelweiß, die ich vor dem Ertrinken aus der Kokel gerettet und mit der ich am Fasching getanzt hatte. Ich muss bedauerlicherweise gestehen, dass meine liebe Frau mich in der Nacht kaum mehr sah, denn ich tanzte die ganze Zeit mit Rebekka. Sie lebte nach den Jahren ihrer Zwangsarbeit in Russland nun in Deutschland und besuchte Bekannte in England. Michael Geddert war gefallen, Rebekka war zur harten Arbeit nach Russland verschleppt und wegen Krankheit nach Deutschland entlassen worden. Sie hatte nie mehr geheiratet. Auf geheimnisvolle Weise scheint das Wort "Edelweiß" meine Geschichte zu symbolisieren - das Leben eines Menschen, von der Weltgeschichte erfasst und verunstaltet, ein Leben der dörflichen Idylle in Siebenbürgen und der unbeschreiblichen Hölle von Stalingrad.

Heute bin ich staatenlos. Ich gehöre keiner Nation an. Ich nehme an keiner Wahl teil. Ich habe die Britische Staatsangehörigkeit nie beantragt, weil ich immer gehofft habe, dass sich im politischen System meiner Heimat etwas änderte, so dass ich zurückkehren könnte und sei es auch nur eine relative Selbstständigkeit gegenüber Russland, so wie sie Jugoslawien erreicht hatte. Ich vermisse so viele Dinge aus meiner alten Heimat; ich befürchte, dass diese unwiederbringlich verloren sind. Vor allem vermisse ich die Vertrautheit des Dorflebens in Pruden. Sollte es vorkommen, dass man zufälligerweise in ein Haus kam, wo gerade gegessen wurde, so brachte man dem Gast sofort einen zusätzlichen Stuhl und nötigte ihn, sich mit zu Tisch zu setzen. Mussten größere Arbeiten verrichtet werden, kamen die Nachbarn und die Verwandten und halfen, sie zu vollenden, ohne dass man erwartet hätte, dafür bezahlt zu werden. Wenn man etwas zu trinken und zu essen bekam, war man restlos zufrieden und glücklich.

Als der Krieg zu Ende war, hatte ich vor allem in den italienischen Gefangenenlagern Zeit nachzudenken. Hier erst erfuhren viele von uns zum ersten Mal einige Tatsachen des Krieges, von denen jeder englische Schüler heute weiß. Wenn ich meine Zigaretten, die ich mir auf dem Schwarzmarkt ergattert hatte, ins Lager der Offiziere brachte, luden diese mich oft ein, mit ihnen eine Zigarettenpause zu machen. Ich saß meist still in der Ecke und hörte zu. Einige waren tatsächlich hohe Tiere und ich lauschte ihren Kommentaren mit großem Interesse. Manchmal schämte ich mich, ein Deutscher zu sein. Ich erfuhr von Gräueltaten; ich begann etwas von der Dimension der Verbrechen gegen die Juden zu verstehen. Ich war Teil eines Systems gewesen, das für diese Vergehen verantwortlich war und daran war nichts zu ändern.

Das Leben jedoch ist seltsam. Ich hatte nicht gebeten, in Pruden geboren zu werden. Wo auch immer man geboren worden wäre, zweifle ich daran, dass man etwas gegen dieses verhängnisvolle Schicksal hätte tun können. Jeder hätte so leicht in meiner Lage sein können. In den Gefangenenlagern machte ich meine Erfahrungen und lernte, dass man nicht alles glauben darf, was einem gesagt wird. Ich begann zu verstehen, warum die Partisanen so erbittert gegen uns gekämpft hatten. Da der Krieg nun vorbei war, konnte man die Dinge objektiver betrachten als in der Hitze des Kampfes. Ich betrachtete Bismarck nach Martin Luther als den zweiten bedeutendsten Deutschen. Er warnte, man solle nie gegen die Bibel und gegen Gott kämpfen. Er erklärte, dass eine Nation, die gegen Gott kämpfe, dem Untergang geweiht sei. Ich glaube, dass dieser Krieg Bismarck Recht gegeben hat. Ich bin nun überzeugt, dass es nur richtig war für uns, den Krieg zu verlieren, denn wir hatten gegen Gott gekämpft. Zu verlieren, das stimmt einen immer traurig, aber ich war überglücklich, als der Krieg zu Ende war. Zu dieser Schlussfolgerung wurde ich jedoch durch die Umstände gezwungen.

Wofür ich heute bete, das ist meine Gesundheit. Wenn ich zurückblicke und die Jahre Revue passieren lasse, denke ich oft: "Wenn doch dies passiert wäre. Wenn doch das passiert wäre! Wie anders wäre das Leben heute!" Wofür ich jedoch dankbar sein muss, ist, dass ich überhaupt noch am Leben bin. Aber meine Gesundheit lässt viel zu wünschen übrig. Meine rheumatischen Schmerzen sind schlimmer geworden und meine Nerven sind schwach. Das alles ist nicht verwunderlich, denn ich war in Stalingrad.

Noch einen Wunsch hätte ich. Ich sehne mich danach, mein Heimatdorf wieder zu sehen. Nationalität hin oder her: zu dem Fleckchen Erde gehöre ich. Ich nähme gerne meine Frau und meine Söhne mit, um ihnen die Orte zu zeigen, von denen sie so oft gehört haben. Ich würde ihnen die Kirche, den Bach und die Schule zeigen und das Bauernhaus, in dem wir wohnten. Ich sehe es so oft vor meinen Augen und frage mich, ob es sich wohl verändert hätte. Vielleicht wird es in der Zukunft möglich, dort mal Urlaub zu machen. Dann werden wir am Bahnhof in Elisabethstadt ankommen, werden durch Halvelagen und dann den sachten Berg hinauf und schließlich hinab nach Pruden fahren. Dann wäre ich am Ende meiner Wanderschaft. Auf dieser Straße hatte ich vor 23 Jahren das Dorf verlassen. Es gibt ein deutsches Lied, in dem folgender Vers steht:

„Wo meine Wiege stand, soll ich begraben sein.“
Pruden - was gäbe ich, dich einmal wieder zu sehen!

*Michael Paul (genannt Misch) starb am 16. Januar 1983 in Ely/ England.
Sein Freund Franz Peppel.*

*Anmerkung der Redaktion:
Sein letzter Wunsch ging 1980 in Erfüllung. Er sah sein geliebtes Pruden wieder.*



Kameraden (Rekruten) 1943

Obere erste Reihe von links:

- 1. Michael Geddert Haus - Nr. 49*
- 2. Alfred Tatter Haus - Nr. 26*
- 3. Julius Bloos Haus - Nr. 103*
- 4. Georg Wepprich Haus - Nr. 17*
- 5. Johann Keul Haus - Nr. 34*

Untere Reihe von links:

- 6. Michael Keul Haus - Nr. 3*
- 7. Eduard Geddert Haus - Nr. 154*
- 8. Georg Keul Haus - Nr. 108*
- 9. Johann Schuster Haus - Nr. 97*
- 10. Alwin Leutner Haus - Nr. 116*

Es gibt ein deutsches Lied, in dem folgender Vers steht:

Pruden wie ist es möglich, dass ich dich verlassen muss,
etwas mehr als zwanzig Jahre, brachte ich hier mein Leben zu.
Und nun heißt es abzufahren, hier hab ich nun keine Ruh,
nun Lebewohl du liebe Mutter, hast du mich mit Schmerz geboren,
zum Soldaten auserkoren.
Einmal muß geschieden sein -
Lebt denn wohl ihr meine Lieben daheim.

Kalt und finster Martha Geddert

Kalt und finster ist die Nacht,
vom Schlaf bin ich aufgewacht.
Im Zimmer halt ich es nicht mehr aus,
ich muss an die frische Luft hinaus.
Am Himmel viel tausend Sterne stehen,
die können sich herrlich die Welt besehen.
Ach wäre ich so ein Sternelein,
und könnte schauen zu meiner Mutter ins Zimmer hinein.
Liegt sie im Bett und wacht,
oder im Schlummer sacht?
Vielleicht auch ist ihre Kammer leer,
und ich sehe auf Erden meine Mutter nie mehr.
Stern, du guter, sag mir an,
was tut mein Vater der greise Mann.
Der Kummer drückt das Herz ihm ab,
er geht gebeugt, ist schon halb im Grab.
Von meinen Brüdern gib mir Kunde,
was machen sie zu dieser Stunde.
Stern, du kalter, du sprichst ja nicht,
läßt mich hier stehen mit traurigem Gesicht.
Als arme Gefangene leben wir hier,
bis wir zurückkehren, oh Heimat, zu dir!

Dieses Gedicht stammt von Martha Geddert, es wurde 1945 in der Gefangenschaft in Russland gedichtet. Aufgeschrieben aus ihrer Erinnerung hat es Frau Rebekka Gross, die es uns freundlicherweise zusandte.

Das Erlebnis von uns Prudnerinnen in Rußland Sofia Botschner, geborene Menning

Nach einer anstrengenden Fahrt sind wir im Lager Tschassow-Iar angekommen und wurden in kleine Zimmerchen von 16-20 Personen eingeteilt. In der Mitte des Zimmers war ein eingebauter Ofen, die Kohlen dafür mußten wir uns aus der Fabrik „stehlen“. Die Schlafgelegenheiten waren stöckige Pritschen-Lager.

Wir wurden für die Arbeit und zum Essen gehen eingeteilt. Mittags gab es meistens eine dünne Krautsuppe, am Abend Tee und Fisch sowie etwas Streichwurst. Täglich bekamen wir 300-500 g Brot, das war so schwer und klebrig, das hätte man in Formen backen sollen, dann wäre es bekömmlicher gewesen. Der Hunger und Durst plagte uns sehr, so daß wir immer magerer wurden und dennoch mußten wir unsere schwere Arbeit in der Ziegelfabrik verrichten.

Die Zeit verging und wir hatten Heiligen Abend, den wir mit unserer Nachtschicht begrüßten. Drei Frauen mußten wir in die Lehmgrube mitfahren und den Lastwagen mit den gesprengten Lehmschollen beladen, die unsere gefangenen Soldaten Tags über gesprengt hatten. Unsere Gedanken waren zu Hause bei unseren Familien. Wir sangen



Sofia Botschner

Weihnachtslieder, kochten und backten in Gedanken und der Hunger wurde immer größer. Nun kam der Fahrer angetrunken aus dem Ort und der Motor war von der eisigen Kälte eingefroren, so daß wir eine Stunde in die Fabrik zurücklaufen mußten. Dort konnten wir uns ein bisschen aufwärmen an einem halb entleerten Ofen, in welchem Ziegeln gebrannt wurden, bis wir wieder ins Lager zurück mußten. Der Sommer verging und es wurde Herbst. Alle, die noch beweglich waren, mußten auf die Felder um bei der Ernte zu helfen. Zurück blieben wir nur drei Frauen und ein Mann die die eingebrachte Ernte in einer großen Erdhütte einlagerten. In diesen Erdhöhlen verbrachten wir auch die Nächte. Es wurde immer kälter und stürmischer. Wasser gab es schon lange nicht mehr, wir mußten unser

Kraut, Kartoffeln oder Rüben mit Schneewasser kochen. Eines Nachts hörten wir das Geheule von mehreren Wölfen. Wir verbarikierten die Tür und stemmten uns vor lauter Angst dagegen. Da packte der Mann den Blecheimer und schlug mit dem Schürhaken ohrenbetäubend darauf und durch den verursachten Lärm verzogen sich die Wölfe. Nach einigen Tagen wurden wir in die Ziegelfabrik zurückgeholt. Soweit ich mich erinnern kann, starben in Rußland Ziri Leitner, Lisi Menning, Pauline Tatter, Katharina Tatter ist im Krankenhaus Mügeln (Ostdeutschland) gestorben und dort beerdigt. Lisi Mettert und ich haben ihr Grab in Mügeln besucht. Mit einem Krankentransport kamen wir mehrere in Mügeln bei Oschatz (Ostdeutschland) an. Dort wurden wir in verschiedene Häuser verteilt. Ich kam in die Gärtnerei, gleich neben dem Friedhof, wo ich für Kost und Logie mitarbeitete. Ich schrieb an meinen Onkel Philipp Menning und bekam bald darauf eine Antwort mit der Anschrift meines Mannes, der sich zwischenzeitlich in der Bundesrepublik aufhielt. Eine Frau brachte mich „schwarz“ über die Grenze und so konnte ich nach längerer Zeit der Abwesenheit meinen Mann überraschen. Ein neuer, glücklicher aber armer Anfang begann. Somit versuchten wir uns dann schön langsam wieder alles neu anzuschaffen.

Dies ist ein Bericht von Sofia Botschner, geborene Menning, aus Traunreut.

Wie ich die Russlandjahre durchstand Von Sara Weprich

Im Jahre 1944 kurz vor Weihnachten wurde immer nur davon gesprochen, wir würden nach Rußland verschleppt. Niemand glaubte es, aber trotzdem bereiteten wir uns vor mit allem, mit Lebensmitteln und Kleidung. Wir schlachteten ein paar Schweine, damit wir genügend zum Essen hatten. Ich war sehr schwach, denn kaum ein Jahr

davor war mein Mann im Krieg an der Front gefallen. Ich blieb mit einem Kind von zwei Jahren zurück. Ich weinte sehr viel, hatte aber gute Eltern, die mir hilfreich zur Seite standen. Weihnachten wurde traurig gefeiert, da ich in tiefster Trauer war und wir auch das Elend von Russland kommen sahen.

Am 15. Januar 1945 in der Früh um 5 Uhr weckte mich meine Schwiegermutter und sagte zu mir: „Du musst aufstehen, ihr werdet nach Russland geschickt“. Ich glaubte es fast nicht, obwohl schon ein paar Wochen vorher davon gesprochen wurde. Ich hatte ein Mädchen von 3 Jahren und 5 Monaten, nahm das Kind und packte es in eine Wolldecke ein und kam zu meinen Eltern, wo wir dann alle weinten. Wir sollten alle drei Geschwister nach Russland verschleppt werden.

Es dauerte nicht lange, da trafen der Ortsrichter und ein Russe ein. Der Ortsrichter sagte: „Ihr müsst euch fertigmachen, denn ihr werdet nach Russland geschickt“. Ich schrie: „Machet mit mir, was ihr möchtet, erschießt mich mit meinem Kind, aber ich könne nicht mitfahren“. Er hatte einen dicken Stock und stampfte auf den Fußboden und sagte: „Du musst kommen“. Das war Litas Vater, ein schlechter Hund und Sachsenfeind.

In der Früh um 8 Uhr versammelten wir uns alle, die nach Russland sollten, im rumänischen Schulgebäude. Die Frauen von 17 bis 32 Jahren, die Männer von 17 bis 40 Jahren, sogar unser Herr Pfarrer wurde aufgefordert, nach Russland zu ziehen. Im rumänischen Schulgebäude wurden wir bis 1 Uhr mittags gehalten. Hinaus durfte niemand mehr gehen und herein zu uns, durfte auch niemand. Meine Mutter reichte mir meine Tochter zum Fenster herein, damit ich sie noch kurze Zeit auf dem Arm halten konnte. So ging es vielen Müttern. Man reichte ihnen die Kinder zur letzten Liebkosung zum Fenster herein. Um 1 Uhr fingen die Glocken an zu läuten. Wir wurden herausgelassen. Alle Dorfbewohner mit unserem Herrn Pfarrer sangen den Psalm „Ein feste Burg ist unser Gott“. Alles weinte, mein Kind nahm eine Tante von mir auf den Arm, denn meine Mutter weinte auch so sehr, weil ihre drei Töchter weggeschleppt wurden. Es begann der Abmarsch bis nach Elisabethstadt. Mein Vater führte uns das Gepäck der drei Geschwister mit dem Fuhrwerk bis nach Elisabethstadt. Von allen Dorfbewohnern wurden wir bis zum Ausgang des Dorfes begleitet. Mein Kind und meine Mutter bekam ich nicht mehr zu sehen. Ich weinte sehr. In Elisabethstadt angekommen, wurden wir gleich im Lager untergebracht, wo heute die Agricolá (Landwirtschaftliche Schule) ist. Wir waren 38 Frauen von Pruden. Alle kamen wir in ein Zimmer. Wir hatten uns Decken und kleine Kissen mitgenommen, damit wir uns auch ausruhen konnten. Wir schliefen auf dem Fußboden. Jeden Tag kam jemand von meinen Eltern und brachte uns warmes Essen. In diesem Lager waren wir zwei Wochen. In einer Nacht um 2 Uhr kamen fest vergiftete Lastwägen und brachten uns zum Bahnhof, wo wir dann einwaggoniert wurden; alle 38 Frauen in einem Viehwaggon. Meine Eltern kamen noch einmal und brachten uns frischgebackenes Brot, Speck und Fleisch von einem halben Schwein, obwohl wir schon sehr viel mitgenommen hatten.

Meine Eltern durften nicht lange mit uns sprechen, denn der Waggon wurde geschlossen. Es war sehr kalt. In der Mitte des Waggon hatten wir einen kleinen Ofen, der aber keine Hitze spendete. Wir waren warm angezogen, wickelten uns in unsere

Decken ein und legten uns anstatt auf ein Bett auf Stroh. Tagsüber stand der Zug und nachtsüber sauste er wie der Blitz. Wir waren drei Wochen auf der Reise bis nach Russland. Von Zeit zu Zeit waren Männer, die Schnee räumten, auf der Bahnlinie, denn der Schnee war sehr hoch. Wir lebten alle in der Hoffnung, wieder zurück in die Heimat zu kommen. Nach drei Wochen kamen wir in der Ukraine in Russland an. In Tschassow-Iar wurden wir auswaggoniert und in ein Lager geführt - die Männer allein und die Frauen allein. Vor dem Lager standen viele Russen und Russinnen ausgehungert und beobachteten uns, weil man uns nun auch dorthin gebracht hatte.



Was wir von zu Hause an Lebensmitteln hatten, teilten wir und gaben auch den Russinnen und ihren Kindern, denn wir hatten noch immer die Hoffnung, wieder in die Heimat zurückzukommen. Drei Tage mussten wir nicht in die Arbeit. Am vierten Tag wurden wir in Brigaden eingeteilt. Ich wurde zum Transport eingeteilt. Ich arbeitete in der Schamottfabrik, wo die Mauerziegel gemacht wurden aber draußen, nicht in der Fabrik. Wir waren eine Brigade von zehn Personen, mussten Waggons mit Ziegeln verladen und Bausteine abladen. Von Zeit zu Zeit auch Kohlen aus den Waggons

abladen. Es fiel uns sehr schwer, als wir sahen, wie wir arbeiten mussten; oft drei Tage und drei Nächte hintereinander und das, bei magerer Kost.

Eine Zeit hatten wir noch von zu Hause einige Lebensmittel. Das nahm aber auch ein Ende. Wir waren manchmal sehr ausgehungert. Ich hatte eine gute Freundin (Elisabeth Geddert), mit der gingen wir oft zu Russinnen arbeiten, wenn wir Sonntag manchmal frei hatten. Dort bekamen wir dann zu essen: Gerste in Milch gekocht. Oft brachte ich noch ein paar kleine Kartoffeln und ein Stückchen Brot und Rüben mit ins Lager, denn ich hatte noch zwei jüngere Schwestern, die auch immer ausgehungert waren. Ich bedauerte sie und brachte ihnen Etliches mit. Im Lager aßen wir drei immer zusammen, mit einem Wasserglas Milch und ein wenig Palukes (Polenta) mussten wir drei satt werden. Das machten wir uns jeden Tag zusätzlich zu der mageren Kost, die



Johann Löw - Rußland 1947

kalt. Vor Kälte fielen wir manchmal um.

wir dort kriegten. Im ersten Jahr war ich beim Transport, im zweiten Jahr war ich schon in einer besseren Brigade. Wir hatten eine Brigadierin, die deutsch sprechen konnte. Ich war aus der Brigade die älteste, lauter junge Mädels waren mit mir in der Brigade. Wir brachten Ziegeln an die Bahnlinie. Oft arbeiteten wir über die Norm und bekamen von der Brigadierin einen Zettel für eine Doppelportion Essen.

Von Zeit zu Zeit wurden wir in der Nacht geweckt und mussten hinaus auf die Bahnlinie Schnee schaufeln. Im Winter war der Schnee oft 2 m hoch und so mussten wir die Bahnlinie bis in die Fabrik vom Schnee frei schaufeln. Es war immer sehr

Im Sommer arbeiteten wir auf dem Kolchos in den Kartoffelfeldern. Dort wurden dann viele Kartoffeln gebraten. Wir machten ein großes Feuer und aßen uns einmal gut satt, das war aber selten. So verging eben die Zeit. Wir waren dann an das Elend und Hungerleiden mit der Zeit gewöhnt. Wir waren alle nach einer Zeit entkräftet. Aus der Heimat bekam niemand Post. Wir wussten gar nicht, ob unsere Angehörigen noch lebten. Jeden Sonntag, wenn wir frei hatten, hielten wir in unserem Zimmer Gottesdienst. Wir sangen ein paar Psalme und zum Schluss wurde das „Vater unser“ gebetet. Weihnachten war am aller schwersten. Jeder hatte Heimweh und weinte um die Seinigen. Aber trotzdem zeigten wir den Russen, was für einen schönen Brauch wir hatten. Heiliger Abend wurde gefeiert und zwar mit einem Gottesdienst. Die Männer hatten eine große Baracke, wohin an die 150 Personen hinein gingen. Dort wurde ein großer Weihnachtsbaum geschmückt und Heiliger Abend gefeiert. Wir sangen die Weihnachtslieder aus dem Gesangbuch, wie zum Beispiel „Vom Himmel hoch“;

Gesangbücher hatten wir uns mitgenommen. Es war bei den Männern ein Prediger, der dann den Gottesdienst hielt. Außerdem machten wir uns auch in unser Zimmer ein kleines Weihnachtsbäumchen mit ein paar Kerzen daran und ein paar aus Papier



*So sah das Familienleben aus.
Um eine Tante oder Großmutter,
scharten sich die zurückgebliebenen
alleinstehenden Kinder und
suchten Geborgenheit und Liebe.*

*Von links nach rechts:
Elisabeth und Lukas Geddert,
Frau Katharina und Michael
Tatter, Daniel, Sara und
Michael Wolff*

Juli 1946

geschnittenen Figuren. Kurz vor Weihnachten und zu Neujahr ging ich mit meiner Freundin zu den Russinnen, wo wir oft arbeiteten und wünschten ihnen glückliche Feiertage. Wir bekamen ein wenig Brot und ein paar Rüben. So hatten wir die Feiertage auch noch etwas zum Essen. Bis ich von den Russinnen kam, hatten meine zwei Schwestern mir die Sonntagskleider für die Abendkirche zurechtgelegt. Sie waren beide froh, dass wir nun wieder etwas zum Essen hatten.

+ So verging eben die Zeit in Russland. Jede Woche durften wir ins Bad, damit auch unsere Kleider entlaust wurden, denn wir hatten auch Kleiderläuse. Auf den Kopf ließen wir sie nicht sehr kommen, denn wir suchten uns sie und rieben uns den Kopf mit Petroleum ein. Im dritten Jahr wurde ich in die russische Schule als Schuldienlerin eingeteilt, denn ich war sehr schwach und konnte nicht mehr beim Transport bleiben. Dort hatte ich es dann etwas besser. Wir waren zwei sächsische Frauen und eine Russin. Dort häkelte ich dann den russischen Lehrerinnen große Kopftücher und bekam ein wenig Brot und ein paar Kartoffeln und Rüben dafür. Manchmal auch ein paar Rubel, damit ich meinen zwei Schwestern auch immer etwas geben konnte.

In der russischen Schule waren zwölf Klassenzimmer, die mussten wir jeden Tag sauber machen, ab und zu fand ich in den Bänken auch ein Stückchen Brot, worüber ich mich sehr freute, denn die russischen Kinder hatten teilweise auch wenig zum Essen. So verging die Zeit auch dort. Von Zeit zu Zeit mussten wir auch bei Transportarbeiten mithelfen, wenn viel Arbeit war. Von Zeit zu Zeit wurden wir vom Arzt untersucht. Ich gehörte auch schon zu den Schwachen. Wir hatten auch ein paar junge Mädels von 17-18 Jahren bei uns. Die starben fast alle schon im ersten Jahr, weil wir so sehr ausgehungert waren. Ich wurde im Jahre 1948 im April von Russland entlassen, weil ich so entkräftet war. Meine jüngste Schwester und ich kamen mit einem Transport. Eine Schwester blieb noch in Russland. Der Abschied war sehr schwer, weil nun eine Schwester dort bleiben musste, das war Elfi. Wir wurden in Stalino einwaggoniert. Da ich nicht schnell genug in den Zug konnte, bekam ich vom Lagerführer mit einer Eisenstange einen

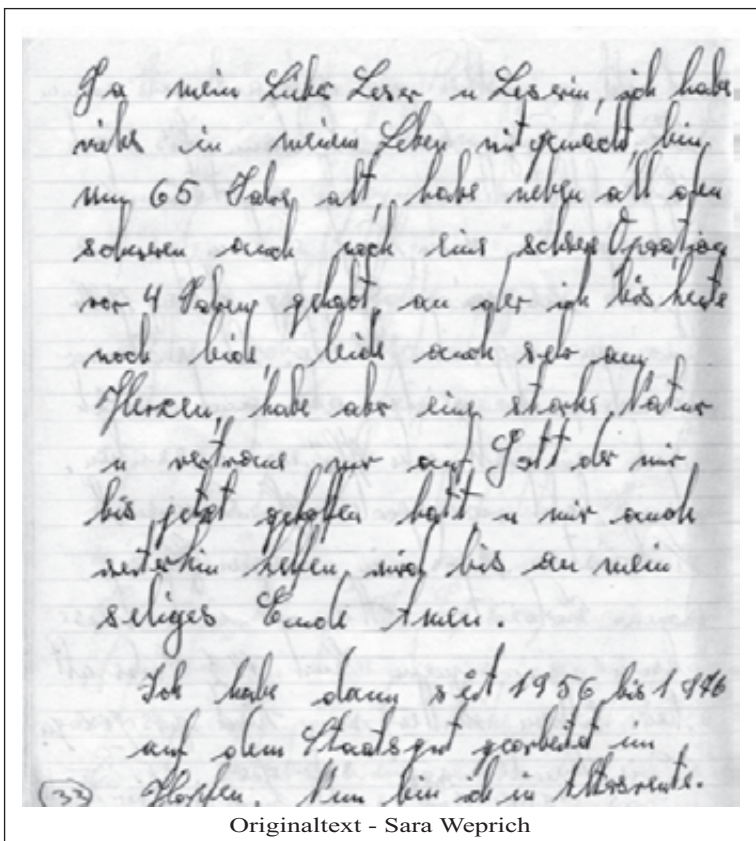
Schlag an den Fuss, dass ich zusammensackte. Heute habe ich noch das Zeichen von dem Schlag mit der Eisenstange. Wir waren eine ganze Woche auf der Reise in der Hoffnung, wir würden nach Rumänien in die Heimat gebracht werden. An einem Tag in der Früh wurden wir in Deutschland, in Frankfurt an der Oder, auswaggoniert. Dort wurden wir gut empfangen. Die Frauen standen auf der Straße mit Brot und Wasser. Wir freuten uns, dass wir etwas zum Essen erhielten und ein wenig Wasser bekamen. Denn wir waren in den drei Wochen auf der Reise ganz ausgehungert. Wir wurden in ein Lager gebracht, wo wir mit Musik erwartet wurden. Dort bekamen wir ein gutes Mittagessen. Nach dem Essen wurden wir gleich zur Leibeskontrolle geführt. Ich blieb in demselben Lager und meine jüngere Schwester wurde schon an demselben Tag in eine andere Gegend gebracht. Dieser Abschied von uns beiden war auch wieder schwer, denn wir wussten nicht, ob wir uns noch sehen würden. Ich wurde, mit noch etlichen Frauen, die auch so entkräftet waren, in einem Militärlazarett untergebracht. Dort hatten wir ein gutes Zimmer und waren ständig in ärztlicher Behandlung. So schwach wie ich war, strickte ich auch dort mit noch einer Frau für die Ärzte Westen und bekam dann ein paar Mark und einige Lebensmittel, was uns sehr gut kam. Nach einer Zeit wurden wir in ein Lager gebracht. Dort waren wir drei Wochen und bekamen gutes Essen. Von Zeit zu Zeit half ich in der Küche beim Kartoffel schälen. Nach drei Wochen wurden wir alle für leichte Arbeit aufgeteilt. Ich kam mit noch einem jungen Mädels in das Dorf Oberhäuserdorf. Wir bekamen in einem Gasthaus ein Zimmer mit zwei Betten, einem Tisch, einem Schrank und zwei Stühlen. Wir waren beide noch schwach. Niemand im Dorf wollte uns. Das Dorf kam für uns auf. Wir erhielten gutes Essen und gingen der Gastwirtin auch zur Hand. Trotz der guten Kost waren wir nie satt. Jeden Sonntag wurden wir beide zu den Leuten zum Essen eingeladen. Wenn uns Backwaren aufgetragen wurden, blieb nichts mehr auf dem Teller. Wenn wir satt waren, steckten wir uns den Rest in die Tasche und aßen es dann in unserem Zimmer. Eines Tages kam eine Bauernfamilie und fragte mich, ob ich melken könne. Ich antwortete: „Ja“. Und ob ich die Feldarbeit verstehe. „Ja“ sagte ich und freute mich. Der Bauer meinte: „Bleiben Sie noch zwei Tage hier bei ihrer Freundin, dann kommen sie zu uns“. Ich willigte ein. Das junge Mädels blieb im Gasthaus, denn sie hatte eine gebrochene Hand und ich ging zum Bauern. Dort fand ich zwei Familien vor: eine junge Familie mit einem Kind und ein altes Ehepaar. Am ersten Tag half mir der junge Bauer die Kühe melken. Nachher musste ich sechs Kühe alleine melken. Ich war noch sehr geschwächt, obwohl ich gutes Essen hatte und war immer sehr müde.

Nach fünf Wochen an einem Morgen konnte ich nicht mehr aufstehen, hatte hohes Fieber, sehr große Schmerzen in den Armen und die Finger waren mir geschwollen. Die junge Bäuerin kam in mein Zimmer und fragte mich, was mit mir sei. Ich sagte, ich könne nicht mehr aufstehen. Sie führten mich gleich zum Arzt, der untersuchte mich und sagte, ich dürfe keine Feldarbeit mehr machen. Das Dorf müsste mich erhalten. Ich ging zum Bürgermeister und sagte ihm, was der Arzt gesagt hatte und überreichte ihm auch ein Schreiben des Arztes. Da ich aber eine gute Freundin in Sonneberg hatte, verlangte ich dem Bürgermeister einen Fahrschein, damit ich nach Sonneberg fahren konnte. Meine Freundin, das junge Mädels, begleitete mich bis zum Bahnhof. Sie weinte sehr als wir uns verabschiedeten, sie war von Maldorf.

Als ich in Sonneberg ankam, freute sich meine Freundin sehr, als sie mich sah. Sie war

bei guten Leuten. Diese Leute sagten zu mir: „Jetzt bleiben sie ein paar Tage hier, dann haben wir für Sie eine gute Stelle bei ganz guten Leuten“. Und es war auch so. Ich kriegte eine Stelle bei guten Leuten, die ein großes Sägewerk hatten. Dort waren eine junge Familie mit zwei Buben und zwei ältere Leute. Ich gehörte zu den Älteren, denn denen gehörte das Sägewerk. Dort war ich dann acht Jahre lang. In erster Zeit konnte ich kaum erwarten, der Mittag solle kommen, obwohl ich alles frei hatte. Ich getraute mich nicht, etwas zum Essen zu nehmen, bis sie mich nicht aufforderten. Nach einer Zeit war ich dort gut eingelebt. Ich gehörte zur Familie, ich kochte dann auch selber. Wir waren jeden Tag zehn Personen beim Mittagessen. Außerdem waren noch zwei

Aushilfen, die von Russland aus der Gefangenschaft kamen. Eines war der Sohn von meinen Leuten und der andere der Schwiegersohn. Und so schämte ich mich dann nicht mehr wegen dem Essen, denn die zwei dachten auch immer nur an das Essen. Es war in der schlechten Zeit 1948, wo so viele Leute in Deutschland hungerten und hatten nichts zum Essen. Das spürte ich nicht, denn diese Leute hatten ein eigenes Sägewerk, mussten an den Staat liefern und



Originaltext - Sara Weprich

auch an bestimmte Leute zum Beispiel an Bauern, von denen sie dann Lebensmittel erhielten. Dort versah ich den Haushalt. Es waren sieben Zimmer und das Büro und ein großes Treppenhaus zum Sauber machen. Wir hatten auch einen großen Garten, den bestellte ich auch, außer graben. In der Mittagsstunde wechselte ich meine Chefin ab, nach dem Mittagessen, damit sie sich ein wenig ausruhen konnte, denn sie war im gleichen Alter wie meine Eltern. Ich blieb zwei Stunden an ihrer Stelle im Sägewerk und verkaufte Holzabfälle. Das ging schnell, denn ich half den Leuten das Holz in die Kisten einpacken. Und so musste meine Chefin nachmittags nicht mehr ins Sägewerk. Dann gingen wir beide oft in die Stadt und zwar in die Konditorei. Dort verlangte ich mir dann, was mir schmeckte und sie bezahlte. Ich stand sehr früh auf, um

anschließend in die Stadt zu gehen. Manchmal kamen auch die zwei Buben mit, nicht zu meinem Vergnügen. Jeden Abend musste ich neben den Kinderbetten stehen und dem Kleinsten Märchen erzählen bis er einschlief, denn seine Mutter hatte keine Zeit. Sie war in meinem Alter. So verging die Zeit eben auch dort.

Nach einer Zeit erhielt ich dann die ersehnte Nachricht von meinen Eltern, worüber ich mich sehr freute und bekam dann auch von meinem Kind Bescheid. Nach einer Zeit erhielt ich auch von meiner jüngeren Schwester ein Schreiben, da es ihr beim Bauern nicht gut ging. So ließ ich sie auch nach Sonneberg kommen, wo ich war. Ich hatte ihr eine gute Stelle gesucht. Sie blieb ein paar Tage bei mir, dann trat sie ihre Stelle bei einer Arztfamilie an. Nun waren wir drei Frauen aus Siebenbürgen in Sonneberg. Der Treffpunkt war immer bei mir, weil ich die älteste war und dabei ging ich auch nirgends ohne meine Chefin oder ohne ihre Tochter, denn diese Leute waren so gut zu mir - wie meine Eltern.



Geschwister Weprich - links: Sara Weprich

Ich machte ein Gesuch übers andere, um in die Heimat zurückzufahren, immer wurde es abgelehnt. Im Jahre 1956 erhielt ich dann die Verständigung wegen der Heimfahrt. Ich meldete mich gleich, kam dann 1956 im Februar in der größten Kälte mit einem Transportzug, wo ich dann wieder zwei Wochen auf der

Reise war. Es war im Zug sehr kalt, nicht geheizt. Erst als ich in Ungarn - in Budapest - auf dem Bahnhof ankam, erwärmte ich mich ein wenig. Ich hatte vergessen zu erwähnen, dass der Abschied von meinen Leuten in Sonneberg auch schwer war. Sie weinten alle, als wir uns auf dem Bahnhof verabschiedeten. Wir waren vier Personen, die wir zusammen in die Heimat kamen. In Episcopia, wo das Grenzbüro ist, sind wir auswaggoniert worden. Das ist in der Nähe von Oradea. Dort blieben wir einen Tag und eine Nacht und ruhten uns gut aus im Warmen. Den zweiten Tag kam ich dann bis nach Elisabethstadt, wo ich gewohnt hatte. Als ich in meinem Dorf ankam, es war gerade an einem Sonntagmittag um 12 Uhr, als man gerade läutete. Ich weinte vor Freude. Ich weinte aber auch, wie ich sah, wie all die Häuser aussahen. Denn in jedem Haus waren Kolonisten. Auch in unserem Haus waren Kolonisten. Wie ich nach Hause kam, war mein Kind 14 ½ Jahre alt. Meine Eltern hatten mein Kind großgezogen. Die Freude war sehr groß. Alle Bewohner des Dorfes suchten mich auf vor Freude.

Ja, meine lieben Leserinnen und Leser, ich habe viel in meinem Leben mitgemacht. Ich bin nun 65 Jahre alt, habe nach all dem Schweren auch vor vier Jahren noch eine schwere Operation gehabt, an der ich bis heute noch leide. Ich leide auch sehr am Herzen, habe aber eine starke Natur und vertraue nur auf Gott, der mir bis jetzt geholfen

hat und mir weiterhin helfen wird, bis an mein seliges Ende. Amen. Ich habe dann seit 1956 bis 1976 auf dem Staatsgut im Hopfen gearbeitet. Nun bin ich in Altersrente.

Pruden, im Jahre 1984

Sara Weprich

Anmerkung der Redaktion: Frau Weprich übersiedelte 1990 mit Tochter, Regine Seiler und Schwiegersohn, Michael Seiler, in die BRD (Würzburg). Sie verstarb am 21. März 2000 in Würzburg.

Mit 16 nach Russland deportiert Johann Weprich

Als Jüngling von 16 Jahren wurde ich nach Russland verschleppt. Dort lernte ich meine zukünftige Frau kennen, die war gerade erst 15 Jahre alt. Da knüpften wir zarte Bande und – wie im Flug – vergingen fünf Jahre, schwere Jahre. Bei 62° Kälte an der sibirischen Grenze mussten wir unsere Arbeit verrichten. Bei den heutigen Temperaturen kaum auszudenken. Als das Thermometer nur minus 40° anzeigte, mussten wir unsere Außenarbeiten verrichten.

Gott ist mit uns gewesen und hat uns Kraft und Mut gegeben, weiterhin durchzuhalten,



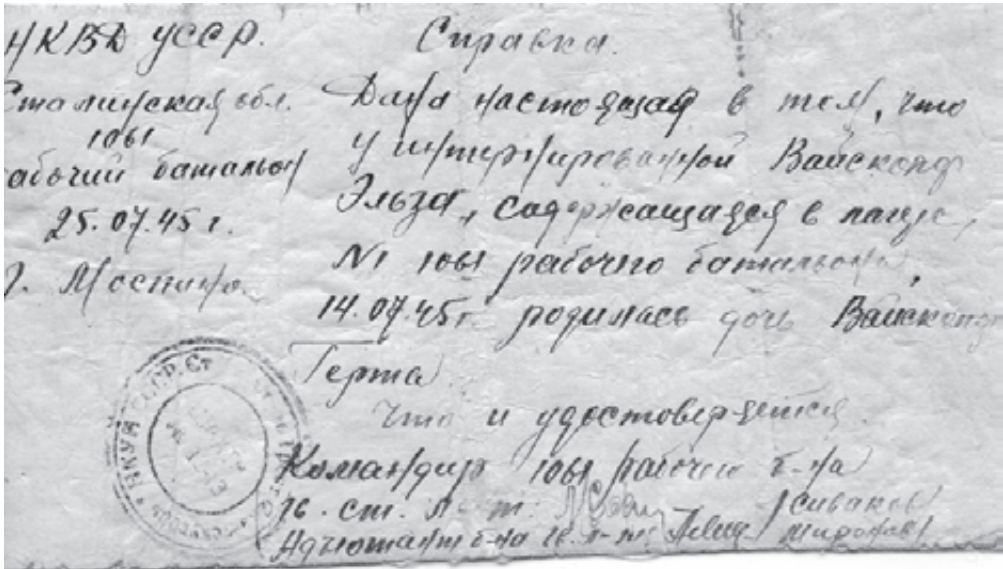
Katharina und Johann Weprich

so haben wir wieder in die Heimat zurückgefunden.

Im Jahre 1950 haben wir geheiratet. In Pruden konnten wir nicht wohnen, da das große Haus von Kolonisten besetzt war, so bin ich dann schließlich in das Anwesen meiner Frau zugezogen. Im Jahre 1958 haben wir dann in Schäßburg ein Haus gebaut und haben dort 32 Jahre gelebt, bis wir in die Bundesrepublik ausreisen durften. Wir haben zwei Söhne, vier Enkelkinder und einen Urenkel, Julian Weprich genannt. Nun sind wir schon 20 Jahre hier in der Bundesrepublik und danken Gott, daß er uns so einen schönen Lebensabend geschenkt hat. Wir sind zufrieden alt geworden und hoffen auf beste Gesundheit, damit wir unsere Urenkeln noch viele Jahre begleiten können.

Aufgezeichnet von Johann Weprich / Schlüchtern 2008

Geburtsurkunde von Dagmar - Herta Geddert, geb. Weisskopf



NKWD USSR

Stalinsker Gebiet
1061
Arbeitsbataillon
25.07.45
Stadt Mospino

B e s c h e i n i g u n g

Diese Bescheinigung bestätigt, dass die Internierte Weisskopf Ilse, inhaftiert im Lager 1, Arbeitsbataillon 1061 am 14. 07. 45 eine Tochter Weisskopf Herta geboren hat.
Das bestätigt
Kommandeur des Arbeitsbataillons 1061
16. Oberleutnant (Siwakov)
Bataillonsadjutant Leutnant (Mironov)



*Verschiedene Lebensphasen von Dagmar-Herta Geddert, geb. Weisskopf
Rückkehr aus Russland, mit Eltern und als Konfirmandin*

Kriegsgefallene

✠
 Zur Erinnerung an die im
 Kriege 1914-18 gft. Söhne
 Julius Ernst geb. 1895
 Georg Keul " " 92
 Joh. Gotschner " " 97
 Joh. Geddert " " 85
 Joh. Jakel " " 92
 And. Gotschner " " 75
 Georg Keul " " 73
 Georg Schuller " " 93
 Mich. Schoop " " 78
 Georg Taub " " 91
 And. Schoop " " 76
 Mich. Schoop " " 89
 Karl Jakel " " 96
 Pet. Menning " " 84
 And. Weber " " 82
 And. Jakel " " 90
 Luk. Jakel " " 92
 Mich. Jakel " " 68

Kriegsgefallene im Ersten Weltkrieg 1914 - 1918

Die Kriegsgefallenen aus dem Zweiten Weltkrieg

Name	Haus Nr.
1. Binder Johann	2
2. Schuller Michael	13
3. Weprich Martin	17
4. Zakel Johann	23
5. Paul Franz	25
6. Tatter Franz	28
7. Hartmann Michael	39
8. Zakel Michael	46
9. Geddert Michael	49
10. Keul Hans	52
11. Weber Franz	61
12. Weprich Georg	63
13. Weprich Johann	63
14. Kirschner Johann	73
15. Bloos Lukas	79
16. Tatter Michael	84
17. Seiler Michael	87
18. Tatter Hermann	80
19. Bloos Georg	90
20. Menning Phillip	105
21. Keul Karl	108
22. Weprich Michael	116
23. Botschner Michael	118
24. Geddert Lukas	119

Vermisste

1. Orendi Georg	89
2. Orendi Martin	89



*Gedenkstätte der Siebenbürger Sachsen
in Dinkelsbühl*

Russlandverschleppte und Gestorbene:

1. Keul Michael sen.	3
2. Keul Georg sen.	32
3. Keul Georg jun.	32
4. Kasper Otilie	42
5. Weber Rebekka	61
6. Höhr Rudolf	68
7. Tatter Katharina	74
8. Tatter Pauline	74
9. Seiler Elisabeth	84
10. Botschner Otilie	97
11. Menning Elisabeth	107
12. Leutner Sara	116
13. Weprich Sara	140
11. Seiler Elisabeth	
12. Zakel Hans	

Aushebung der Prudner Sachsen nach Russland 15. und 16. Januar 1945

Pos.	Haus	Vorname	Familienname	Geburtsjahr	Jahr	Entlassen	Todesjahr
	Nr.				der Entlassung	wohin	
1	1	Andreas	Lingner/Pfarrer	1902	1945		
2	3	Michael	Keul	1896			1945 Russland
3	3	Elisabeth	Keul	1924	1949	Rumänien	
4	7	Johanna	Weprich	1923	1946	DDR	
5	7	Sofia	Weprich	1925	1947	DDR	
6	7	Johann	Weprich	1928	1945	Rumänien	
7	9	Paul	Fieltsch	1906	1946	Rumänien	
8	16	Andreas	Botschner	1900	1946	Rumänien	
9	17	Johann	Weprich	1925	1949	Rumänien	
10	20	Georg	Zikeli	1904	1949	Rumänien	
11	21	Johann	Tatter	1898	1946	DDR	
12	23	Andreas	Zakel	1914	1946	DDR	
13	24	Christine	Keul	1918	1949	Rumänien	
14	24	Sara	Keul	1922	1949	Rumänien	
15	24	Regina	Keul	1926	1947	DDR	
16	24	Lukas	Keul	1928	1949	Rumänien	
17	25	Katharina	Paul	1920	1949	Rumänien	
18	27	Georg	Botschner	1925	1949	Rumänien	
19	28	Franz	Tatter	1898	1946	Rumänien	
20	30	Johann	Lang	1910	1946	Rumänien	
21	30	Sara	Welther	1923	1949	Rumänien	
22	32	Georg	Keul sen.	1897			1945 Russland
23	32	Georg	Keul jun.	1928			1947 Russland
24	32	Sara	Keul	1922	1947	DDR	
25	33	Sofia	Gutt	1924	1949	Rumänien	
26	34	Anna	Keul	1923	1949	Rumänien	
27	34	Georg	Keul	1928	1949	Rumänien	
28	42	Katharina	Kasper	1914	1945	Rumänien	
29	42	Andreas	Kasper	1919	1945	Rumänien	
30	42	Elisabeth	Kasper	1926	1949	Rumänien	
31	42	Ottillie	Kasper	1928			1947 Russland
32	44	Michael	Tatter sen.	1901	1947	Rumänien	
33	44	Michael	Tatter jun.	1928	1949	Rumänien	
34	46	Michael	Zakel	1896	1947	DDR	
35	47	Elisabeth	Botschner	1922	1947	DDR	
36	47	Sara	Botschner	1925	1947	DDR	
37	48	Georg	Mathes	1928	1950	Rumänien	
38	49	Mathes	Geddert	1927	1947	DDR	
39	51	Sofia	Geddert	1928	1949	Rumänien	
40	54	Thomas	Geddert	1924	1949	Rumänien	
41	54	Katharina	Geddert	1927	1945	Rumänien	
42	57	Johann	Löw	1904	1949	Rumänien	
43	57	Elisabeth	Löw	1911	1949	Rumänien	
44	60	Hans	Weprich	1928	1949	Rumänien	
45	61	Rosina	Weber	1919	1947	DDR	
46	61	Rebecka	Weber	1926			1946 Russland
47	63	Martin	Weprich	1905	1946	DDR	
48	63	Rudolf	Höhr	1905			1946 Russland
49	64	Johann	Tatter sen.	1900		Rumänien	
50	64	Johann	Tatter jun.	1928	1949	Rumänien	

51	64	Sofia	Tatter	1926	1949	Rumänien	
52	66	Sofia	Botschner	1921	1947	DDR	
53	74	Katharina	Tatter	1925			1947 Russland
54	74	Pauline	Tatter	1928			1946 Russland
55	75	Johann	Keul	1927	1949	Rumänien	
56	76	Michael	Plachta	1907	1949	Rumänien	
57	76	Sara	Plachta	1913	1949	Rumänien	
58	78	Elisabeth	Gutt	1921	1949	Rumänien	
59	79	Andreas	Bloos	1915	1946	DDR	
60	79	Sara	Bloos	1919	1949	Rumänien	
61	79	Friedrich	Bloos	1917	1949	Rumänien	
62	80	Johann	Geiger	1926	1949	Rumänien	
63	82	Katharina	Tatter	1914	1949	Rumänien	
64	83	Johann	Lang	1904	1949	Rumänien	
65	84	Katharina	Seiler	1916	1945	Rumänien	
66	84	Sara	Seiler	1919	1949	Rumänien	
67	84	Anna	Seiler	1924	1949	Rumänien	
68	84	Elisabeth	Seiler	1928			1946 Russland
69	87	Johann	Tatter	1927	1949	Rumänien	
70	88	Franz	Schuster	1926	1949	Rumänien	
71	90	Sara	Bloos	1921	1945	Rumänien	
72	90	Elisabeth	Bloos	1927	1947	DDR	
73	97	Ottilie	Botschner	1928	1947	DDR	
74	98	Irene	Leutner	1919	1947	DDR	
75	98	Grete	Müller	1924	1949	Rumänien	
76	98	Sara	Müller	1928	1946	DDR	
77	99	Sara	Gutt	1922	1947	DDR	
78	99	Andreas	Weber	1926	1946	Rumänien	
79	99	Katharina	Weber	1928	1947	DDR	
80	100	Michael	Mathes	1927	1949	Rumänien	
81	103	Johann	Bloos	1927	1949	Rumänien	
82	104	Johann	Zakel sen.	1906	1949	Rumänien	
83	104	Johann	Zakel jun.	1928	1949	Rumänien	
84	105	Emma	Menning	1927	1949	Rumänien	
85	107	Elisabeth	Menning	1924			1946 Russland
86	111	Michael	Manchen	1900 ?	1947 ?	Rumänien	
87	111	Elisabeth	Manchen	1927	1947	DDR	
88	114	Katharina	Keul	1913	1947	DDR	
89	115	Sara	Weprich	1919	1947	DDR	
90	116	Emma	Leutner	1926	1949	Rumänien	
91	116	Sara	Leutner	1928			1945 Russland
92	117	Regina	Botschner	1923	1946	Rumänien	
93	118	Elisabeth	Geddert	1915	1949	Rumänien	
94	119	Albert	Keul	1911	1946	DDR	
95	119	Lukas	Keul	1920	1949	Rumänien	
96	122	Johann	Paul	1904	1949	Rumänien	
97	126	Elisabeth	Dengel	1913	1947	DDR	
98	127	Michael	Girscher sen.	1900 ?	1945	Rumänien	
99	127	Michael	Girscher jun.	1926	1949	Rumänien	
100	128	Daniel	Wolff	1900	1949	Rumänien	
101	128	Sara	Wolff	1911	1949	Rumänien	
102	132	Elvine	Weprich	1922	1949	Rumänien	
103	132	Rebecka	Weprich	1924	1947	DDR	
104	140	Regina	Weprich	1919	1948 ?	Rumänien	
105	140	Erna	Weprich	1921	1949	Rumänien	
106	140	Sara	Weprich	1925			1945 Russland
107	141	Elisabeth	Dengel	1913	1949	Rumänien	
108	142	Johann	Tatter	1904	1949	Rumänien	
109	147	Katharina	Botschner	1911	1949	Rumänien	
110	147	Elisabeth	Botschner	1922	1949	Rumänien	
111	148	Michael	Keul	1928	1946	DDR	

Tabelle erstellt von Andreas Botschner



**Unsere Prudner im Lager Krasnokamsk / Ural 1948 v.l.n.r. obere Reihe:
Keul Johann (Nr. 75), Tatter Michael (Nr. 44),
Keul Georg (Nr. 34), Keul Lukas (Nr. 24)
und Johann Tatter (Nr. 64)
v.l.n.r. untere Reihe:
Bloos Johann (Nr. 103), Bloos Friedrich (Nr. 79),
Botschner Georg (Nr. 27) und Weprich Johann (Nr. 17)**



Pruden in den Jahren nach 1940

Fritz Leutner

Mit dem Zweiten Weltkrieg änderte sich auch in Pruden vieles. Schon vor Kriegsausbruch kam im Jahre 1940 das deutsche Militär nach Rumänien. Man gründete die Deutsche Volksgruppe und die Deutsche Jugend (DJ). Die braune Ideologie machte sich auch bei uns breit. Im Sommer des Jahres 1943 wurden die letzten Reserven mobilisiert: die jungen Burschen, die bis zum Stichtag, dem 1. April, das 17. Lebensjahr erreicht hatten, und die Männer im Alter von bis zu 35 Jahren wurden zum deutschen Heer eingezogen. Nach einem Monat Vorbereitung standen schon alle an der Front. Die meisten von ihnen wurden in Partisanengebieten in Jugoslawien eingesetzt, wo es am schlimmsten war. Viele sind deshalb nicht mehr nach Hause gekommen. Einige fielen auch an der rumänischen Front in Russland. Am 23. August 1944 brach Rumänien das Bündnis mit Deutschland, wechselte die Front und wurde Verbündeter der Sowjetunion. Diese verlangte von Rumänien Arbeitskräfte für den Wiederaufbau ihres vom Krieg zerstörten Landes. Dafür opferte die rumänische Regierung die Volksdeutschen, Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben. Am 15. Januar 1945 wurden junge Mädchen und Burschen ab dem 16. Lebensjahr, Frauen bis zum Alter von 35 und Männer bis zu einem Alter von 49 Jahren in Viehwaggons verladen und von Elisabethstadt nach Russland verschleppt. Junge Mütter mussten ihre kleinen Kinder (ab einem Jahr) bei Großeltern und älteren Verwandten zurücklassen.

Ich war in Russland in Gefangenschaft geraten. Eines Morgens, als ich bei Kälte, Schnee und Glatteis in die Arbeit gehen musste, traf ich im Vorbeigehen sechs junge Mädchen, die bei einem Misthaufen standen. Sie mussten mit bloßen Händen den Weg vom Schnee räumen. Sie stammten aus Scharosch und ich entdeckte bekannte Gesichter. Wir durften jedoch miteinander nicht sprechen, denn ich stand unter strenger Bewachung. Trotzdem erfuhr ich durch Zurufen, dass diese Mädchen zusammen mit meinen zwei Schwestern in einem Nachbarort untergebracht waren. Nachdem der Krieg am 9. Mai 1945 zu Ende war und Russland mit Rumänien einen Vertrag unterzeichnet hatte, laut dem rumänische Gefangene zu entlassen seien, hatte ich das Glück, schon im September meine Heimat und meine Lieben wieder zu sehen.

In der Heimat angekommen, erfuhr ich, in welchem großem Elend die Sachsen lebten. Einige Landsleute waren froh, von den nach Russland Verschleppten endlich eine Nachricht zu erhalten, denn niemand wusste in Pruden, wohin man diese gebracht hatte. Das allergrößte Übel war, dass man den Sachsen auch die Häuser weggenommen und diese den Zigeunern und den wenigen bei uns lebenden Rumänen zugeteilt hatte. So kam zu einem Leid das andere.

Im Jahr 1946 traf uns ein weiteres schweres Los. Es wurden in Pruden 40 rumänische Familien aus den Westkarpaten angesiedelt (Mozen). Es geschah an einem Sonntag. Als unsere Leute in der Kirche waren, wies ein Kommunist aus der Kreisstadt jedem Kolonisten ein sächsisches Haus zu. Die Kommission ging ins Haus, man brach die Türe auf und nun waren die Mozen Besitzer nicht nur des Hauses, des Hofes und des Gartens, sondern auch des gesamten Viehbestandes und der landwirtschaftlichen Gerätschaften. Als die Sachsen aus der Kirche nach Hause kamen, wurde ihnen im günstigsten Fall ein kleines Zimmer im Haus zugewiesen, oder sie mussten in Nebenräumen, sogar im Stall unterkommen oder das Haus ganz und gar verlassen. Wer sich weigerte oder Einwände hatte,

wurde brutal zusammengeschlagen, wie es Familie Weprich (Hausnummer 132) und vielen anderen geschah. Die Dokumentation dieser Gewaltexzesse könnten Bände füllen. Die sächsische Bevölkerung bestand damals aus Alten und Kindern, die sich kaum wehren konnten. Trotzdem empörte man sich gegen so viel Gewalt. Oft genügte eine Geste oder eine Miene und schon wurden die neuen Herren aggressiv. Gleich griffen sie zu Axt, Sense oder Stock. Dabei benahmen sich die Frauen der neuen Siedler nicht weniger zimperlich. Wie die Deutschen und Sachsen der braunen Versuchung erlegen waren, so gingen die Mozen nun den Kommunisten auf den Leim. Klassenhass und Nationalismus war das Gebot der Stunde. Die rumänische Kirche sah schweigend zu. Was der Kommunismus den nationalen Interessen den Rumänen gebracht hat, das hält man fest für alle Zeit. Man distanziert sich auch heutzutage kaum von diesen „Errungenschaften“. Auch das nationalistische Vokabular der Ceausescu-Ära beherrscht heute noch Teile der Medien und des öffentlichen Lebens in Rumänien. Eine Kollektivschuld trifft auch im Falle der Mozen nicht. Sosehr sie Täter waren, waren sie auch Opfer einer Ideologie. Aber Schuld bleibt immer individuell. Es gab auch unter ihnen Menschen, die sich persönlich nichts haben zu Schulden kommen lassen. Das kann man mit Fug und Recht von Familie Calai mit den beiden ordentlichen und fleißigen Töchtern, Marioara und Silvia, sagen. Menschen ihres Schlages waren jedoch die Ausnahme. Das andere Extrem waren Nicula und seine Schwester Tila. Es soll hier aber auch nicht verschwiegen werden, mit welcher Freundlichkeit und Zuvorkommenheit die rumänische Bevölkerung von Pruden anlässlich des hundertsten Jubiläums unserer Kirche uns begegnet sind. Wir sind überzeugt, dass diese Wende im Verhalten dieser Menschen uns gegenüber in entscheidendem Maße das Ergebnis der fruchtbaren Verständigungsarbeit unserer liebenswürdigen Neuprudner zu verdanken ist.

Die Kolonisten bekamen auch eine Ackerfläche von etwa 8 Joch zugewiesen, sie besaßen jedoch keine landwirtschaftliche Erfahrung, da sie aus dem Hochgebirge kamen. So waren sie froh, als unsere Leute ihnen anboten, selber den Boden zu bestellen. Dafür sollten sie die Hälfte des Ertrages erhalten. Gleichzeitig lernten die „Neubauern“, wie man einen Acker bestellt. Oft kam es vor, dass der Kolonist im Herbst alleine erntete und sich weigerte, dem Sachsen seinen Teil der Ernte abzutreten. Nach einem oder zwei Jahren waren die Kolonisten in der Lage, die Arbeiten selber zu verrichten. Ein Teil der Ackerfläche von Pruden wurde verstaatlicht und die Staatswirtschaft (Gostat) bot für viele besitzlose Sachsen vielfältige Beschäftigung an. Hier konnte man als Tagelöhner auf dem Feld, im Weinberg und später auf der Hopfenplantage arbeiten.

In den Jahren 1949/50 wurde die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft (Kollektiv) ins Leben gerufen. Die Bauern mussten mit ihrem Besitz (Boden, Vieh und landwirtschaftlichem Gerät) in diese neue Wirtschaftsform eintreten. Auch wer nichts besaß, konnte Mitglied werden. Für die geleistete Arbeit erhielt man einen Teil der Ernte, etwas Geld und, was sehr wichtig war, jeder erhielt zur eigenen Nutzung eine Ackerfläche von 25 Ar. So hatten unsere Sachsen wieder die Möglichkeit, ihren Lebensunterhalt zu sichern, auch wenn es schwierig war. Nachdem die Misswirtschaft in der LPG immer deutlicher wurde, verließen immer mehr Leute Pruden und zogen in die Städte Mediasch, Schäßburg oder noch weiter nach Eisenmarkt (Hunedoara), wo bessere Verdienstmöglichkeiten lockten. Im Jahre 1989 löste sich die Kollektivwirtschaft auf. Nach dem Fall des Ceausescu-Regimes verließen die letzten sächsischen Bewohner Pruden und kamen zu ihren Verwandten nach Deutschland. Zurück blieben nur noch zwei ältere Sächsinnen.

Prudens Bewohner

Horst Göbbel – Lukas Geddert

Landsleute in Siebenbürgen über Jahrhunderte hinweg

Eine alte siebenbürgische Geschichte (siehe Josef Haltrich, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleinere Schriften, Volks-, Orts- und Standesneckereien, Wien 1885 S. 131) erzählt, wie die drei Nationen in Siebenbürgen, Ungarn, Sachsen und Rumänen, Jesus Christus vom Kreuze befreien wollten. Als sie das Schreckliche vernahmen, traten die drei Nationen zu einem Landtag zusammen und berieten, wie sie den Heiland vom Kreuze herunterholen könnten. Der Ungar sprach: „Schlagen wir die zwei römischen Söldner nieder, die das Kreuz bewachen!“ - Der Siebenbürger Sachse als zweiter Redner meinte: „Das ist nicht erlaubt! Reichen wir beim Herrn Statthalter Pontius Pilatus eine Bittschrift ein, er möge Christum freigeben.“ Schließlich meldete sich der Rumäne zu Wort und sagte: „Gebt Ruh' bis zur Nacht, dann stehe ich ihn vom Kreuz!“ Hier werden unterschiedliche Mentalitätsmuster deutlich, die das Denken und Handeln der Mitglieder der einzelnen Nationalitäten Siebenbürgens in vielfältiger Weise mitprägten: Kampf, Recht, Diebstahl oder Draufgängertum, Biederkeit, Verschlagenheit werden sichtbar.

Als Söhne und Töchter Siebenbürgens hatten sich die verschiedenen Nationen viele Jahrhunderte gemeinsam entfaltet. Aus ihrem Zusammen- und Nebeneinanderleben ergaben sich mannigfaltige Wechselbeziehungen und gegenseitige Einflüsse. In Bereichen wie Ackerbau, Viehzucht (außer Schafzucht), Baukunst, Industrie gelten die Sachsen als Pioniere.

Über das Zusammenleben der siebenbürgischen Völkerschaften schreibt Dr. Thomas Frühm in seinem Buch „Wetterleuchten über Siebenbürgen“, München 1958, S. 119f: „Diese streng in sich geschlossene kirchliche und nationale Einheit (der Deutschen) war auch das Werk der anderen Nationen Siebenbürgens. Wir standen in täglichem Verkehr miteinander. Eindrücke, die Auge und Ohr vermittelten, Gedanken und Gefühle, die man darüber austauschte, bildeten eine endlose Kette von Wechselwirkungen. Man nahm und gab, man beobachtete und wurde beobachtet, man ahmte nach und diente selbst anderen als Beispiel, man glich sich an und wurde sich dadurch erst recht des eigenen Wesens bewusst. Man bildete mit den anderen ein großes buntes Ganzes, in dem sich die Teile in enger Berührung beeinflussten und dem Ganzen ebenso wie dem eigenen Volkstum eine besondere Prägung verliehen. So war der Deutsche, Rumäne oder Madjare ein siebenbürgischer Deutscher, Madjare oder Rumäne, der neben seiner Volkseigenschaft das Merkmal des gemeinsam Siebenbürgischen zeigte. Alle diese Nationen liebten die gemeinsame Heimat... Bei Gesprächen passte man sich dem weniger Sprachgeübten an. Man wusste genau, wie sich der andere in bestimmten Fällen und Lebenslagen verhalten werde, man nahm auf seine Eigenart Rücksicht ... Indem man fremdes und doch heimatverbundenes Wesen, Denken, Fühlen und Wollen kennenlernte, wurde man der eigenen Art inne. Das um die geistige Welt der Mitnationen bereicherte Bewusstsein sah mit viel Verständnis auf das Treiben des Ganzen. Das schuf die sichere Grundlage für ein einträgliches Zusammenleben. Man vertrug sich, wenn

auswärtige Einflüsse sich nicht geltend machten. Von den benachbarten Nationalstaaten (Dr. Frühm meint hier sicherlich Ungarn und Rumänien) wurden leider immer wieder Misstrauen und Zwietracht in unser Nebeneinander hineingetragen...“

Die Deutschen - prägende Kraft über viele Jahrhunderte

Bis in unser 20. Jahrhundert hinein waren die Deutschen in Prudon in der Mehrzahl, möglicherweise lange Zeit hindurch sogar die einzigen Bewohner Prudons. Dies war in Siebenbürgen nicht überall so: „In Siebenbürgen waren wir Siebenbürger Sachsen eigentlich immer gering an Zahl. Und doch hat gerade die Leistung dieser Minderheit die Arbeit der Mitnationen aufgewogen und mitgerissen ... Unser Bestand beruhte nicht auf der Zahl, sondern auf Gemeinschaftsgefühl und auf dem einzelnen, auf der Persönlichkeit, die selbst beim Andrang der fremden Massen aus unserer Umgebung nicht wankte...“ (Dr. Thomas Frühm, S. 121)

Die Siebenbürger Sachsen

Heinrich Berghausen schrieb 1839 eine „Allgemeine Länder- und Völkerkunde“ (Wien 1839) mit dem bezeichnenden Untertitel „Ein Lehr- und Hausbuch für alle Stände“. Darin beschreibt er sehr plastisch neben den einzelnen Ländern der damaligen Habsburgermonarchie auch die zahlreichen unterschiedlichen Völker, die in diesem Land lebten. Sicherlich sind seine Aussagen über das Verhalten und den Charakter der einzelnen siebenbürgischen Nationalitäten subjektiv, aber gleichzeitig geben sie auch Auskunft über die Art und Weise, wie damals aus deutscher Sicht die anderen eingeschätzt wurden. Vieles mag uns heute spaßig oder auch chauvinistisch vorkommen, vieles mag bloß auf Vorurteilen beruhen, letztlich waren - und sind - aber solche Denkmuster etwas Selbstverständliches und sind im Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Nationalität doch prägender, als man manchmal geneigt ist, es zuzugeben. Hat nicht jeder von uns bestimmte Vorstellungen über das, was ein „Schwabe“, ein „Preuße“, ein „Russe“, ein „Amerikaner“, ein „Neger“, ein „Italiener“, ein „Deutscher“ oder ein „Türke“, ein „Jude“ oder ein „Araber“ vermeintlich sei und wird unser Verhalten davon nicht mehr oder minder geprägt oder zumindest in bestimmten Situationen beeinflusst? Es ist schwer vorstellbar, dass unser früheres Schubkastendenken in Bezug auf die persönliche Einschätzung anderer Nationalitäten zukünftig verschwinden würde. Dass wir im persönlichen Kontakt mit Menschen verschiedener Nationalitäten oft merken, dass unsere Vorstellungen, Kenntnisse, unsere vorgeprägten Denkmuster meist sehr realitätsfremd sind (wie oft heißt es denn nicht, „Das ist aber kein typischer Deutscher/Amerikaner/Russe...“), das hindert uns nicht daran, andere Völkerschaften prinzipiell zu kategorisieren und dabei positive und negative Charaktereigenschaften, Mentalitätsmuster anzuführen. Und noch ein Zusatz: dass jeder von sich selber bzw. von den Angehörigen seiner ethnischen Gruppe prinzipiell eher positive Eigenschaften kennt und das Negative zunächst bei den anderen sucht, das ist uns wohl allen klar. Ausnahmen bestätigen - auch hier - die Regel. Von den Deutschen, also von den Siebenbürger Sachsen, wird erwartungsgemäß bei Berghausen - wen wundert es? - sehr positiv berichtet: „Da, wo der Deutsche die Grenzen seiner eigentlichen Heimat überschritten hat, und sich unter Nationen fremder Zunge niedergelassen hat, auch da verleugnet er seinen Charakter nicht; er lebt unter den Fremden als arbeitsamer, ernsthafter, sparsamer, ordnungsliebender Hausvater, so in Siebenbürgen, obwohl er den Grundzug des deutschen Charakters, Herzlichkeit und Offenheit (Irrt Berghausen hier

nicht?), gegen eine gewisse Bedächtigkeit, ja gegen Mißtrauen im Verkehr mit seinen Nachbarn anderen Stammes, vertauscht hat. Überall aber ist er dem Slawen und Madscharen an Bildung voraus.“ Über die Prudner Sachsen gibt im Grunde genommen dieses Buch in vielerlei Hinsicht Auskunft. Deswegen sollten hier hauptsächlich die anderen Mitbewohner von Pruden bzw. aus Siebenbürgen, mit denen die Sachsen zu tun hatten, etwas genauer „unter die Lupe genommen“ werden.

Rumänen in Siebenbürgen

Der schon genannte Berghausen charakterisiert 1839 die Rumänen im Vergleich zu den Sachsen ganz anders. „Die Walachen, die sich selbst Rumuni nennen“, meint Berghausen, seien schon damals zahlenmäßig die stärkste Volksgruppe in Siebenbürgen gewesen und würden sich als Nachkommen der romanisierten Daker und Geten sehen. „Der Walache wird uns als unwissend, abergläubisch, grobsinnlich, hinterlistig, rachsüchtig geschildert.... Dem Trunke ergeben, suchen sie Händel anzuknüpfen, und verbinden mit Müßiggang einen Hang zur Dieberei, und namentlich zum Viehdiebstahl. Viehzucht ist ihre Hauptbeschäftigung, gering ihr Ackerbau, noch geringer Handel und Gewerbe. Verachtet ist der Walache; alle seine Nachbarn vereinigen sich in einem gemeinsamen Hasse gegen ihn.“ Das sind harte Worte. Nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Deutschen rechtlos waren, haben sich so manche Rumänen, vorwiegend sogenannte Kolonisten aus den Westkarpaten („Motzen“) nicht gerade fein und menschlich gegenüber den Sachsen verhalten.

Ungarn in Siebenbürgen

Über die Ungarn, die auch die Szekler miteinschließen, schreibt Berghausen: „Der Madschar oder Unger vereinigt mit Biederkeit und Herzlichkeit Kraft und Gluth; er liebt sein Vaterland über alles; rascher, feuriger Sinn bis zur Heftigkeit, eine gewisse Unbeständigkeit, Freimüthigkeit sind Hauptzüge seines Karakters; er besitzt große Fähigkeiten und Geistesanlagen; seine Hauptthätigkeit ist Ackerbau und Viehzucht...“ Naturgemäß besonders schmerzlich empfanden die Ungarn den nach dem Ersten Weltkrieg vollzogenen Wandel vom Staatsvolk zur Minderheit in Siebenbürgen. In Pruden lebte ein Ungar, bekannt war die Familie des Mühlenbetreibers.

Juden in Siebenbürgen

Interessantes erfährt man bei Berghausen auch über die Juden. In Siebenbürgen, wo ihre Zahl im Vergleich etwa zu Galizien „nur klein ist, durften sie ursprünglich nur in Karlsburg wohnen, nach und nach haben sich aber auch einzelne Familien auf's Land verbreitet, und besonders auf den Gütern des Ungarischen Adels bleibende Unterkunft gefunden. Der Jude ist überall ein Jude, wohin er auch versprengt worden, ein laufendes, schächerndes Volk.“ Abstammungsmäßig gehörten diese Juden zu der großen Masse der osteuropäischen Juden, die sich ab dem 14. Jahrhundert, seit der Zeit des Königs Kasimir des Großen in Polen niederlassen durften. Vorher waren sie aus Italien, aus Spanien und besonders aus Frankreich ausgewiesen worden, in Deutschland schlug man sie seit der Zeit der Kreuzzüge tot und so war die Zufluchtstätte Polen für sie eine wahre Rettung. Sie vermehrten sich in Polen, Litauen, in der Ukraine, in Weißrussland, in Galizien sehr und breiteten sich von hier später auch nach Ungarn, nach Siebenbürgen (18. Jh.), in die Moldau und in die Walachei (19. Jh.) aus. Grundbesitz zu erwerben, war für Juden verboten. In der Wirtschaft hatten sie ihren Platz als Mittler zwischen Stadt und Land, sie waren meistens Händler, Steuereintreiber, Gutsverwalter,

Pächter von Mühlen oder Schankwirte. Überall in Osteuropa - und nicht nur hier - wurden die Juden seit ihrer Einwanderung als Fremdkörper, als Außenseiter angesehen und, empfunden und man begegnete ihnen bis auf einzelne Ausnahmen mit Vorurteilen, mit großer Abneigung, ja sogar mit schlimmen Hassausbrüchen.

Ab 1648 - großer Kosakenaufstand unter Bogdan Chmielnitzki - ging es im Osten mit den Verfolgungen und Pogromen gegen die Juden los. Diese antisemitischen Ausschreitungen führten unter Hitler zur unbeschreiblichen Massenausrottung, zum unheilvollen Völkermord - der größte, unaustilgbare Schandfleck in der Geschichte der Deutschen.

Antisemitische Tendenzen sind aus der Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen nicht bekannt. Für die Sachsen waren die Juden kein Problem. Auch in der Phase der sogenannten „Arisierung“ jüdischer Unternehmen und Geschäfte haben sich Siebenbürger Sachsen daran nicht beteiligt. In einer Denkschrift vom Sommer 1945 an die Alliierten („Gibt es eine Schuld der Sachsen?“ Jahrbuch des Hilfskomitees der Siebenbürger Sachsen 1982 S. 134 ff) heißt es: „Wir glauben nicht, dass man auch nur einen Fall von Gewalttätigkeit der Sachsen gegen die Juden des Landes in der Lage ist aufzuzeigen...“, wobei zu bedenken ist, dass in dieser Zeit viele jüdische Opfer zu beklagen waren (ermordet etwa von Legionären der „Eisernen Garde“). Nach all den furchtbaren Leiden und schlimmsten Schicksalsschlägen müsste man meinen, dass Judenverfolgung endlich der Vergangenheit angehört, aber besonders im Machtbereich der Sowjetunion ging der latente Antisemitismus bis in unsere Tage weiter. Rumänien hat sich daran nach dem Zweiten Weltkrieg weniger beteiligt, wahrscheinlich weil man den Weg des Verkaufs von Juden für gute Dollars an Israel schon seit den frühen 50er Jahren gegangen ist und heute in Rumänien kaum noch Juden leben. Soweit uns bekannt ist, lebten in Pruden vor dem Zweiten Weltkrieg und auch nachher keine Juden.

Zigeuner in Siebenbürgen

In Erinnerungen an Siebenbürgen, an Pruden, dürfen die Zigeuner nicht unerwähnt bleiben. Das Volk (Anmerkung: der Begriff „Zigeuner“ gilt in Siebenbürgen nicht als Schimpfwort, die Zigeuner selber nennen sich so) der Zigeuner - sie selber nennen sich auch "romani" (von rom = Mann) - ist praktisch in jeder Ortschaft Rumäniens präsent. Seit Menschengedenken waren die Zigeuner verfolgte, benachteiligte, unterprivilegierte, armselige Menschen, die meistens großes Elend ertragen mussten. Zigeuner sind für die Bewohner Siebenbürgens leicht zu erkennen. Sie haben eine dunklere Hautfarbe und ihr Augapfel sowie ihre Fingernägel sind bläulich-violett getönt. Früher berechneten sie den Kaufpreis ihrer Töchter in silbernen Bechern. Ihre Sprache und ihre Bräuche sind wenig erforscht. Ihre Häuptlinge heißen in Rumänien Bulibascha. Nach dem Sturz von Nicolae Ceaușescu wählten Zigeuner auch ihre eigenen Könige, sogar einen Kaiser. Sehr aufschlussreich und insgesamt eher sachlich sind die Aussagen Berghausens über die Zigeuner, die in Siebenbürgen erstmals 1437 erwähnt werden: „Die Zigeuner, Abkömmlinge der verachteten indischen Kaste der Paria's, und während der Verheerung Indiens durch Timur ausgewandert, wohnen in Siebenbürgen, Ungarn, Galizien und zum Teil in Dalmatien. In Siebenbürgen findet man sie zuerst in Urkunden des 15. Jahrhunderts erwähnt. Schon früh hat man daran gearbeitet, sie an feste Wohnsitze zu gewöhnen, und besonders tätig geschah dies unter den Regierungen Ma-

ria Theresia's und Joseph's II. Die Kaiserin befahl, die angesiedelten Zigeuner, um, wo möglich, mit dem Namen auch das Andenken an die vorige nomadische Lebensweise auszurotten, Neubauern (Neorustici) zu nennen. Weniger in Ungarn, als in Siebenbürgen ist ihre Ansiedlung gelungen, wo sie an den Enden der Städte und Dörfer in eigens ihnen angewiesenen Bezirken wohnen. Diese angesiedelten Zigeuner ernähren sich meistens durch den Trödel, durch Musik und verschiedene Eisenarbeiten; während die nomadisierenden im Goldwaschen, in Kesselflickerei, Kräutersammeln etc. ihren Unterhalt finden.“ Liest man diese letzten Zeilen, könnte man fast meinen, der Autor hätte rund hundert Jahre später - also um 1930/1940 - gelebt und auch in Pruden überprüft, ob seine Kenntnisse über die Zigeuner und ihre Lebensart der Wirklichkeit entsprechen. Während also die Männer oft Pferdehändler und Kesselflicker sind, befassen sich ihre Weiber in den meisten Fällen auch mit Wahrsagerei. Kurt Csallner, ein Bistritzer Autor, meint, dass man ihnen Stehlen und Betteln ebensowenig abgewöhnen kann, „wie der Katze das Mäusen, und besonders die Bauern fürchten und hassen sie als eine Landplage.“ Mit Zwangsmitteln, aber auch auf gütlichem Wege versuchte man unter Maria Theresia einige hundert Zigeunerfamilien im entvölkerten Banat anzusiedeln. Man hatte ihnen Hütten gebaut und Frucht zur Aussaat verteilt, ja selbst Vieh geschenkt. Als sie das Saatgut und das Vieh verspeist hatten, machten sich die Zigeuner auf und davon. Sie wurden zwar zum größten Teil wieder zurückgeholt und angesiedelt, ja sie ergaben sich endlich in ihr Schicksal, aber die Behörden hatten stets ihre liebe Plage mit ihnen, schreibt Hans Holzträger in seinem beachtenswerten Beitrag „Zigeuner in Siebenbürgen.“

Bis zum Jahre 1848 war es den Zigeunern streng verboten, sich in sächsischen Ortschaften anzusiedeln. Sie taten es dennoch, eben in der Ziganie. Alles Unmögliche und Scheußliche wird ihnen gern in die Schuhe geschoben, weil die Unkenntnis über ihre Sitten und Gebräuche groß ist. So waren sie schon immer auch als Diebe verschrien.

Was die Diebstähle der Zigeuner betrifft und von denen überall so oft die Rede ist, lassen wir einen Fachmann sprechen. Jan Yoors hält in seinem Buch „Die Zigeuner“ fest: „Infolge der ungünstigen äußeren Umstände sind die Zigeuner zu fortgesetzten Diebstählen gezwungen, d. h. sie müssen sich ihr tägliches Minimum an Nahrung aus dem Land nehmen: Gras für die Pferde, Feuerholz, Kartoffeln, Gemüse und Obst und natürlich das sprichwörtlich „verirrte“ Huhn. Aber wie mit allen Legenden, so geht es auch mit der von den diebischen Zigeunern: sie ist übertrieben. Hätten sie wirklich alle Diebstähle begangen, deren man sie beschuldigt, dann müssten sie mit Lastwagen reisen.“ Dennoch, das Stehlen und Betteln bleibt für die Zigeuner ein wichtiges „Anhängsel“.

Nach dem Zweiten Weltkrieg orientierten sich auch die Zigeuner in Richtung neue Machthaber. Sie gehen heutzutage etwa den gleichen Berufen nach, wie der Durchschnittsrumäne, manche sind seinerzeit in die Kommunistische Partei eingetreten, partizipierten so gut wie möglich an den kommunistischen Annehmlichkeiten, soweit es solche überhaupt gab. Diese gab es natürlich, denn im Sozialismus haben viele das ehrliche Arbeiten verlernt - nicht nur Zigeuner, die nicht wenig zu verlernen hatten - und wurschtelten sich irgendwie doch durch das Leben. Das war für viele Zigeuner eigentlich nicht unbekannt. Von ihrem gesellschaftlichen Status her gehörten - und gehören auch im heutigen Rumänien bei aller dekretierten Gleichberechtigung - zu den unteren, eher geduldeten Schichten mit geringem Ansehen. Früher waren sie in Kriegszei-

ten als Kundschafter eingesetzt. Ihren Lebensunterhalt verdienten sie sich als Tagelöhner, Schmiede, Flickschuster, Kesselflicker, Korbwaren- und Holzlöffelhersteller („Löffelzigeuner“), Pilzsammler, sowie mit den sogenannten „unehrlichen“ Handwerken aus (Henker, Hundefänger, „Schinder“, „Abdecker“ - sie begruben das tote Vieh - oder Straßenfeger). Berühmt und beliebt waren sie als Musikanten: hauptsächlich Streichmusikanten aber auch Zimbelspieler, wo sie früher auf keiner Hochzeit, auf keiner Tanzveranstaltung fehlten. Hier nun einige Sprachbrocken aus dem Zigeunerischen: Rom = Mann, Zigeuner Janes romanes/ziganes? = Kannst du zigeunerisch? ka l ö = schwarz (= der Zigeuner) parn ö = weiß (= die Nichtzigeuner) mänush = Mensch (= der Zigeuner) g ä d s i o = Bauer (= der Nichtzigeuner) Sinte/Sinti = Zigeuner / Inder?

Interessant ist auch die Benennung der Zigeuner von anderen Völkern: die Engländer nennen sie "gipsy" (Ägypter), ebenso die Spanier und Portugiesen "Gitano". In Niederdeutschland wurden die Zigeuner „Ungarn“ genannt, in Frankreich „Böhmei“. Das Vaterunser auf zigeunerisch lautet in Nordsiebenbürgen (mit Angabe der Silbenbetonung):

„Amard dad, kai hin andd ischeri'o!
 Paljavalinds tro nau!
 Te avel tri vdila sar hin andd tscherid kiden the pe phu.
 De amen dela amard sekondje!
 Deola jertin amare, pe sar jerlinds t'amen amare dosalenge.
 Thei na gizdsch amen andd zungalibd, pomig amen zungalimastar!
 Ke tird hin kralibd thei putjäre thei sor treimdsko o raibd! Amin!“

(*Vater-Unser-Text aus: Kurt Csallner, Nösner Heimatbuch, Kissingen um 1970, S. 130*)

Die dörfliche Lebensordnung - Die «anderen» im Dorf

Annemarie Schenk

Annemarie Schenk schreibt in ihrem Buch „Deutsche in Siebenbürgen – Ihre Geschichte und Kultur“ (C.H. Beck Verlag München 1992, S.140ff - *Der Text wurde vom Herausgeber stellenweise an die Verhältnisse von Pruden angepasst*): Die Rumänen, die in die sächsischen Ortschaften zuwanderten, gehörten nicht zur wohlhabenderen rumänischen Bevölkerung. Für diese arme rumänische Bevölkerung war es schwer, in den sächsischen Gemeinden eigenes Ackerland zu erwerben. Dennoch gelang es stellenweise, und manche rumänische Familie konnte es an Besitz mit den sächsischen Dorfgemeinden aufnehmen. Aber insgesamt gesehen waren die Landwirtschaften der Rumänen kleiner als die der Sachsen, ihre Böden oft auch von minderer Qualität. Eine nicht geringe Anzahl von Rumänen verfügte über gar kein Stück Land. Die Rumänen, die nicht von ihrer Landwirtschaft leben konnten, verdingten sich als Saisonarbeiter, z. B. halfen sie den Sachsen beim Weizenschnitt. Als Tagelöhner verdienten sich die landlosen Familien meist bei den Sachsen ihren Lebensunterhalt. Auch die Hirten der Gemeinden wurden oft von den Rumänen gestellt, und als Knechte, die zu Neujahr ihr einjähriges Dienstverhältnis antraten, beschäftigten die Sachsen in der Mehrzahl Rumänen.

Diese Faktoren mussten sich auf das Verhältnis der Sachsen zu den Rumänen auswir-

ken. In ihrer dörflichen Lebenswelt begegneten die Sachsen den Rumänen meist als den von ihnen abhängigen Landarbeitern. Jene Erfahrung, gekoppelt mit ihrem ausgeprägten Selbstbewußtsein, das sie als ständische Nation im Mittelalter, der so lange die Teilhabe an der Macht zugekommen war, entwickelt hatten, führten bei vielen zu einer Überschätzung der eigenen Gruppe. Andererseits war auch das Verhältnis der Rumänen zu den Sachsen durch soziale Distanz bestimmt, denn ethnische Gruppen stellen Sozialgebilde dar, die sich nach außen gegen die Fremdgruppe, gegen die «anderen», abgrenzen. Dabei setzt man auf das gemeinsame kulturelle Erbe, die gemeinsame Sprache, die gemeinsame Religion, das durch gleiche Sitten, Gebräuche, Verhaltensweisen und ein verbindliches Wertesystem geregelte Zusammenleben. Bei dieser Selbstabgrenzung werden alle anderen nur unter dem Gesichtswinkel der eigenen kulturellen Werte wahrgenommen, und es kann ihnen Toleranz, aber auch Ablehnung, ja sogar offene Feindschaft entgegengebracht werden. Fremdgruppe und Eigengruppe beeinflussen so Orientierung und Verhalten ihrer Mitglieder. Diesen sozialen Mechanismus gilt es zu bedenken, wenn interethnische Beziehungen in ihrer spezifischen Eigenart begrifflich werden sollen.

Die Abgrenzung gegen die anderen führte im sächsisch-rumänischen Dorf dazu, dass Mischehen selten blieben, innerhalb der Gruppen kaum geduldet wurden, und zwar gleichermaßen bei Sachsen und Rumänen. Auch die Rumänen betrachteten eine Ehe mit einem Fremden als «Familienschande». Die verschiedenen religiösen Bekenntnisse von Sachsen und Rumänen kamen als Eehindernis noch erschwerend hinzu. Durch die neuen Lebens- und Arbeitsverhältnisse nach 1945 intensivierten sich zwar die Kontakte der verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Mischehen wurden nun auch in den Dörfern eher akzeptiert, auch häufiger geschlossen. Trotzdem blieben sie die Ausnahme. Dies gilt auch für Pruden. Viele Sachsen beharrten auf der traditionellen Verhaltensform im familiären Bereich, die die Eheschließung innerhalb der Gruppe vorschreibt. Die alte Distanz zwischen den Gruppen hatte sich kaum verringert. Ihre Einebnung hätte in letzter Konsequenz die Assimilierung der Sachsen bedeutet.

Das Nebeneinander der verschiedenen ethnischen Gruppen hatte in Siebenbürgen zur Ausbildung einer Toleranz geführt, die die Stabilität der dörflichen Gesellschaft garantierte. Sachsen und Rumänen, ebenso Ungarn bewegten sich in ihren jeweils eigenen Kommunikationskreisen in Familie, Verwandtschaft, Nachbarschaft in ihren Wohnvierteln bei ihren Festen und Feiern nach ihrem Brauchkalender. Aber man lebte nicht voneinander isoliert. Es gab verschiedene Kontakte im täglichen Umgang miteinander, auch jenseits der Berührungen im Arbeitsleben, wo man miteinander arbeitete, aber auch miteinander die Mahlzeiten einnahm. Übrigens beherrschten schon vor der Einführung der rumänischen Sprache als Unterrichtsgegenstand in der Schule im Jahre 1923 viele Sachsen ein umgangssprachliches Rumänisch, wie es auch den seltenen Fall gab, dass die Verkehrssprache im Dorf zwischen Sachsen und Rumänen das Sächsische war. Schon seit dem 18. Jahrhundert hatte die sächsische Landbevölkerung begonnen, Rumänisch zu lernen. Kaufleute und Handwerker verständigten sich mit ihren rumänischen Handelspartnern schon früher in deren Sprache. Die starke Bevölkerungszunahme der Rumänen im Umfeld der Sachsen machte nun auch im ländlichen Bereich zunehmend rumänische Sprachkenntnisse notwendig. Man musste sich mit den Arbeits-

kräften verständigen, wie auch auf den Märkten beim Austausch von Waren. Über verschiedene Zwischenstufen bildete sich bei den Sachsen eine Zweisprachigkeit, in manchen Gebieten sogar eine Dreisprachigkeit - neben Deutsch und Rumänisch auch Ungarisch - heraus. Die Sprachkontakte zu den Rumänen haben im Siebenbürgisch-Sächsischen ihre Spuren hinterlassen, deren auffälligste die zahlreichen rumänischen Lehnwörter sind, wie sich auch die jahrhundertelangen Beziehungen der Sachsen zu den Ungarn in ihrer Sprache widerspiegeln. Kaum ein Sachse sagt etwa Gemüsebrotaufstrich, sondern „zacuscă“ (Sakuska) oder Auberginenaufstrich sondern „vinete“ (Winete)...

Trotz der Abgrenzung der Gruppen voneinander wusste man in vielerlei Hinsicht Bescheid über die anderen. Bemerkenswert gut scheinen die Sachsen auch über Glaubensvorstellungen und magische Praktiken ihrer Dorfgenossen informiert gewesen zu sein. Hilfe in schwierigen Lagen suchte man oft bei älteren Rumäninnen, die sich durch ein gottesfürchtiges Leben auszeichneten. Diesen Frauen traute man zu, dass sie ein krankes Kind, von dem man glaubte, es sei beschrien, das heißt durch einen Zauber zu Schaden gekommen, mit einem Gegenzauber heilen könnten. Als die Sachsen noch eigenes Vieh hatten, brachten solche Frauen zu Ostern geweihtes Wasser, mit dem die Ställe besprengt wurden. Vor allem dann verlangte man nach diesem Schutz, wenn das Vieh von Krankheiten befallen worden war oder nicht geraten wollte. Im Vertrauen auf die Fürbitte der mächtigen rumänischen Heiligen bei Gott geschah es auch, dass sich Sachsen mit ihren Anliegen an den orthodoxen Geistlichen wandten und Gebete bestellten. Solche Vorgänge wurden natürlich möglichst im Verborgenen gehalten, und sie entziehen sich deshalb einer genauen Untersuchung. Jedoch gibt es genügend Hinweise, die darauf schließen lassen, dass sie im Dorfleben eine Rolle spielten.

Neben den binnendörflichen Kontakten standen jene, die man zu den anderen außerhalb des Dorfes aufnahm. Die alten, in Siebenbürgen erschienenen Volkskalender enthalten immer eine Rubrik, in der die Jahrmärkte im Land verzeichnet sind. Die Fülle der Veranstaltungen, über fünfhundert waren es, die während des ganzen Jahres stattfanden, erstaunt. Daneben gab es noch die regelmäßigen Wochenmärkte. Auf diesen Märkten, wo sich Händler, Handwerker und Bauern aus den verschiedenen Gebieten Siebenbürgens und darüber hinaus einstellten, fand der ganze Umschlag an Waren statt. Da wurden Geräte, Haushaltsgegenstände, Gewebe, Kleidung, Keramik und Möbel angeboten, da konkurrierten sächsische Tischler mit ihren bemalten Truhen und Möbelstücken mit den Waren der ungarischen Handwerker, und neben beiden stellten die rumänischen Truhenmacher ihre Erzeugnisse zum Verkauf. Wie bei den Tischlern, so war es auch bei den anderen Handwerkern und den ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse feilbietenden Bauern. Die traditionellen Jahrmärkte dauerten gewöhnlich drei Tage. Auf diesen großen Handelsplätzen fanden sich die Leute aber nicht nur ein, um Waren zu kaufen, zu verkaufen und auszutauschen. Die Märkte waren zugleich Orte der Begegnung, an denen Meinungen, Informationen, Anregungen jeglicher Art gewechselt wurden. Die Gewohnheit des Kauftrunks nach abgeschlossenem Geschäft führte zur Einkerkehr ins Wirtshaus, wo sich weitere Gelegenheit zu Gesprächen bot. So waren gerade auch die Märkte Orte für interethnische und damit interkulturelle Kommunikation, die in Austausch und Übernahme von Elementen aus der Volkskultur der anderen Wirkung zeig-

te. Zu den anderen in einem siebenbürgischen Dorf mit sächsischer und rumänischer Bevölkerung gehörten auch die Zigeuner, Mitglieder des Roma-Volkes. 1340 sind sie in Rumänien zum erstenmal urkundlich belegt, 1416 erwähnt sie eine Eintragung im Kronstädter Stadtrechnungsbuch. Die von Kaiserin Maria Theresia und von Joseph II. erlassenen Zigeunerregulative wollten sie auch in Siebenbürgen unter Anwendung strenger Mittel als «Neubauern» sesshaft machen, aber die Maßnahmen scheiterten. Bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren dann in fast allen Dörfern mit sächsischer Bevölkerung die schon erwähnten «Ziganien» entstanden, wo sich die Zigeuner niedergelassen hatten. Als Saisonarbeitskräfte traten viele Zigeunerfamilien in ein näheres Verhältnis zu den Sachsen. Ihre Angehörigen verdingten sich in Folge bei dem gleichen sächsischen Bauern und wurden zu seinen «Hauszigeunern». Zum Teil standen Hauszigeuner sogar in einem festen Arbeitsverhältnis auf einem sächsischen Hof. Es gibt Bei-



So wohnen auch heute noch manche der «anderen». Foto 2008 (nicht aus Pruden)

spiele, dass sich diese Beziehung zwischen Sachsen und Roma über zwei und drei Generationen fortsetzte. So lernte mancher Zigeuner sächsisch. Während wandernde Zigeuner, die ihre selbst verfertigten Waren wie Löffel und Handspindeln verkaufen wollten, nur den Hof betreten durften, hieß man die Hauszigeuner in die Stube kommen. Für ihre Arbeitsleistung wurden sie mit Naturalien entlohnt. War alles verbraucht, ließ sich der Bauer auch zu einem Vorschuss bewegen. In Nordsiebenbürgen, wo Roma evangelischer Konfession lebten, wurden bei der Geburt eines Kindes gern Sachsen um Übernahme der Patenschaft gebeten, ein Amt, das man nicht ablehnen durfte und natürlich zur Überreichung von Patengeschenken verpflichtete. Auch in Siebenbürgen waren die Zigeuner trotz ihrer Beziehung zum Dorf an den Rand der Gesellschaft verwiesen, aber sie erfuhren dort weniger Pressionen als in anderen Ländern. Nach 1945 un-



Die «anderen» / Scharosch 2008

ternahmen die rumänischen Regierungen beträchtliche Anstrengungen, die Roma zu integrieren. Teilweise hatten sie Erfolg, aber immer noch begegnet man auf den Straßen Wanderzigeunern. Von so manchen Roma wird aber auch behauptet, sie hätten es in den letzten Jahren zu einem beträchtlichen Vermögen gebracht. Inzwischen haben in vielen Dörfern die Roma die alte Ziganie mit ihren schlechten Wohnverhältnissen hinter sich lassen können und sind ins Dorf selbst eingezogen. Sie haben von der Abwanderung der Sachsen profitiert, indem sie in leergewordene Häuser nachrückten. Diese Entwicklung verfolgen viele Rumänen mit gemischten Gefühlen, die sich nun auch in dieser Hinsicht mit einer gänzlich veränderten Situation in ihrem Dorf konfrontiert sehen.

USA-Auswanderer und Besucher aus Siebenbürgen
(oder: Der Fantasie freien Lauf lassen)
Von Monika (Kleer) Ferrier

letzte Änderung / last update: 05.02.2007

with translations into English of the most important passages, either immediately following, or just after the respective German version

Mit dem Dörflein Maniersch (im Zwischenkokegebiet) und meiner ersten Reise nach Siebenbürgen in 1994 fing es an. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Mitreisenden von „Käthe aus Haus #4 und „Schusterhans“ und „Klenmicki“ sprachen, machte mich neugierig wer diese Personen (bzw. ihre Eltern) denn waren. Kaum wieder zu Hause, habe ich mir den einzigen vorhandenen Mikrofilm (Taufen 1871-1908) von Maniersch von den Mormonen bestellt, und das Abschreiben hat begonnen. Manierscher heirateten in die Nachbarorte, z.B. Zuckmantel, Nadesch, Zendersch, usw., und da mich die Daten der Ehepartner auch interessierten, bestellte ich mir, sofern vorhanden, auch diese Mikrofilme. Schliesslich folgten auch aus anderen siebenbürgischen Gebiete.

Wie es bekannt sein dürfte, sind im 19.-20. Jahrhundert viele Siebenbürger nach Amerika ausgewandert (laut der Ellis Island Internet-Seite ca. 4 Millionen zwischen 1880 und 1930 aus Österreich-Ungarn). Manche waren aber auch nur für eine bestimmte Zeit dort und sind später in die Heimat zurückgekehrt, deswegen werden sie an dieser Stelle als Besucher betrachtet. Seit April 2001 ist es auf der Internet-Seite <http://www.ellisland.org> möglich, nach USA-Immigranten zu suchen, die zwischen 1892 und 1924 in Ellis Island angekommen sind, und dies habe ich getan. (Neuerdings enthält diese Liste auch einige Personen die in Baltimore, Boston und Philadelphia angekommen sind, z.B. unter Blutroth, Irmesch, Klein Schelken, Lasseln, Marienburg, Nadesch, Schirkanyen, Waldhütten und Zuckmantel).

Als ergänzende Quellen habe ich / Other sources used

-Kirchenmatrikeln von Dunesdorf, Honigberg, Klein Probstdorf, Maniersch, Nadesch, Obereidisch, Petersberg, Wallendorf, Weißkirch bei Schäßburg, Zendersch, Zuckmantel, / church books of Dunesdorf, Honigberg, Klein Probstdorf, Maniersch, Nadesch, Obereidisch, Petersberg, Wallendorf, Weißkirch by Schäßburg, Zendersch, Zuckmantel

-Heimatbücher von Birk, Senndorf, Tschippendorf, Weißkirch bei Schäßburg / hometown books of Birk, Senndorf, Tschippendorf, Weißkirch by Schäßburg

-Genealogische Datensammlung Brenndorf: Zusammenfassung aller in Brenndorf geborenen oder ehemals wohnhaften evangelischen Bürger Bd. I: 1718-1899, Bd. II: 1900-1992. Bearbeitet von Hermann Schmidts. Reinheim. In Kommission beim AKSL 2000. 2 CD-ROM / 2 vols of genealogical data for Brenndorf, und in wenigen Fällen / and in a few cases

-die US-Volkszählungen von 1900, 1910, 1920 und 1930 (bei www.ancestry.com), sowie / the US censi for 1900, 1910, 1920 and 1930 at www.ancestry.com as well as

- die Bremen Passagierlisten 1920-1939 (unter <http://db.genealogy.net/maus/gate/>) /
the Bremen passenger lists for 1920-1939 at
http://www.schiffslisten.de/index_en.html
-und Daten aus Todesanzeigen in nordamerikanischen Zeitungen benutzt.

Nadesch (Szasz Nadas, Nades) ist wahrscheinlich vielen Siebenbürger unbekannt. Trotzdem hat die Gemeinde sogar eine Homepage unter www.nadesch.de. Da die Forschung nach den paar Familiennamen in einem kleinem Ort wesentlich einfacher ist als in einer Großstadt, z.B. in Kronstadt oder Hermannstadt, wo fast jeder ur-siebenbürgischer Familiennamen vorkommt bzw. es viele Aus- und Einwanderer gab, und da ich die zwei vorhandenen Mikrofilme für Nadesch (Ehen 1880-1943, Tote 1871-1944) abgeschrieben hatte und mir daraus ein Bild der Gemeinde und ihrer Familien machen konnte, versuchte ich zuerst, Personen mit Herkunft aus Nadesch in den Passagierlisten zu finden.

Das Ergebnis der Suche ist in ein Verzeichnis eingeflossen, welches zur Zeit aus ca. 350 Seiten besteht und ungefähr 12.000 Personen beinhaltet. Etwa 40 Seiten enthalten nur Namen (ohne Angabe des Ortes), von denen ich der Meinung war, dass es sich dabei um Siebenbürger handelt. Bei diesen Personen war entweder der Ort nicht angegeben oder er war so verschrieben, dass man ihn nicht als siebenbürgischen Ort hätte erkennen können. Auch wurde das Alter und der Familienstand bei der Einreise oft falsch angegeben/erfasst.

Ein paar Rätsel (die Antworten liegen am Ende dieses Artikels):

1. Sarah Theis, 18 J. alt, ledig, ex Rita Ginatos und Bremen, Ank. 19.8.1902, mit „Kronprinz Wilhelm“, zum Vater J. Theis, Box 635, Sharon, PA. Welcher Ort verbirgt sich unter „Rita Ginatos“?

2. Janos Binder, 29 J. alt, *ca. 1876, verh., ex Kigg Spelon und Carnaro/Triest, Ank. 11.9.1905 mit “Pannonia”; mit Frau, Kata, 20 J. alt, und Sohn, Otto, 1 ½ Jahre; zum Schwiegervater (=vielleicht: Lajos Barabas), Cambridge 1220, Philadelphia, PA

3. Welche Orte sind hiermit gemeint? a) Marseloh, Manloh, Marselah, Marxloh, Voarseloh, usw. mal in Deutschland, mal in Österreich, b) “Sz Czmaszy, Galicy”, c) Naglegocshpaza (obwohl nicht in Siebenbürgen)

4. Wer sind Gyosgy Scghbeiuder, Hannann Ishman, Josef und Sara Crul?

Das Verzeichnis ist nach siebenbürgischen Orten sortiert und beinhaltet hauptsächlich /
The index is sorted according to Transylvanian community and contains:

1. Name des Auswanderers oder Besuchers / name of immigrant or visitor

2. Alter / age

3. Herkunftsort / place of origin

4. Jahr der Ankunft in Amerika / year of arrival in the US.

Für die Ortschaften Nadesch, Dunesdorf, Hamruden und Katzendorf sind die Angaben aller von dort bekannten Personen enthalten. Das Auffinden der Daten in den Passagierlisten war möglich durch die Zusammenarbeit mit Hans Georg Baier (HOG Nadesch) und Harald Lienert, die mir netterweise Ihre Daten über

Auswanderer und Besucher aus Nadesch, Hamruden und Katzendorf zur Verfügung gestellt haben. Bei Nadeschern wurden auch genaue Daten wie Geburt, Heirat und Tod, sofern bekannt, vermerkt. Die Daten der Personen aus Dunesdorf und Wallendorf sind nicht so ausführlich, da ich aber die Mikrofilme abgeschrieben habe, können die Auswanderer/Besucher mit den Daten aus den Mikrofilmen zusammengestellt werden. Unten werden Details über die vorigen und einige andere Orte aufgelistet.

Aus Pruden / Prod / Prod; SM: Prod

- Sara Baier, 24 J. alt, *ca. 1882, ex Prod, 1906
- Georg Blos, 32 J. alt, *ca. 1870, verh., ex Pr...en (=Pruden) und Bremen, Ank. 7.3.1902 mit "Dresden"; zum Bruder, Michael Blos, Home St., New Castle, PA
- Janos Bloos, 38 J. alt, *ca. 1868, verh., 1900-03 New Castle, PA; ex Prod und Fiume, Ank. 29.8.1906 mit „Pannonia“; zum Schwager Matyas Klamer, 471 Moravia, New Castle, PA.
- Mihaly Bloos, 40 J. alt, *ca. 1873, ex Prod 1898
- Mihaly Bloos, 26 J. alt, *ca. 1882, ledig, ex Prod und Bremen, Ank. 24.5.1898 mit „Königin Luise“; nach 60 Preston Ave., New Castle, PA
- Amalia Botschmer, 5 J. alt, *ca. 1908, ex Prod, 1913
- Andreas Botschmer, 37 J. alt, *ca. 1886, ex Prod, 1923
- Georg Botschner, 31 J. alt, *ca. 1871, ex Pruden....1902
- Katalin Botschner, 17 J. alt, *ca. 1888, ledig, ex Hungary (=Prod) und Bremen, Ank. 27.9.1905 in Baltimore, mit "Darmstadt"; zum Bruder Martin Botschner, Box 23, New Castle, PA
- Martin Botschner, 42 J. alt, *ca. 1860, ex Pr...en (=Pruden) und Bremen, Ank. 7.3.1902 imit "Dresden"; zum Schwager Andreas Botschner, Box 135, New Castle, PA
- Martin Botschuer, 45 J. alt, *ca. 1861, ex Prod, 1906
- Sara Botschner, 39 J. alt, *ca. 1875, ex Prod, 1914
- Sofia Botschner, 25 J. alt, *ca. 1881, ex Grod, 1906
- Sofia Botschner, 18 J. alt, *ca. 1884, ex Pruden..., 1902
- William Dorr, 11 J. alt, *ca. 1910, ex Prod, Roumania, 1921
- Elisabeth Fislis, 35 J. alt, *ca. 1867, verh., ex Prod und Antwerp, Ank. 10.4.1902 mit „Pennland“; zum Ehemann Georg Filtsch, Munhall oder Homestead, PA
- Andras Gedderth, 19 J. alt, ex Prod, 1907
- Erzebeth Gedderth, 20 J. alt, ex Prod, 1907
- Johan Geddert, 17 J. alt, *ca. 1885, ex Pruden, 1902
- Janos Geddert, 17 J. alt, *ca. 1887, ex Prod, 1904
- Johann Gedert, 26 J. alt, *ca. 1886, ex kProd, Hungary, 1912
- Katalin Geddert, 18 J. alt, ex Brod, Hungary, 1905
- Tomas Geddert, 46 J. alt, *ca. 1856, ledig, 1892-1896 in Cleveland; ex Prod und Antwerp, Ank. 10.4.1902 mit „Pennland“; zum Schwager Georg Utsch?, Munhall Oder Homestead, PA
- Mihaly Geiger, 19 J. alt, *ca. 1885, ex N. Pornd, 1904
- Mihaly Geiger, 27 J. alt, *ca. 1887, ledig, 1903-08 New Castle, PA; ex Prod und Antwerp, Ank. 8.4.1914 mit „Kroonland“; zum Onkel Michael Bloos, 1705 Moris St.,

- New Castle, PA; Vater Mihaly Geiger, Prod 102, N. Kuk.
- Sara Geiger, 57 J. alt, *ca. 1857, verwit., ex Szod und Antwerp, Ank. 8.4.1914 mit „Kroonland“; zum Sohn Johann Geiger, Box 457, New Castle, PA; Schwester Sofia Guth, Prod 59, N. Kuk
 - Andreas G...tz, 17 J. alt, ex Prod, 1906
 - Andrei Gutt, 38 J. alt, *ca. 1884, ex Prod, Roumany, 1922
 - Elisabetha Gutt, 24 J. alt, *ca. 1898, ex Prod, 1922
 - Janos Gutt, 17 J. alt, *ca. 1885, ex Prod, 1902
 - Katarina Gutt, 17 J. alt, *ca. 1897, ledig, ex Szod und Antwerp, Ank. 8.4.1914 mit „Kroonland“; zum Schwager Georg Feder, 1201 Jefferson St., Gary, IN; „#11-245517-5/14/40“; Vater Lukas Gutt, Prod, N. Kuk
 - Katalin Hartmann, 16 J. alt, *ca. 1889, ledig, ex Hungary (=Prod) und Bremen, Ank. 27.9.1905 in Baltimore, mit „Darmstadt“; zum Bruder Michael Hartmann, Moravia St. 501, New Castle, PA
 - Kawly Keul, 46 J. alt, *ca. 1864, ex Prod, 1912
 - La...kosg, Keul, 32 J. alt, *ca. 1872, ex Prod, 1904
 - Janos Keul, 24 J. alt, *ca. 1877, ledig, ex Prod und Bremen, Ank. 1.11.1901 mit „Koln“; zum Bruder Michael, Ellwood City, PA
 - Jannos Keul, 27 J. alt, *ca. 1876, verh., ex Prod und Havre, Ank. 3.4.1903 mit „L'Aquitaine“; zum Schwager Johann Paul, POB 971 Ellwood City, PA
 - Janos Keul, 18 J. alt, *ca. 1889, ex Prod, 1907
 - John Keul, 33 J. alt, *ca. 1889, ex Pruden, 1922
 - Lukas Keul, 26 J. alt, *ca. 1872, ex Prod, 1898
 - Lukas Keil, 42 J. alt, *ca. 1871, ex Prod, 1913
 - Sara Reul, 18 J. alt, *ca. 1880, ex Prod, 1898
 - Sara Roil (=Keul), 20 J. alt, *ca. 1881, ledig, ex Pruden und Bremen, Ank. 9.12.1901 mit ‚Kaiser Wilhelm der Grosse‘; mit Schwägerin, zum Bruder Lukas Keul, Box 23, New Castle, PA
 - Sara Keul, 25 J. alt, *ca. 1885, ex Prod, 1910
 - Istvan Keul, 30 J. alt, *ca. 1875, verh., 1903?-05 Ellwood City, PA; ex Hungary (=Prod) und Bremen, Ank. 27.9.1905 in Baltimore, mit “Darmstadt”; zum Bruder Johann Keul, Box 333, Ellwood City, PA
 - Iztvan Keul, 3 J. alt, *ca. 1907, ex Prod, 1910
 - Johann Konst, 40 J. alt, *ca. 1862, verh., ex Pruden, 1902; US-Staatsbürger
 - Sarah Konst, 32 J. alt, *ca. 1870, verh., ex ..., 1902; US-Staatsbürger
 - Elisabeth Krestel, 38 J. alt, *ca. 1885, verh., ex Roumania (=Prod) und Hamburg, Ank. 1.7.1923 in Boston mit „Mount Clinton“; mit Ehemann, nach Ellwood City, PA; Mutter Sofia Keul, Prod, Jud. Tarnavo Mare
 - Johann Krestel, 39 J. alt, *ca. 1884, verh., ex Roumania (=Prod) und Hamburg, Ank. 1.7.1923 in Boston mit „Mount Clinton“; mit Ehefrau nach Ellwood City, PA; Schwiegermutter Sofia Keul, Prod, Jud. Tarnavo Mare
 - Erzsebet Lang, 18 J. alt, *ca. 1887, ledig, ex Hungary (=Prod) und Bremen, Ank. 27.9.1905 in Baltimore, mit „Darmstadt“; zur Schwester Zsafia Bloo, 501 Moravia St., New Castle, PA.

- Catarina Lang, 24 J. alt, *ca. 1882, ex Prod, 1906
- Sara Lang, 25 J. alt, *ca. 1881, ledig, 1902-06 New Castle, PA; ex Prod und Fiume, Ank. 29.8.1906 mit „Pannonia“; zur Tante Sofia Klamer, 471 Moravia, New Castle, PA
- Jofia Leitner, 23 J. alt, *ca. 1891, ex Prod, 1914
- Katharina Paul, 18 J. alt, *ca. 1883, ledig, ex Pruden und Bremen, Ank. 9.12.1901 mit ‚Kaiser Wilhelm der Grosse‘; mit Schwägerin, zum Schwager Lukas Keul, Box 23, New Castle, PA
- Johann Schuller, 56 J. alt, *ca. 1857, ex Prod, 1913
- Johann Schuller, 17 J. alt, *ca. 1884, ex Prot, 1901
- Karl Seiler, 21 J. alt, *ca. 1880, ex Pruz, 1901
- Katalin Seiler, 25 J. alt, *ca. 1889, verh., ex Prod und Antwerp, Ank. 8.4.1914 mit „Kroonland“; mit Ehemann zum Michael Bloos, 1705 Moris St., New Castle, PA; Schwiegervater Mihaly Seiler, Prod 77, N. Kuk.
- Mihaly Seiler, 25 J. alt, *ca. 1889, verh., ex Prod und Antwerp, Ank. 8.4.1914 mit „Kroonland“; mit Ehefrau zum Cousin Michael Bloos, 1705 Moris St., New Castle, PA; Vater Mihaly Seiler, Prod 77, N. Kuk.
- Sara Seiler, 25 J. alt, *ca. 1881, ex Prod, 1906
- Johann Tatter, 32 J. alt, *ca. 1869, ex Pruderu 1901
- Johann Tatter, 38 J. alt, *ca. 1868, ledig, 1901-06 Monaca, PA; ex Monaca, PA und Bremen; Ank. 11.12.1906 mit „Kronprinz Wilhelm“; geht nach Hause, Monaca, PA; geb. in Pruden
- Sara Thather, 20 J. alt, *ca. 1878, ledig, ex Pruden und Bremen, Ank. 3.12.1898 mit „Gera“;
- Gyorgy Weber, 38 J. alt, *ca. 1876, verh., 1901-1907 New Castle, PA; ex Prod und Antwerp, Ank. 5.3.1914 mit „Kroonland“; zum Schwager Andreas Zenn, 240 Lencie? St., Youngstown, OH; Ehefrau, Sarah Weber, Prod, N.Kuk
- Mihaly Weiss, 16 J. alt, *ca. 1890, ex Prod, 1906
- Josef Welian, 30 J. alt, *ca. 1877, ex Proden, 1907
- ...nda Weprich, 1 J. alt, *ca. 1902, ex Prod, 1903
- Berta Weprich, 2 J. alt, *ca. 1901, ex Prod, 1903
- Friedrich Weprich, 46 J. alt, ex Prod, 1911
- Friedrich Weprich, 33 J. alt, *ca. 1864, ex Pruden, 1897
- Friedrich Weprich, 36 J. alt, ex Prad, 1901
- Katalin Weprich, 23 J. alt, *ca. 1883, ex Prod, 1906
- Katherina Weprich, 26 J. alt, *ca. 1885, ex Prod, 1911
- Martin Weprich, 25 J. alt, *ca. 1877, ex Pruden, 1902
- Mihaly Weprich, 39 J. alt, ex Brod, 1901
- Mihaly Weprich, 17 J. alt, ex Brod, 1905
- Regina Weprich, 9 J. alt, *ca. 1894, ex Prod, 1903
- Sara Weprich, 23 J. alt, *ca. 1883, ex Prod, 1906
- Sofia Weprich, 26 J. alt, *ca. 1872, verh., ex Pruden und Bremen, Ank. 3.12.1898 mit “Gera”;
- Zsofia Weprich, 29 J. alt, ex Prod, 1903
- Gyorgyne Zabel (=Zakel), 39 J. alt, *ca. 1874, verh., ex Prod und Antwerp, Ank.

4.3.1913 mit „Lapland“; zum Ehemann Gyorgy Zakel, PB 526, Monaca, PA; Mutter Rebeka Tatler, Prod, N. Kukullo

- Paul Fakel (=Zakel), 32 J. alt, *ca. 1870, verh., ex Pr...en (=Pruden) und Bremen, Ank. 7.3.1902 mit „Dresden“; zum Bekannten Stefan Maier, Rest? St. 26, New Castle, PA

- Sara Czakel, 26 J. alt, *ca. 1875, ledig, ex Prod und Bremen, Ank. 1.11.1901 mit „Köln“; zum Onkel Andreas, Ellwood City, PA

- Sara Zakel, 31 J. alt, *ca. 1875, ex Prod, 1906.



Johann Geddert mit Enkelkindern, Canada 1967

Familiennamen

Pos.	Namen	Anzahl	vermutliche Herkunft
1	Keul	12	Pruden
2	Botschner	9	Pruden
3	Tatter	7	Pruden
4	Weprich	7	Pruden
5	Geddert	5	Pruden
6	Zakel	5	Pruden
7	Leutner	3	Dunnesdorf
8	Gutt	3	Pruden
9	Bloos	3	Pruden
10	Dengel	2	Pruden
11	Menning	2	Pruden
12	Weber	2	Gross-Alisch / Zendersch
13	Kirschner	2	Hundorf
14	Seiler	2	Grosslasseln / Zendersch
15	Kontz	2	?
16	Schoop	2	?
17	Paul	2	Gross-Alisch
18	Klein	2	Johannisdorf / Hohendorf
19	Taub	1	Zendersch
20	Kasper	1	Zendersch
21	Waedt	1	Seiden
22	Feder	1	?
23	Bell	1	Zendersch
24	Höhr	1	Waldhütten
25	Löw	1	Nadesch

26	Schuster	1	Gross-Alisch
27	Müller	1	Johannisdorf
28	Ernst	1	Zendersch
29	Türk	1	Hohendorf
30	Gierscher	1	Hohendorf
31	Wolff	1	Felldorf
32	Schiller	1	?
33	Plachta	1	?
34	Schuller	1	Gross-Alisch
35	Mathes	1	?
36	Graef	1	Pretai
37	Krestel	1	Hohendorf
38	Binder	1	Dunnesdorf
39	Baltes	1	Roseln
40	Fieltsch	1	Halvelagen
41	Zikeli	1	Maldorf
42	Zenn	1	Grosslasseln
43	Welter	1	Maldorf
44	Manchen	1	Marienburg / Schässburg
45	Hartmann	1	?
46	Salmen	1	Scharosch
47	Wagner	1	Maldorf
48	Lang	1	?
49	Geiger	1	?

Namen u. Vornamen mit Ehegatten nach Hausnummern:

1. Pfarrer Lingner
2. Binder, Johann u. Elise
3. Keul, Michael u. Elise geb. Dengel
4. Altes Rathaus
6. Keul, Johann u. Elise
7. Keul, Karl u. Elise
8. -----
9. Krestel, u. Sofia
10. Filtsch, Paul u. Katharina
11. Mattes, Michael u. Sara geb. Tatter
12. Schuller, Michael u. Helmine
13. Botschner, Andreas u. Elisabeth
14. Weprich, Martin u. Sara geb. Zakel
15. Botschner, Georg u. Elise
16. Zikeli, Georg u. Rosina geb. Dengel
17. Tatter, Johann u. Rosina geb. Paul
18. Bloos, Margarete geb. Tatter
19. Paul, Johann u. Katharina
20. Keul, Johann u. Christine
21. Paul, Johann u. Sara 22. Durler, Katharina
23. Botschner, Johann u. Sofia geb. Leutner
24. Tatter, Franz u. Rebecca
25. Zenn, Sara
25. Welter, Andreas u. Sofia
26. Seiler, Andreas u. Sara geb. Geddert
27. Keul, Georg u. Sara geb. Bloos
28. Gutt, Andreas u. Maria
29. Keul, Johann u. Anna geb. Tatter
30. Botschner, Andreas u. Susanne geb. Hartmann
31. Hartmann, Johann u. Katharina
32. Kasper, Andreas u. Regina
33. Tatter, Michael u. Sara geb. Keul
34. Wagner, Johann u. Katharina geb. Bühler
35. Zakel, Michael u. Katharina geb. Dengel

36. Botschner, Johann u. Sara
37. Leutner, Johann u. Katharina geb. Paul
38. Geddert, Johann u. Katharina
39. Keul, Georg u. Elise
40. Geddert, Georg u. Sofia
41. Kons, Andreas
42. Geddert, Thomas u. Katharina
43. Löw, Johann u. Elise
44. Keul, Karl u. Sara
45. Weprich, Friedrich u. Katharina
46. Weber, Johann u. Sara
47. Weprich, Martinn u. Elise
48. Tatter, Joahnn u. Sofia geb. Keul
49. Salmen, Johann u. Sara
50. Zakel, Michael u. Elise
51. Leutner, Fritz u. Maria geb. Manchen
52. Gutt, Sofia
52. Lingner, Johann
53. Feder
54. Botschner, Andreas u. Margarete
55. Weit, Rudolf u. Sara
56. Kirschner, Georg u. Sara
57. Tatter, Georg u. Katharina
58. Keul, Johann u. Elise
59. Paul, Franz u. Katharina
60. Filtsch, Paul
61. Gutt, Andreas u. Ida
62. Bloos, Johann u. Sofia
63. Geiger, Franz u. Susanna
64. -----
65. Tatter, Johann u. Anna
66. Lang, Johann u. Ester
67. Seiler, Michael u. Katharina
68. Klein, Johann u. Regina
69. Tatter, Michael u. Sofia
70. Schuster, Friedrich u. Maria
71. Orendi, Katharina

72. Bloos, Michael u. Sara
73. Botschner, Andreas u. Otilie
74. Müller, Johann u. Rosina
75. Weber, Andreas u. Sara
76. Konz, Andreas
77. Ernst. Friedrich u. Elise
78. Bloos, Michael u. Sara
79. Zakel, Johann u. Elise
80. Menning, Franz u. Sofia
81. Menning, Friedrich u. Katharina
82. Menning, Rudolf u. Elise
83. Keul, Karl u. Sofia
84. -----
85. Manchen, Michael u. Elise
86. Keul, Johann u. Katharina
87. Weprich, Michael u. Katharina
88. Leutner, Michael u. Sara
89. Botschner, Michael u. Regina
90. Geddert, Lukas u. Elise
91. Keul, Lukas u. Sara
92. Türk, Michael u. Sara
92. Durleser, Sofia
93. Zakel, Lukas u. Elise
94. Wolf, Daniel u. Sara
95. Schiller, Katharina
96. Schopp, Johann u. Sofia
97. Dengel, Michael u. Katharina
98. Weprich, Martin u. Sara
99. Schiller, Georg u. Elise
100. Bell, Katharina
101. Geddert, Georg u. Elise
102. Botschner, Andreas u. Otilie
103. Botschner, Andreas u. Elise
104. Weprich, Michael u. Regina
105. Botschner, Andreas
106. Zakel, Johann u. Anna

- 107. Geiger, Michael u. Sara
- 108. Kirchner, Sofia
- 109. Plachta, Karl
- 110. Botschner, Georg u. Katharina
- 111. Keul, Michael u. Elise
- 112. Tatter, Johann u. Elise

Sachsen aus Sachsen engagieren sich in Siebenbürgen
Wiedereinweihungsfest der Evangelischen Kirche und der Orgel in Pruden
Hannelore Baier

Pruden liegt zwischen Schäßburg und Elisabethstadt in einem von schönen Laubwäldern umgebenen Seitental der Großen Kokel. Es war stets ein kleines Dorf. Eine siebenbürgisch-sächsische bzw. evangelische Gemeinde gibt es heute in Pruden nicht mehr. Das letzte Mitglied wurde Anfang der 90er-Jahre ins Altenheim in Hetzeldorf gebracht. Dem Ort hat sich jedoch eine evangelische Gemeinschaft aus dem Bundesland Sachsen angenommen. Als "Neu-Prudner" bezeichnen die "Alt-Prudner" die Sachsen aus Sachsen.

„Neu-Prudner“ aus Sachsen

Im Mai 1998 haben die "Neu-Prudner" das evangelische Pfarrhaus, es diente bis 1972 als Pfarrerrwohnung und wurde bis 1990 als Pfarrhaus genutzt, vertraglich übernommen, im Hof Kastanien gepflanzt und mit dem Renovieren begonnen, erzählte uns Caroline Friedrich. Die Familien Friedrich, Caroline und Hartmut und Nötzold, Ute und Harald, sind die Seele dieser Gruppe. Ihnen, stellvertretend für alle die mitgetragen haben, dankte Pfarrer Gottfried Vogel im Rahmen des Gottesdienstes. Dank richtete Pfarrer Vogel desgleichen an Horst Leutner, den HOG-Vorsitzenden, an den orthodoxen Pfarrer von Pruden, Ioan Adrian Cioca, und das Presbyterium der orthodoxen Gemeinde sowie an den Bürgermeister und Vizebürgermeister von Halvelagen (wohin Pruden verwaltungsmäßig gehört).

Aus Zwickau angereist

Die "Neu-Prudner" kommen aus der Gegend von Zwickau. Und das geschieht so: Seit 8 Jahren kommen 3 bis 4 Mal im Jahr Gruppen aus Sachsen für 1-2 Wochen nach Pruden, nehmen dafür Urlaub, zahlen Fahrt und Kost und arbeiten unentgeltlich. Zu Ostern 2000 begann man dann die Kirchenreparatur und zwar mit der Turmsanierung. Die Instandsetzung umfasste außer der Erneuerung der Innen- und Außenfassade den Einbau der elektrischen Leitung, die Restaurierung des Altars und zuletzt der Orgel. Letzteres geschah in der Orgelwerkstatt von Hermann Binder in Hermannstadt. unter maßgeblichem Mitwirken von Peter Sandor und Szabolcz Balint. Die Kirche sei nicht wiederzuerkennen, sagten viele, die ihren desolaten Zustand Mitte der 90er-Jahre gesehen hatten.

Festgottesdienst zur 100-Jahr-Feier

Über 40 Prudener kamen zu der 100-Jahr-Feier und mit allen Gästen und Mitwirkenden, waren wohl fast 400 Leute beisammen. Der Festgottesdienst wurde weitgehend zweisprachig gehalten, denn teilgenommen haben außer den Alt- und den Neu-Prudnern auch zahlreiche Mitglieder der orthodoxen Gemeinde. Zur musikalischen Gestaltung des Gottesdienstes hatten Mitglieder des Kirchenchors aus Schäßburg und Malmkrog unter der Leitung von Theo Halmen, Hans Wolff und Christiane Lorenz, die Organisten Erhard Franke (Deutschland) und Theo Halmen (Schäßburg), der Trompeter Tobias Laub (Zwickau) und der von Heidi Eilzer und Dorothea Hultsch - ursprünglich Deutschland - geleitete Kinderchor aus Malmkrog beigetragen. Wohlklang beim gemeinsamen Musizieren wundert niemanden, schön aber ist es, wenn „Harmonie, wie man sie sich nur wünschen kann“, so Caroline Friedrich „auch im Dorf herrscht“. Zu Ostern hatten sie mit der orthodoxen Gemeinde besprochen, der 100 Jahre seit der Einweihung der Kirche mit einem Wiedereinweihungsfest zu gedenken, und alles hat geklappt: Die orthodoxe Gemeinde hat das Dorf für den Festtag hergerichtet und das Essen vorbereitet. Nach dem Gottesdienst hatte es den mittlerweile auch hier eingeführten "Kirchenkaffee" gegeben, mit Fassbrause aus Sachsen und Striezel aus Siebenbürgen; und neben den "Rösteln" aus Sachsen gab es "mici" aus Mediasch. Ebenso erfreulich ist, dass zwischen den Alt- und den Neu-Prudnern Harmonie herrscht. Die lose organisierte Heimatortsgemeinschaft unterstützt die Neu-Prudner bei den Restaurierungsmaßnahmen so gut sie kann und man lädt einander ein zu Vorstellungen des Projektes.



Renovierungsarbeiten am Kirchturm



Renovierungsarbeiten am Kirchturm und Kirche



(Nach Hannelore Baier, Schäßburg, gekürzt aus dem Gemeindebrief der Evangelischen Kirchengemeinde A.B. Schäßburg Nr.7 2006)

Leute, Leute, Leute



Familie Bloos



*v.l. hinten: Katharina Tatter, Katharina Weprich und Andreas Weprich
vorne: Sara Tatter, Regina Weprich, Andreas Gutt, Michael Tatter
und Elisabeth Tatter*



*Kriegs-Abschiedsfoto von Hans Zakel (gefallen im Krieg),
mit seinen Geschwistern Michael und Anna und den
Eltern Johann und Anna*



*Familie Zakel Andreas mit den Kindern Andreas und Christine
Schwiegermutter Katharina Hartmann, der Ehefrau Katharina und
deren Tante Katharina Hartmann.
Foto anlässlich der Hochzeit von Eliese und Michael Zakel 1958*



*v.l.: Michael und Anna Zakel,
Enkelin Kunegunde
und Schwester von Johann*



*hinten: Hans, Michael und Sofia Keul, Andreas und Andreas Botschner
vorne: Sara Keul, Sara und Michael Bloos, Otilie und Georg Botschner
stehend: Julius Bloos*



*Familie Tatter 1946
v.l.: Sara, Johann und Michael*



*Eliese und Katharina Weprich
machen Urlaub in Sinaia*



*v.l.: Maria-Magdalena, Georg, Helmut, Katharina, Johann,
Johann, Elisabeth und Katharina Keul*



Gruppenfoto der Familie Botschner und Keul



Gruppenfoto der Familie Botschner und Keul



Besuch von Katharina und Hans Keul in Rumänien 1962



Hochzeitsgäste



Familie Keul v.l.: Thomas, Michael, Anna, Georg, Johann und vorne sitzend Mutter Anna



Plausch am Nachmittag



Taufe von Hans Tatter

Prudner Bewohner vor der Aussiedlung



Mutter mit Kindern / um 1900



Soldat im Ersten Weltkrieg



Soldat im Ersten Weltkrieg



v.l.: Ehepaar Bloos vom „Häffel“



3. v.l.: Johann Weprich zu Besuch in Pruden



Michael Plachta



▲Groß - Alischer Hochzeitsgäste / Hochzeit von Zikeli ▼





▲ *Geladene Hochzeitsgäste* ▼





▲ Geladene Hochzeitsgäste ▼



▲ Geladene Hochzeitsgäste ▼





Uroma Rebekka Tatter



Anna Keul



Sofia Tatter und Lele Oprea



Georg Tatter



2.v.l.: Elisabeth Geddert zu Besuch in Pruden



Frau Menning



Frau Paul



Frau Elisabeth Geddert



Frau Paul



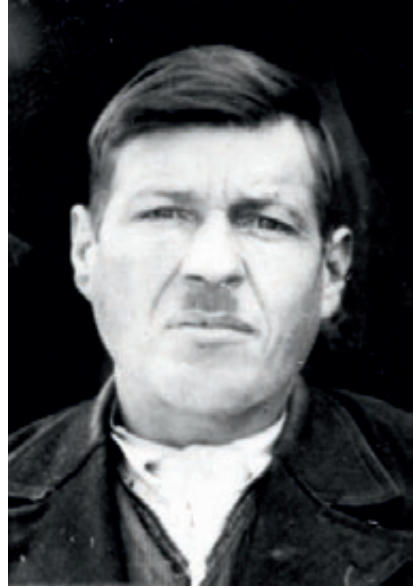
Die Geddert Brüder



v.l.: Helmut, Otto und Rudolf Höhr



*Herr Michael Türk war
viele Jahre in Pruden als
Organist tätig*



Lukas Geddert



v.l.: Karin, Hans-Werner, Johann, Günther, Annemarie und Dieter Tatter

Jüngste und älteste Prudner



Aufnahme um 1980



Andreas Botschner um 1980



Leonard Seibel



Rudolf Menning / 95

Wirtschaftliche Verhältnisse und Wohnkultur in Pruden

Die folgenden Ausführungen orientieren sich am Buch: „Abschied aus der Geschichte – Jaad in Siebenbürgen“ Nürnberg 1990 – herausgegeben von Horst Göbbel.

Landwirtschaft

Die Landwirtschaft mit ihren wesentlichen Bereichen Ackerbau und Viehzucht bildeten die Basis des wirtschaftlichen Lebens der Gemeinde Pruden. Handwerk und Dienstleistungen waren zum grossen Teil auf die Erfordernisse der vorwiegend agrarisch geprägten Wirtschaftsstruktur abgestimmt.

Ackerbau

In der Dorfgemarkung, die zum südlichen Siebenbürger Hochland gehört, herrschten verschiedene Bodentypen vor: Humusboden im Bereich der Ackerfelder und der Hausgärten, kastanienbrauner Waldboden oder gelber lehmiger Boden in den Weingärten.

Feldkulturen vor 1900 und heute

Angebaut wurde in Pruden als wichtigste Getreideart Weizen, außerdem Hackfrüchte, Futterpflanzen, wie Mais und Luzerne. Der Mais stammt aus Amerika, wurde etwa ab 1560 in Italien angebaut und gelangte etwa nach 1610 als „Türkisch-Korn“ (die Prudner nennen den Mais „Kukuruz“) nach Siebenbürgen. Die Kartoffel stammt auch aus Amerika - ist unter Maria Theresia erst nach mehrfacher Aufforderung in den siebenbürgischen Dörfern durch Magistratsverordnung empfohlen worden, Rüben sind ab 1635 erwähnt, Zuckerrüben erst nach 1880.



Mistführen

Ursprünglich gab es die Dreifelderwirtschaft, wobei ein Teil sich als Brache regenerierte. Die Brache wurde zugunsten der Kultur von Futterpflanzen um 1900 mehr und mehr aufgegeben, weil einerseits die Bevölkerung und der Haustierstand insgesamt wuchs und außerdem durch die Einführung von Landwirtschaftsmaschinen einzelne Arbeiten, besonders die Erntezeit verkürzt wurde. Zugleich nutzte

man in immer größerem Maße die Erkenntnisse der Ackerbauforschung, lernte in Ackerbauschulen neue Methoden der intensiven Bewirtschaftung kennen und ging zur

Sechsfelderwirtschaft über. Während Gerste, Hafer, Mais in immer größerem Maße angebaut wurden, ließ der Anbau von Hirse nach und verschwand in den 30er Jahren des 20. Jh. fast vollständig.

Ein Wort zur Düngerwirtschaft: Das Düngen mit Stallmist wurde intensiv erst nach 1750 praktiziert. Unter Androhung einer Strafe von 20 Prügelhieben ist zur Zeit der österreichischen Herrschaft das Düngen mit Stallmist verordnet worden. Als neuartige Futterpflanzen baute man vermehrt an: Luzerne, Rotklee, Maislaub, Roggen, Futterkürbisse, Futterrüben. Zur Ölgewinnung dienten die Sonnenblumen. Als althergebrachte Industriepflanzen baute man bis Mitte des 20. Jahrhunderts Hanf und Flachs an. Geröstet wurde der Hanf besonders in sumpfigem, nassem Gelände und in der Kokel. Gebrochen (mit den Hanfbrechen mit einer oder zwei Zungen) und gehechelt (mit den Hanfhecheln) und danach gesponnen wurde der Hanf von den einzelnen Bäuerinnen, nicht extra von Handwerkern. Aus den Hanffasern stellte man jahrhundertlang eine große Vielfalt von Textilien für den eigenen Gebrauch her: aus reinen Fasern Hosen und Hemden, aus Leichtwerk Leintücher und Handtücher, aus Grobwerk Zwilchensäcke, Halfter für die Pferde, Stricke, aus Spitzwerk Pferddecken.

Landwirtschaftliche Geräte und Maschinen



Bauern beim Pflügen / Foto: Archiv Gundelsheim

Der Pflug hat wohl in der langen Geschichte der Menschheit die vielfältigsten Entwicklungen mitgemacht. Dabei wurden immer mehr Holzteile durch Metallteile ersetzt. Sicherlich haben unsere Vorfahren jahrhundertlang den Holzpflug benutzt, dessen Entwicklung über

den Holzzwickelpflug und den Schlickschen und Sackschen Metallpflügen bis hin zu

den Mehrscharpflügen und zu den Stockmotorpflügen, Hack- und Häufelpflügen führte. Ursprünglich wurden Pflugscharen sicherlich in der Dorfschmiede hergestellt, ab dem 20. Jahrhundert kaufte man sie sicherlich aus dem städtischen Fachhandel. Veränderungen ergaben sich mit der Zeit sicherlich auch bei anderen Geräten: Eggen, Ackerschleifen und Ackerwalzen (von Geräten mit Holzzähnen, aus Schlehenzweigen



Leiterwagen 1950

und Baumstämmen zu festen Geräten aus Eisen bzw. vielen metallischen Bestandteilen), bei den verschiedenen Wagentypen (von den plumpen Wagen mit hölzernen Achsen)

sen und Rädern aus Ganzholz zu Wagen mit Speichenrädern - noch aus Holz - mit einem Metallreifen, Erntewagen mit Seitenleitern, mit Rutengeflecht für den Mais oder Rüben transport, mit Stangen und Seilen für Heu-, Stroh- und Garbentransporte, mit Zeltplane (Kober) für Reisen, Truhenwagen für Sandtransporte, mit Radbremse für abschüssige Wege, leichte Einspanner, ja sogar zweirädrige Pferdewagen für schnelle Personentransporte und ganz zuletzt, lange nach dem Krieg, Wagen mit leichten Autorädern. Benutzt wurden Hacken, Spaten, Gabeln, Rechen usw. Als neue, moderne Maschinen tauchten in den 20er/30er Jahren des 20. Jh. vermehrt und ständig verbessert auf: Sämaschinen, Mähmaschinen, Dreschgarnturen, Dreschkasten mit Dampfmaschinenantrieb bzw. Selbstwanderer, Traktorpflüge, Traktoren, Maisschroter.

Die Modernisierung der Landwirtschaft in Pruden

Es erfolgte der Wandel etwa ab dem Jahre 1920, bis dann hatten viele von den Leuten



Dreschgarntur von Johann Keul 1950

noch die alten Holzpflüge, diese wurden dann ersetzt durch die Wendepflüge der Marke Sack und Eberhardt, welche direkt aus Leipzig, die Eberhardt aus Ulm/Donau kamen. Mähmaschinen, Sämaschinen, Hackpflüge, Rebspritzen, Walzen, u.a. wurden angeschafft. Manche Bauern kauften diese zu zweit oder zu dritt. Freilich nahmen die Erträge zu, denn die mit der Maschine ausgesäte Saat, konnte von den Vögeln

nicht gefressen werden. Zum ersten Mal wurde in den 40er Jahren auch Kunstdünger verwendet, Superphosphat und Stickstoff.

Zum Entkörnen der Maiskolben, eine Arbeit, die ursprünglich mit einem Maiskolbenstrunk und bloßen Händen gemacht wurde, wurden eingeführt Kukuruzrebler und Kukuruzritzler. Sicheln hatten rückwärts gewandte Einkerbungen und dienten nicht nur zur Getreideernte, sondern auch zum Schneiden der Mais- und Sonnenblumenstengel. Sensen waren hochwertige landwirtschaftliche Geräte. Der Sensenstiel wurde von geschickten Handwerkern hergestellt, das Sensenblatt, das ursprünglich vom Schmied hergestellt wurde, kaufte man in der Stadt. Zur Sense gehörte ein Wetzstein in einem Wetzsteinkumpf (ursprünglich aus Holz oder Knochen, zuletzt aus Blech) und ein Dengelambos (ein Miniambos, würde man mit einem heutigen Ausdruck sagen) auf einem faustdicken Holzstiel angebracht, der in die Erde geschlagen werden konnte und auf dem mit einem Hammer die Sense immer wieder scharf gemacht wurde, indem die Schneide, die nach längerem Benützen stumpf war, plattgeschlagen wurde. Das Mähen war nicht nur eine schwierige, gefühlvolle, sondern auch eine sehr anstrengende Tätigkeit, die fast ausschließlich von Männern durchgeführt und auch verhältnismäßig gut entlohnt wurde.

Feldarbeiten

Der Stoppelsturz als Feldarbeit außer dem Ackern ist eine relativ neue, erst Ende des 19. Jahrhunderts aufgetretene Methode. Vor den Zweischarpflug wurden mindestens zwei Zugtiere - am liebsten die starken Ochsen - gespannt. Geeggt wurde gleich nach dem Ackern. Schon im Herbst wurde der Winterweizen gesät, im Frühjahr Hafer, Sommergerste, Futterpflanzen und Hackpflanzen. Das Saatgut wurde für die Aussaat vorbereitet. Mais und Hackfrüchte wurden mindestens zweimal, grundsätzlich dreimal gehackt.

Kürbisse und Bohnen - Maisanbau und Maisernte

Auf jedem Maisfeld wurde früher nicht nur Mais angebaut, sondern zwischen den Maisstengeln wuchsen auch weiße Bohnen, Futterrüben, Melonen und Kürbisse. Die



Maisfeld

Kürbisse benötigte man als Schweinefutter und im Herbst und im Winter als Zusatzfutter für Rinder und Pferde. Die Kürbisse wurden halbiert, aus ihrem Inneren die Kerne entfernt und getrocknet und bei größeren Mengen zur Ölgewinnung verwendet. Futterrüben wurden im Keller gelagert. Die weißen Bohnen wurden getrocknet und bei größeren Mengen mit der Dreschmaschine, sonst mit dem Dreschflegel in der Scheune enthülst. Die Maiskolben wurden auf dem Acker aus dem Stengel

herausgebrochen, in runden, geflochtenen Holzkörben auf den Wagen zusammengetragen, heimgeführt und in einem Zimmer in einer Ecke abgeladen. Abends setzte sich dann die gesamte Hausgemeinschaft zum Entblättern der Maiskolben zusammen. Bei den kräftigen, schönen Kolben wurden 2-3 Blätter übriggelassen, so dass 10-15 Maiskolben zu einem Bund zusammengebunden werden konnten. Jeder Bund gelangte zum Trocknen auf den Dachboden, u.z. auf Zargen, auf Stangen angehängt. Nachdem der Mais getrocknet war, wurden die Maiskörner mit einer Maschine oder meistens mit den Händen abgerieben. Dabei verwendete man einen Strunk. Bei den halbreifen oder kleinen Kolben wurden die Blätter vollständig abgerissen, die Kolben auf dem Dachboden getrocknet.

Das Abreiben war meist eine äußerst lustige Sache, wo die jungen Familienmitglieder so manches von den Erwachsenen erfuhren oder wo sich oft Burschen und Mädchen trafen. Bei den goldgelben Kolben kam es immer wieder vor, dass auch gefleckte, schwarze, schwarz-weiße und bunte Körner dabei waren. Wenn jemand einen solchen Kolben fand, schrie er gleich, was ist das? Dann wurde geraten, viele Witze und Mär-

chen oder wahre Begebenheiten wurden dabei erzählt. Die Arbeitszeit war so im Nu um, gegen 22 Uhr wurde Schluss gemacht, es gab noch 1-2 Gläser Wein, Brot und Äpfel und dann gings ab in die Heia, denn am nächsten Morgen mußte man ja wieder sehr früh auf die Beine. Die Maisblätter wurden an das Vieh verfüttert. Das Maisstroh, der Stengel, wurde natürlich auch gesammelt, im Bund gebunden (mit Weidenruten), so dass ein Bund leicht getragen werden konnte, versorgt und im Winter auch an das Vieh verfüttert. Vorher mußte der Stengelbund gehäckselt oder mit der Axt kurz zerhackt, mit Salzwasser übergossen und so gefüttert werden. Es gab auch die Möglichkeit, die gehäckselten Maisstengel mit Spreu, Hafermehl, Salzwasser und Kleie in einem Bottich zu vermischen. Das war dann ein Fressen! Junge, Junge, als das Vieh nichts mehr in der Krippe fand, schleckte es sich die Nüstern mit der Zunge bis tief hinein ab, ein Zeichen für besonderes Wohlbefinden.

Essen auf dem Feld

Die meisten Bauern fuhren mit Pferdegespannen auf den Grund. Oft hatte man auf der eigenen Tafel auch einige Wirtschaftsgebäude. Das Mittagessen wurde üblicherweise



Familie Bloos macht Mittagspause

auf dem Feld, wo gearbeitet wurde, eingenommen. Nur bei heißem Wetter suchte man den Schatten von Bäumen auf. Meistens gab es warme Speisen, die von Müttern oder Großmüttern zu Hause im Dorf zubereitet und rechtzeitig in entsprechendem Geschirr von größeren Kindern oder Jugendlichen abgeholt oder von den Frauen selber

aufs Feld gebracht wurden. Meistens gab es Hausmannskost - kräftige Suppen, zu denen man viel Brot aß. Üblich waren in Pruden Suppen mit bzw. ohne Fleisch: weiße Bohnensuppe mit, grüne Bohnensuppe ohne, gerührte Bohnen ohne (aber mit frisch gebackenem Brot), Karottensuppe mit, Estragonsuppe mit, Zwetschgensuppe mit, Kirschsuppe mit, Bratensuppe mit, Krautsuppe mit Schaffleisch, sonst meist geselchtes Schweinefleisch, Kartoffelsuppe ohne, Salatsuppe ohne, Kartoffelgulasch mit Zwiebeln u. a. m. Wenn kein Fleisch dabei war, gab es meistens Hanklich (Hefekuchen): Eier-, Zwiebel-, Mohn-, Apfel-, Zwetschken-, Schafskäsehanklich. Mitunter wurde auf Mittag am offenen Feuer Speck am Spieß gebraten, das mit heißem Fett beträufelte Brot war dabei ein wahrer Leckerbissen. Ebenso die in der Glut gebratenen Zwiebeln und Kartoffeln. Im Spätsommer wurden hie und da auch frische, milchige, weiche Maisähren auf der Kohlenglut gebraten, noch öfters zu Hause im Kochtopf gekocht. Sie galten als besondere Leckerbissen. Eine 9 Uhr-Jause gab es in Pruden keine, dafür jedoch eine reichliche Nachmittagsjause mit kalten Speisen: geräucherter Speck roh oder vom Mittag gebraten, Schafskäse, Süßkäse, Sauermilch und natürlich Zwiebeln (Tomaten, Gurken oder Paprika sind eher nach dem Zweiten Weltkrieg zu finden gewesen). Das Abendessen war meist ein leichtes Essen

und wurde wie das Frühstück zu Hause am Tisch im Kreise der Familie eingenommen: Maisbrei (Polenta, rum. Mamaliga = rum. Nationalspeise) mit Schafskäse, Milch, Marmelade, Eierspeise, mitunter ein Kartoffelgericht. Milch - und zwar frisch gemolkene, nicht unbedingt gekochte Milch - hat bei keinem Frühstück oder Abendessen gefehlt. In vielen Häusern war es die besonders begehrte Büffelmilch, deren weiße Farbe gar nicht zu den pechschwarzen Büffeln passte. Aber ihr Geschmack, der war köstlich. Die Milch, die beim Abendessen übrigblieb, wurde in einen Tontopf von 3 bis 4 Liter zum Stocken gestellt, innerhalb von zwei Tagen bildete sich oben der Sauerrahm - er schmeckte prima mit Maisbrei - oder er wurde zur Butterherstellung benützt. Übrig blieb die sogenannte Buttermilch, ein herzhafter Durstlöcher. Unterhalb des Sauerrahms befand sich die köstliche frische Sauermilch, die in einem großen 5-6 Liter-Topf mit Deckel täglich auf das Feld mitgenommen wurde. In einem Erdloch wurde die Sauermilch im Sommer kühl gelagert und besonders zur Nachmittagsjause gern gegessen. Dabei wurde sie in eine Suppenschüssel geleert, alle - auch die Tagelöhner - saßen ringsumher und jeder schöpfte sich aus der Schüssel mit dem Suppenlöffel. Oft kam es vor, dass im Sommer so manche Heuschrecke in der Sauermilch hängen blieb und u. U. im Magen des einen oder anderen in der Runde landete.

Ernte

Zum Getreideschnitt gehören folgende Arbeiten: Mähen bzw. Schneiden des Getreides mit der Sense/Sichel, Binden und Aufstellen der Garben. Auf einen Haufen und ein Kreuz kamen 20 Garben. Der Erntekranz wurde von der jüngsten Schnitterin getragen.



Kornfeld



Kornernte

Die Garben wurden auf der Tenne zu runden Schobern und/oder zu langen Tristen aufgesetzt. Das Stroh und das Heu lagerte man in der Scheune, auf dem Dachboden des Viehstalls oder im Freien in großen Schobern.

Gedroschen wurde meistens zu Hause in der geöffneten Scheune. Gedroschen wurde, bevor Dreschmaschinen zum Einsatz kamen, mit Dreschfliegeln oder mit 2-6 Pferden, die im Kreis über die sehr trockenen Garbenschichten geführt wurden. Der Weizen wurde von der Spreu getrennt durch Worfeln bzw. durch Winden. An der Dreschmaschine war die Gemeinschaftsarbeit der Nachbarschaft genau organisiert. Im Gegensatz zu

heute, wo ein einziger Mensch all dies und noch viel mehr Arbeitsgänge mit einer einzigen fahrbaren Maschine schon beim Ernten auf dem Feld vollbringt, benötigte man beim Dreschen eine ganze Mannschaft von 20 bis 24 Männer und Frauen. Es gab Garben-, Stroh-, und Spreuleute, einen Bandenführer oder Sackmann mit seinem Gehilfen, den Heizer und Wasserträger für die Versorgung der Dampfmaschine usw. Der Maschinenbesitzer (er war oft gleichzeitig der technische Fachmann) erhielt im Prinzip als Entlohnung einen Teil des gedroschenen Getreides. Wegen der Feuergefahr wurden natürlich strenge Schutzmaßnahmen getroffen (Wasserfass neben der Dreschmaschine, bereitgestellte Eimer - im Hof war der Brunnen nahe, ebenso der volle Wassertrog).

Das Kornstroh, das nach dem Dreschen übrigblieb, nutzte man als saubere Unterlage bei den Rindern im Stall (zusammen mit dem Rindermist ergab es ein wichtiges Düngemittel, den Stallmist, der im Winter auf die Felder hinausgefahren und dort verteilt wurde) oder beim Schweineschlachten als Brennmaterial beim Sengen der Schweinshaare und in Notfällen, das Haferstroh, vermischt mit Heu oder Grummet als Viehfutter und, wie es schon der Name sagt, als Füllmittel in den Strohsäcken.

Erntezeit

Erntezeit ist für den Bauern nicht nur eine sehr arbeitsreiche sondern meistens auch eine sehr befriedigende Zeit: Im Herbst zeigt sich in großer Vielfalt das Ergebnis harter Feldarbeit. Getreide, Obst, Futterpflanzen werden nun vom Feld gebracht und für die langen Wintermonate für Mensch und Tier gelagert.

Das gedroschene Getreide - Weizen, Gerste, Hafer - wurde mit einem Holzgefäß gemessen, der 7., 8., 9. oder 10. Teil (je nachdem, wie man es vorher für diese Erntezeit und für das ganze Dorf vereinbart hatte) blieb als Maut beim Eigentümer der Maschine, der Rest wanderte in die bäuerliche Kornkammer. Mitunter dauerte das Dreschen je nach Ernteertrag wochenlang.

Heu machen



Johann Weber mit Heuwagen 1977

Ohne Trockenfutter, ohne Heu für den Winter war die Viehhaltung nicht möglich. Eine der größten Sorgen auf dem Lande war deswegen jedes Jahr die Heuernte. Im Sommer waren die Bauern somit sehr stark mit der Heuernte beschäftigt. Während der Tage nach dem Mähen, das eine sehr harte Arbeit war, gab es viel Arbeit für alle Familienmitglieder. Auch Kinder mußten natürlich an die Arbeit ran. Das abgemähte Gras wurde gewendet und schön langsam getrocknet. Wenn man Glück hatte und das Warmwetter mitspielte, so war man in 8-14 Tagen fertig mit 20-25 Fuhren Heu. Gewendet wurde streifenweise mit der Heugabel, kurz vor Feierabend wurde es mit dem Heurechen in Schwaden zusammengerechnet, in kleineren Haufen aufgetürmt. Die Haufen wurden mit zwei Stangen zusammengetragen, immer 15 zu

einer Fuhre, an den nächsten Tagen, sofern das Wetter mitmachte, auseinandergeschüttelt und richtig ausgetrocknet. Nicht genügend getrocknetes übereinandergelagertes Heu kann sich nämlich selbst entzünden (Gasentwicklung) oder es verfault. Jeden Abend wurden Heufuhren nach Hause mitgenommen, wo es am nächsten Morgen auf dem Heuboden für den Winter versorgt wurde. Da der Platz auf dem Heuboden oder im Viertel nicht immer reichte, mußte ein Teil des Heus und meistens auch des Strohs im Freien gelagert werden. Dafür wurden höhere birnenförmige Haufen errichtet. In der Mitte stampfte man eine 4-6 m lange Stange in den Boden und rings um diese Stange wurde in der Form eines Kegels, der sich nach oben verdünnte, das Heu oder Stroh aufgeschichtet, so dass das Regenwasser abtropfen konnte. Dabei mussten Kinder die einzelnen Heu- oder Stroharben richtig treten, wobei man sich in luftiger Höhe an der Stange festhalten konnte. Mit einer Leiter oder mit der langen Heugabel erfolgte der Abstieg. Anschließend wurde das gesamte Gebilde schön mit dem Heurechen abgerechnet, so dass der Wind kein Heu oder Stroh wegblasen konnte.

Mitunter spielte uns das Wetter einen Strich durch die Rechnung: dann hatten die Bauern Pech, das Heu wurde schwarz, es verfaulte und man hatte seine Mühe, einen Teil davon getrocknet zu retten. Wenn jedoch das Wetter gut mitspielte, konnte man auf einen guten zweiten Schnitt, die Grummet hoffen. Wenn mitunter im Sommer eine längere Trockenzeit war, musste man auf ein wenig Grummet verzichten und die Wiese den Kühen freigeben, denn auf der Hutweide fanden sie nicht mehr genügend Nahrung und im Herbst, wenn alles geerntet war, durfte das Vieh sowieso überall weiden. Auf dem Maisfeld fanden sie viel und vielerlei: Blätter von Futterrüben, kleine nichtreifgewordene Kürbisse, hie und da mal einen Maiskolben - alles Leckerbissen für das Vieh. Ende August/Anfang September wurde der zweite Schnitt - Grummet - durchgeführt und bald darauf ging es schon mit dem Pflügen für die Wintersaat los. Vorher mußte auch noch der Samenklee eingebracht werden. Etwa um Michaeli (29. September) wollte jeder säen. Ende September/Anfang Oktober folgte die Maisernte und die Ernte all derjenigen Pflanzen, die auf diesem Feld zu finden waren: Rüben, Bohnen, Kürbisse, Maisstroh, ein leckeres Futtermittel.

Obstbau **Adolf Schuster**

Der Obstbau hat in Pruden im 20. Jahrhundert einen großen Aufschwung genommen. Besonders Äpfel und Birnen, aber auch Zwetschgen, Kirschen, Weichseln, Walnüsse, ja im Weingarten sogar einige Quitten und Pfirsiche wurden geerntet. Der Obstbau spielte in den einzelnen Wirtschaften nicht die Hauptrolle. Ackerbau und Viehzucht waren immer die wichtigsten Bereiche. Obstbäume gab es eher vereinzelt innerhalb anderer Kulturen und in den Hausgärten und sehr spät eigentlich auch größer angelegte Obstanlagen. Veredelte Obstsorten sind in Siebenbürgen erst nach 1650 bekannt, vorher nur „wilde“ Äpfel und Birnen.

Ursprünglich legte man kaum Wert auf Veredlung, da man sie noch nicht kannte. Erst nach 1900 und besonders nach dem Ersten Weltkrieg kam die Veredlung auf. Es wurde entweder mit Reiser veredelt oder okuliert. Was die Pflegearbeiten in den Obstanlagen anbelangt, so wurden sie immer intensiver. Dazu gehörten das Abraupen, das Hacken,

das Spritzen. Geerntet wurde meist von Stehleitern aus, mit Haken zum Herbeiziehen der Äste, mit dem Obstklauber an einer langen Stange befestigt, in Körbchen. Säcke und später, besonders nach dem Zweiten Weltkrieg in Kisten. Das Obst wurde hauptsächlich für den Eigenverbrauch benötigt, später, besonders nach dem Zweiten Weltkrieg, wurde Obst auch verkauft. Obst wurde auch konserviert - z. B. Pflaumenzibri, zu Saft oder Wein und besonders zu Obstler, ein 52-54prozentiger Schnaps verarbeitet. Außer den genannten Obstarten gab es in Pruden auch Beerenobst, Maulbeeren, hie und da wuchsen auch Honigmelonen und natürlich Trauben.

Der Obstgarten

„Wenn ich wüsste, dass morgen
die Welt untergeht
würde ich heute noch einen
Apfelbaum pflanzen.“
Martin Luther 1483-1546

Die Obstgärten hatten in den siebenbürgischen Gemeinden schon immer einen hohen Stellenwert. Die vielseitige Verwendung der verschiedenen Obstsorten war und ist von großer Bedeutung. Obst bedeutet gleichzeitig Gesundheit (für den, der es auf dem Speisezettel hat) schon wegen dem reichen Inhalt an Vitaminen, Mineralien, Spurenelementen usw.

100 Gramm Apfel enthalten:	52-55 Kcal	7 mg Calcium
	85 Gramm Wasser	6 mg Magnesium
	0.4 Gramm Fett	12 mg Vitamin C
	144 mg Kalium	

Zur Geschichte des Obstes

Früher wuchsen die Äpfel im Wald zwischen den Laubbäumen, die Früchte waren klein und sehr sauer. Auf Streuobstwiesen findet man sie selten auch heute noch. Sie sind als Wildäpfel bekannt. Wildäpfel gab es auch in Asien, man nimmt an, dass unser heutiger Apfel eine Kreuzung der beiden war. Unsere Vorfahren entdeckten die Kunst des Veredelns. 500 nach Christi ist in Franken z. B. das Pfropfen von Bäumen bekannt, um den Geschmack und die Größe der Früchte zu verbessern. So gab es schon vor Jahrhunderten viele Apfelsorten. Schon im Jahr 1450 vor Christi wurden Obstbäume im Orient und Ägypten kultiviert. In Persien wurden große Landstraßen mit Obstbäumen bepflanzt. Alexander der Große (356-323 vor Christi) der mit den Griechen gegen die Perser kämpfte, brachte von seinen Feldzügen verschiedene Obstsorten mit, darunter auch den Apfel. Von Griechenland gelangte der Apfel nach Italien (wie auch andere Obstsorten). Die Römer nahmen das schmackhafte Obst mit auf ihre Feldzüge nach Frankreich, Deutschland und andere Länder Europas.

Aus dem 'Sündigen Apfel' wie in der christlichen Religion berichtet wird, entstand nach und nach der Apfel als Symbol der Macht. Kaiser und Könige hielten neben dem goldenen Zepter einen „vergoldeten Reichsapfel“ als Symbol für die Weltkugel in der

Hand. Ein goldener Apfel hat sich bis heute erhalten auf der Spitze des Stephansdoms. Als die Türken 1683 gegen Wien zogen, war es ihr Ziel den goldenen Apfel zu erobern.

Botanik

Je nach Gliederung der Obstgewächse unterscheiden wir:

- Kernobst: Apfel, Birne, Quitte, Mistel.
- Steinobst: Süß- und Sauerkirsch, Pflaume, Zwetschge, Mirabelle, Reneklode, Pfirsich und Aprikose.
- Beerenobst: Himbeere, Brombeere, Johannisbeere, Stachelbeere, Weinrebe, Erdbeere.
- Schalenobst: Walnuss, Haselnuss, Edelkastanie und Mandel.

Von den o. g. Arten hat der Apfel (*Malus domestica*) die größte Verbreitung, gefolgt von der Birne (*Pirus comunis*) aus der Familie des Kernobstes. Aus der Familie des Steinobstes ist es die Pflaume und Zwetschge gefolgt von Pfirsich und Aprikose. Beim Schalenobst ist es der Nussbaum (*Inglans regia*).

Der Apfelbaum

Gehört zur Familie der Rosengewächse, wurde in Europa veredelt, im Jahr 1880 gab es bereits 20.000 Apfelsorten. Zur Zeit gibt es weltweit 30.000 Sorten. Die Frucht verwendet man als Tafelobst, Dörrobst, Apfelsaft, Most, Wein, Gelee. Apfelessig ist weiteres wertvolles Produkt. Der Baumstamm liefert hartes Holz, wird in der Möbelindustrie verwendet.

Der Birnbaum

Gehört ebenfalls zur Gattung der Rosengewächse. Stamm-pflanze der Gartensorte ist die wilde Birne (oder Holzbirne) aus Europa und Asien. Die Birne wird als Tafelobst verwendet, Dörrobst, Schnaps u. a.

Der Pflaumenbaum

(Fam. der Rosengewächse)

Ist ein Steinobstbaum mit zahlreichen Spielarten, Zwetschge mit violettblauer, länglicher Frucht, Reneklode mit grügelber sehr süßer Frucht, Mirabelle mit kugelige gelber Frucht. Verwendung als Tafelobst, Marmelade, Gelee, Dörrobst, Schnaps.

Der Pfirsichbaum

Ist ein Steinobst asiatischer Herkunft, gehört ebenfalls zur Familie der Rosengewächse, saftige Frucht mit samtiger Haut. Verwendung als Tafelobst, Kompott, Gelee, Schnaps.

Der Kirschbaum

(Fam. der Rosengewächse)

Die Süßkirsche ist ein Obstbaum Mitteleuropas und Westasiens. Veredelte Sorten sind Knorpel und Herzkirsch. Verwendung findet sie als Rohobst, Kompott, Gelee, Schnaps. Kirschholz wird bei der Möbelherstellung verwendet. Obstgärten sind ein

wertvoller Lebensraum für Tiere, Insekten, Vögel, Käfer, Schmetterlinge, Ameisen, Würmer und Schnecken. Bei der Bepflanzung eines Obstgartens muss auf die Auswahl der Sorten geachtet werden, im Bezug auf die Bestäubung.

Apfel und Birne

Sind selbst unfruchtbar (steril) das heißt der Blütenstaub einer bestimmten Sorte wirkt



Kirschbaum



Apfelbaum

nicht befruchtend auf die gleiche Sorte. Daher ist es sinnvoll stets ein aufeinander abgestimmtes Sortengemisch zu pflanzen.

Sauerkirsche, Zwetschgen und alle Pflaumenarten

Sind selbstfruchtbar (Selbstfertilität) das bedeutet: Unabhängigkeit bestimmter Obstgehölze von der Bestäubung von sortenfremdem Blütenstaub. So können all diese Pflaumenarten mit dem Blütenstaub der eigenen Sorte bestäubt werden.

Bodenbeschaffenheit, Klima

Für gute Erträge ist die Standortauswahl und Bodenbeschaffenheit von großer Bedeutung. Beim Apfel (*malus domestica*) soll der Boden eher schwer als leicht sein. Kann etwas lehmhaltig und mäßig feucht. Zu hoher Grundwasserstand ist für jeden Obstbau ungeeignet.

Klima

Durchschnittlich mit normalen Niederschlagsmengen, gute Anbaubedingungen bis zu 600 m Höhe bei leicht bewegter, frischer Luft. Pflanzzeit ist im Herbst nach Eintritt des natürlichen Laubfalls (ab Ende Oktober). Das Leben eines Apfelbaumes (Hochstamm) beträgt im Durchschnitt 100 Jahre. Ein Baum aus Apfelsamen gezogen hat den ersten Ertrag nach 8-10 Jahren. Was Wachstumszeit und Alter betrifft ist eine Linde zum Beispiel erst mit 200 Jahren ausgewachsen und kann bis zu 2000 Jahre alt werden.

Die Birne (*pirus comunis*)

Bodenbeschaffenheit wie beim Apfel, unterschiedlich das Klima. Braucht viel Wärme, pralle Sonne, trockene Luft, wenig Wind.

Die Pflaume (*prunus domestica*)

Pflaumenarten stellen keine hohen Ansprüche an Boden und Klima. Der Boden soll kalkhaltig, mittelfeucht und durchlässig sein.

Pfirsich (*prunus persica*)

Aprikose (*prunus armeniaca*): erfordern Weinklima, viel Wärme, kalkreicher Boden. Walnussbaum (*inglans regia*) hat großen Raumbedarf: 10-12 m beidseitig. Die Anlaufzeit bis zum Fruchten beträgt 10 - 15 Jahre nach Aussaat.

Vermehrung

erfolgt auf zwei Arten:

1. Generativ (durch Samen) die Keime aus den Samen sind aber selten sortenrein.
2. Vegetativ, durch Ableger, Ausläufer, Schnittlinge.

Die wichtigste Maßnahme zur vegetativen Vermehrung von Obst und Zierhölzern (Rose) ist die Veredelung: Voraussetzung ist ein glatter Schnitt mit rasierscharfem Messer, Saftreichtum der Veredelungsstelle bei der Ausführung, festes Zusammenführen der beiden Schnittflächen. Als Hauptarten der Veredelung gelten Okulation (Augenveredelung), Kopulation (Pfropfen hinter der Rinde), Pfropfen in den Spalt (Geißfußpfropfen).

Baumpflege

Hochstämmige Sorten, so wie wir sie aus unseren Gärten kennen bedurften keiner aufwändigen Pflege. Bei Neupflanzungen wurden die Bäume in den ersten Jahren geschnitten, um die Krone zu formen. Bei ausgewachsenen, älteren Bäumen wurde im Winter / Frühjahr die alte Rinde entfernt, gebrochene und trockene Äste ebenfalls.

Im Frühjahr wurde der Stamm bis zum Ansatz der Krone mit Kalk geweißt um den Ausschlag und Blütezeit zu verzögern, es war gleichzeitig auch eine Desinfektion des Stammes. Zu erwähnen wäre noch der Verjüngungsschnitt, er wird bei älteren, im Ertrag nachlassenden Obstbäumen meist bis ins 3-jährige Holz vorgenommen, um den Austrieb der Krone neu zu beleben. Auch gleichmäßige Einkürzung aller Äste bis auf ein Viertel oder die Hälfte ihrer bisherigen Länge ist üblich (ähnlich wie Verjüngungsschnitt bei Beeresträuchern). Bekämpfung von Krankheiten und Schädlingen wurden in diesen hochstämmigen Obstgärten (bis 1950) nicht gemacht.

Baumbestand, Anbaufläche, Sorten

Was den Baumbestand betraf, waren es in unseren Gärten Hochstammbäume verschiedener Sorten. Die große Sortenvielfalt charakterisiert den damaligen Stand der Pomologie. Wie schon erwähnt war das notwendig um die Befruchtung zu fördern, weil eini-

ge Sorten auf Fremdbestäubung angewiesen sind (Apfel und Birne) und um einen Ertragsturnus zu schaffen, das heißt ein Jahr überreiche Ernte und nächstes Jahr kaum Obstertrag, da es noch keine Fruchtansatzregulierung durch Beschneiden der Fruchtriebe gab, die wäre bei den damaligen Hochstammbäumen kaum ausführbar gewesen. Dem Obstbau wurde immer mehr Aufmerksamkeit gewidmet. Nach einer im Jahr 1907 vom Landwirtschaftlichen Verein geführten Obstbauzählung in Siebenbürgen zählte der Schäßburger Bezirk mit 168.000 Bäumen nach Bistritz und Schenk zu den Obstbaumreichsten.

Anbaufläche

Die Gärten der Gemeinde machten ca. 20 ha aus. Davon wurde ca. 1/3 mit Gemüse bepflanzt und 2/3 machten den Baumbestand aus (gemeint sind die Gärten welche zum Hof gehörten). Die Mehrheit der Bäume waren Apfelbäume ca. 2/3 gefolgt von Pflaumen und Birnen.

Die am häufigsten in den Gärten gepflanzte Apfelsorte war der Batull, ein mittelgroßer sehr schön gezeichneter Apfel mit köstlichem Aroma. Er gedeiht nur in Siebenbürgen in dieser Qualität (klimabedingt). Weitere Sorten waren: der Süßapfel, Astrahan, Eisapfel, Langstielapfel, Kernapfel, Klarapfel als Sommersorten. Blauapfel, Gravensteiner, Landsberger und andere als Herbstäpfel. Jonathan, der oben erwähnte Batull, Boskop (Lederapfel), Weißapfel. Robinenapfel, Poinik, Quittenapfel, Goldparmän als Wintersorten.

Die häufigsten Birnensorten waren: Akewitze, Honigbirne, Johannisbirne, Katharinenbirne, Pfefferbirne, Schweinsbirne als Sommersorten. Pergamuttbirne und Glocknerbirne als Herbstbirne und Butterbirne, Williamsbirne, Kaiserbirne als Winterbirnen. Durch die große Sortenvielfalt war die Bestäubung gesichert, wie auch der Ertrag. Wenn immer wieder bei manchen Sorten der Ertrag ausblieb, waren andere Sorten, die den Verlust ausglich. Was die Qualität des Obstes aus den oben beschriebenen Gärten und Streuobstwiesen ausmacht, so sind sie denen aus dem Supermarkt überlegen, was Aroma, Geschmack und Inhaltsstoffe betrifft.

Viele der genannten Sorten sind nur noch selten zu finden (Jonathan, Batull, Butterbirne u.a.) Fachleute aus dem Gebiet bemühen sich, sie ausfindig zu machen wegen ihrem unverzichtbaren Wert bei der Züchtung von neuen Sorten.

Wir bewundern, kaufen und essen die schönen, großen, farbigen Äpfel und Obst überhaupt in den Regalen der Supermärkte. Oft aber vermisst man das Aroma, den spezifischen Geschmack, welcher zu einer gewissen Sorte gehört und vieles mehr. Haben sie schon einen Apfel oder Birne gekauft, welcher wie ein Jonathan oder Batull, wie eine Butterbirne oder Akewitze aus ihrem Garten schmeckt?

Obstgärten gab es auch außerhalb der Gemeinde em Beukels. Er war vorwiegend mit Apfelbäumen bepflanzt. Vor der Ernte wurden diese Bäume stückweise von der Gemeinde verkauft (versteigert). Das geschah jährlich. Obstbäume gab es auch in den Weingärten, vorwiegend Pflaumen und Nussbäume am Wegesrand ebenfalls Pfirsiche, Marillen und Kirschen. Die Gärten mit ihren Obstbäumen mussten auch schwere Unwetter überstehen. So z. B. wenn die blühenden Bäume mit den fruchtversprechen-

den Blüten in wenigen Stunden in einer einzigen Nacht dem Frost zum Opfer fielen (man hat versucht, die Blüten mit Rauch gegen den Frost zu schützen und zwar morgens zwischen 3 und 6 Uhr, wenn die Temperatur unter 0° fiel) oder die reifenden Früchte an den Bäumen durch Hagelschlag, anhaltende Dürre oder auch zu viel Feuchtigkeit negativ beeinflusst wurden.

Ernte, Verarbeitung, Aufbewahrung

Im Herbst: Ende September, Anfang Oktober wurden die Spätsorten geerntet. Äpfel und Birnen wurden mit Holzleitern von den Bäumen geholt oder, wer jünger war kroch auf den Baum mit umgehängtem Sack und pflückte soweit die Arme reichten. Die geernteten Früchte wurden im Keller auf Holzrosten (Hurten) gelagert. Viele Sorten erreichten erst im Winter oder Frühjahr die volle Reife. Im Laufe der Lagerung wurden die kranken Früchte immer wieder entfernt um Ansteckungsgefahr zu vermeiden. Die geeignete Lagertemperatur lag bei 6° und einer Luftfeuchtigkeit von 90%.

Was nicht für Tafelobst geeignet war, wurde auf andere Art verarbeitet. Zum Beispiel als Dörrobst: Apfel, Birne und Pflaume; als Marmelade, Gelee vor allem die Zwetschge und Pflaume. Was nicht auf diese Art verarbeitet wurde kam in Fässer, wo daraus nach der Gärung Schnaps gebrannt wurde. Der Schnaps diente für Eigenbedarf und Verkauf. In der Gemeinde gab es eine Schnapsbrennerei bei Familie Johann Keul. Es wurde doppelt gebrannt und somit ein Schnaps von durchschnittlich 60 % Alkohol erzielt.

Im März 1945 kam die Agrarreform. Die deutsche Bevölkerung wurde vom gesamten landwirtschaftlichen Vermögen enteignet (Ackerland, Geräte, Viehstand). Und was noch schlimmer war von Haus und Hof und den dazugehörigen Gärten. Es war der Anfang vom Ende auch für die Gärten mit ihren Obstbäumen. Wenn im Winter das Brennholz nicht reichte und es reichte bei den neuen Eigentümern nie, fällte man einen Baum oder auch mehrere, manchmal alle und wenn es immer noch nicht reichte, musste die Scheune dran glauben. So wurde der Baumbestand vieler Gärten dezimiert oder verschwand vollständig.

Wir, meine Generation (1940) erlebten diese Zeit als Kinder. Wie aber mussten unsere Großeltern und Eltern, die viele dieser Bäume gepflanzt hatten darunter leiden, immer wieder einen Baum willkürlich sterben zu sehen.

Herrenberg, 01.02.2006

Adolf Schuster, Landwirtschaftsmeister

Der Weinbau in Pruden

Adolf Schuster, Paul Wilhelm

Vom Mittelalter bis 1945

Durch seine geographische Lage befindet sich die Gemarkung Pruden noch am Rande des Weinbaugebietes der Großen Kokel. Östlich der Nachbargemeinde Groß-Alisch, wo Weinbau in großem Maße betrieben wird, liegt die Grenze des siebenbürgischen Weinlandes. Dank des lehmigen, kalkhaltigen Bodens und der günstigen Ausrichtung der Hänge, die der Sonne von morgens bis abends ausgesetzt waren, konnten die Prudner gute bis sehr gute Weine erzeugen. Ihre Tafeltrauben waren begehrt auf

den umliegenden Märkten, wie Elisabethstadt oder Schäßburg. Schon im Mittelalter bepflanzten die Prudner Bauern die sonnigen Halden oberhalb der Großen Kokel mit Weinreben, allerdings nur mit unveredelten Sorten (Hybrid).

Das Prudner Weinbaugebiet umfasste zwei Halden:

- „An der Kokel“, es war die Verlängerung der „Dallen“ von der Groß-Alischer Halde in Richtung Westen;
- „Das Hillchen“ ostwärts der Ziegelei und dessen Verlängerung in Richtung Groß-Alischer Hill.

Außer diesen oben genannten wichtigsten Anbaugebieten, waren auch viele andere Weinberge in Pruden.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden fast alle Weingärten Europas von der Reblaus (Phylloxera) heimgesucht. Sie saugt den Saft der Rebwurzeln aus, so dass die Pflanze schließlich eingeht.

Nachdem die Reblaus im Jahre 1896 alle Weingärten unseres Dorfes vernichtet hatte, begann man veredelte Reben anzupflanzen. Aus den nahe liegenden Groß-Alischer Rebschulen holte man die so genannten amerikanischen Unterlagen. Die Unterlagen



Weinlese um 1940

mussten besonders sorgfältig gewählt werden, um einen neuen Befall durch die Phylloxera ausschließen zu können. Die meisten Winzer sorgten selbst für die Beschaffung und Veredlung der Setzlinge. Die Neubepflanzung zog sich auf 10 - 15 Jahre hin. In der Zwischenkriegszeit wurden die Flächen kontinuierlich ausgebaut, so dass sie vor dem 2. Weltkrieg 20 - 25 ha erreichte.

Allerdings gab es im Laufe der Zeit immer wieder Rückschläge. So kam es in den Jahren 1911-1912, durch starke Regenfälle, zu Erdbeben. Davon betroffen waren die Hänge „An der Kokel“. Die Prudner Landwirte ließen sich aber auch durch solche ungünstige Wetterverhältnisse nicht abschrecken und pflanzten immer wieder neue Reben an. Mit viel Idealismus, Begeisterung und Freude an der Arbeit erweiterte und verjüngte man stetig das Weinbaugebiet. Die Bauern besaßen Weingärten in den beiden, oben erwähnten, Halden. Im selben Weingarten wurden verschiedene Weinreben-sorten angebaut. Die gängigen Sorten waren: Mädchentraube, Neuburger, Riesling, Ruländer, Perle von Csaba, Muskateller, Gutedel. Der hohe Stellenwert des Weinbaues ist dadurch zu erklären, daß der Wein eine der wichtigsten Einnahmequelle darstellte.

Der Prudner Wein war sehr beliebt, besonders bei den Szeklern, und viele Prudner Familien sicherten damit ihre Existenz.

Große Aufmerksamkeit schenkte man der Bodenbearbeitung und der Pflege der Kulturen. Diese Arbeiten wurden ausschließlich manuell erledigt. Vor dem Anlegen eines Weingartens wurde der Boden tief umgegraben (rigolt). Im ersten Jahr blieb der Boden meist brach. Nach der Anpflanzung musste man 3-4 Jahre auf die ersten Erträge warten. Im Frühjahr wurden die Reben geschnitten. Man ließ 3-4 Triebe, die anschließend an Pfähle in Bogenform festgebunden wurden. Im Laufe des Sommers wurden so genannte „Grünarbeiten“ durchgeführt.

Zusätzlich zu diesen Pflegearbeiten musste man sich nun bei den veredelten Rebsorten verstärkt der Bekämpfung neuer Krankheiten, wie zum Beispiel der Blattfleckenkrankheit (Peronospora) widmen. Zu diesem Zweck wurden die Rebstöcke mit einem Gemisch aus einer Blaustein- und Kalklösung gespritzt.

Nach der Weinlese (Ernte) galt es, die Reben vor Kälte zu schützen. Hierzu legte man sie auf den Boden und bedeckte sie mit Stroh und Erde oder grub sie ein. Im Frühjahr wurde das Stroh eingegraben und diente somit auch gleichzeitig als Düngemittel. Die Grenzen (Raine) und Wege der Weingärten waren mit Aprikosen-, Pfirsich-, Zwetschgen-, Marillen-, Kirsch- und Nussbäumen bepflanzt. Jedes zweite Jahr wurde von der Gemeinde ein Weinbergamt mit einem Richter und zwei Gehilfen eingerichtet. Ihnen unterstanden die Hüter. In jeder Halde standen 1-2 Hüter, die ihren Lohn nach der Ernte in Most erhielten. Das Weinbergamt war dasjenige, das festlegte an welchen Tagen man in den Weingarten (auch in den eigenen) gehen durfte, um Trauben oder sonstige Früchte zu holen. Auch der genaue Tag, an dem die Weinlese beginnen konnte, wurde von dem Weinbergamt bestimmt. Dieser war in der Regel der 16. Oktober (der Gallustag).

Ordnung und Disziplin waren unabdingbar. Wer sich nicht fügte, wurde streng bestraft. Die Weinlese kam einem Dorffest gleich und dauerte 2-6 Tage, je nach Größe des Reblandes. Tage und Wochen davor wurden Wagen, Fässer und Bottiche gereinigt. Jeder, der an der Ernte teilnahm, bekam eine weiße Schürze umgebunden und mit Jubel und Gesang ging es dann in der Früh zur Ernte in die Weinberge hinaus. Zehn bis 20 Wagen fuhren die Wege der steilen Hänge hinauf. Die Weinlese wurde zum Freudenfest, besonders wenn es ein guter Jahrgang war und man am Abend mit einem voll beladenen Wagen nach Hause kam. Bis spät in die Nacht hinein wurden die Trauben gepresst und der frische Most in die, vorher geschwefelten, allesamt aus Eichenholz hergestellten Fässer gefüllt. Nach wenigen Tagen begann die Gärung des Mostes und man genoß den „Federweißen“ (rumänisch „Tulburel“- d.h. „der Trübe“). Fast jeder Hof besaß eine „Kelter“, eine Presse aus Holz. Ursprünglich verarbeitete man die Trauben sicherlich im Tretkübel mit den Füßen oder sie wurden mit einem Mostkolben zerstampft. Nach dem ersten Weltkrieg jedoch kamen Traubenmühlen zuerst mit Holzwalzen und später mit Gußwalzen auf, wo die Trauben gemahlen wurden. Die übrig gebliebenen Trebern wurden in einen Bottich gestampft, luftdicht mit Lehm abgeschlossen und im Januar wurde daraus ein prima schmeckender Treber Schnaps gebrannt. Sobald der Most im Fass zu Wein vergärt war, wurde er abgezogen und aus dem Satz stellte man Legerschnaps her. Mindestens eine Schnapsbrennerei gab es praktisch immer in Pruden, nach dem Krieg manchmal auch mehrere.

Die Weinberge nach dem Krieg

Weil 1939 im Zuge der Mobilmachung viele Männer einberufen wurden, war die Arbeit in den Weinbergen für Frauen, die nun auf sich allein gestellt waren, äußerst beschwerlich. Nachdem am 23. August 1944 die rumänische Armee die Seiten gewechselt und Deutschland den Krieg erklärt hatte, begann sich nach und nach vieles zu Ungunsten unserer Dorfbewohner zu verändern. Bereits im Frühjahr 1945 wurden die Sachsen enteignet. Der Boden, das Vieh und die landwirtschaftlichen Geräte wurden unter den Rumänen und Zigeunern aufgeteilt. Die Weinberge wurden verstaatlicht und gegen Bezahlung bearbeitet. In Pruden fielen sie dem Staatsgut Schäßburg, zeitweise auch Elisabethstadt, zu. Es waren nach dem Krieg bis Ende der 50-er Jahre noch 13 - 15 ha Weingärten die bearbeitet wurden. 1963 waren es noch 10 ha; 6 ha an der Kokel und 4 ha im Hillchen und Groß-Alischer Hill (davon waren 2 ha mit der Sorte „Nova“ bepflanzt). Ab den Jahren 1965-1966 wurden die letzten verbliebenen 10 ha nicht mehr bearbeitet, obwohl die Staatsgüter bereits in den 50-er Jahren begonnen hatten große Flächen mit Neubepflanzungen voranzutreiben, wie z.B. in Groß-Alisch wurden 130 ha neu angepflanzt. Da die Dorfbewohner enteignet worden waren, fanden viele nun Beschäftigung auf der Staatsfarm und in der LPG (Kollektivwirtschaft) des Dorfes, wenn auch nicht mehr im Weingarten. Bedingt durch die Entwicklung der Industrie in den nahe gelegenen Städten, verließen im Laufe der Jahre immer mehr Jugendliche das Dorf und suchten Arbeit außerhalb der Landwirtschaft.

Hopfenanbau in Groß-Alisch und Pruden

Wenn am Anfang dieses Beitrags eine kurze Ausführung über Verwendung, Geschichte, Botanik und Anbauweise des Hopfens (*Humulus Lupulus*) steht, so geschieht dies in der Absicht, den mit dem Hopfen weniger bewanderten Lesern einen kleinen Überblick über die Eigenart dieser Pflanze zu vermitteln.

Botanik des Hopfens

Der Hopfen gehört zur Familie der Hanfgewächse (*Cannabinaceae*). Er ist zweihäusig und Windbefruchter. Nur die weiblichen Pflanzen bilden aus den Blüten Dolden, die jedoch nur dann einen hohen Brauwert haben, wenn sie nicht befruchtet werden. Darum muss darauf geachtet werden, dass sich keine männlichen Pflanzen im Bereich und in der Nähe der Anlage befinden. Schon eine einzige männliche Pflanze kann nämlich eine große Fläche befruchten. Der Kulturhopfen ist eine ausdauernde (perennierende) Pflanze. Er kann bis 50 Jahre alt werden. Durchschnittlich werden Hopfenpflanzungen nur 15 bis 20 Jahre genutzt und dann wegen des sinkenden Ertrages gerodet. Ausdauernd ist nur der Wurzelstock, der obere Teil, die Reben, werden jedes Jahr abgeschnitten und im Frühjahr werden die neuen Triebe an die Stütze (Draht) angeleitet. Die Wurzeln erreichen eine Tiefe von bis zu 4 Meter. Der Hopfen benötigt eine Stütze, um sich daran kletternd empor zu winden. Er ist eine rechtswindende Pflanze, d.h. eine sich im Uhrzeigersinn drehende Schlingpflanze und steht damit im Gegensatz zur Stangenbohne, die sich links windet.

Klimatisch und in Bezug auf die Bodenqualität zählt der Hopfen zu den sehr anspruchsvollen landwirtschaftlichen Kulturpflanzen. Das Hopfenbauklima liegt

zwischen Wein- und Weizenanbau. Die Wachstumszeit der Pflanze beträgt 5 Monate (April – August). Während der Hauptwachstumszeit im Monat Juni wachsen die Hopfenranken täglich 16 cm, bei günstiger Witterung sogar 35 cm. Nach Bambus zählt der Hopfen zu den am schnellsten wachsenden Kulturpflanzen.

Verwendung

Der Hopfen wird hauptsächlich zur Herstellung von Bier verwendet. Er verleiht dem Bier das charakteristische Aroma und den bitteren Geschmack, ist aber auch für die Haltbarkeit des Bieres verantwortlich. „Der Hopfen ist die Seele des Bieres.“ Hopfendolden werden auch in der pharmazeutischen Industrie verwendet. Sie haben beruhigende Eigenschaften und sind deshalb Bestandteil von Beruhigungstees, Hopfenbädern sowie Hopfenseife; Sebastian Kneipp empfiehlt Hopfen für ruhigen Schlaf. Junge (unterirdische) Hopfentriebe können als Salate zubereitet werden und sind genau so schmackhaft wie Spargel. Das gleiche gilt für die Spitzen der jungen Reben, welche ebenfalls für Salate und Suppen verwendet werden können und wie grüne Bohnen schmecken.

Geschichte

Es wird angenommen, dass die Babylonier die Ersten waren, die um 2000 v. Chr. Hopfen zur Herstellung von Getränken benutzten. In Europa wurde Hopfen jedoch erst ab dem 7. Jahrhundert angebaut. Das erste schriftliche Dokument darüber stammt aus dem Jahr 736 und weist den Hopfenbau in der Hallertau in Bayern nach. Die ersten Hopfengärten in Deutschland entstanden zur Zeit Karls des Großen (743-814) und die Ersten, die Bier brauten, waren Mönche in Klöstern. In Rumänien wurde Hopfen ab Mitte des 16. Jahrhunderts angebaut, obwohl man Bier unter Verwendung von Wildhopfen schon früher braute.

Ferner ist von Bedeutung, dass im Jahre 1516 der bayerische Herzog Wilhelm IV. eine Brauordnung erließ, das so genannte „Reinheitsgebot“. Darin wird bestimmt, dass zur Bierherstellung keine anderen Zutaten als Gerste, Hopfen und Wasser verwendet werden dürfen. Dieses Reinheitsgebot ist bis heute gültig. Deutschland ist übrigens das einzige Land der Welt, wo dieses Reinheitsgebot noch eingehalten wird.

Anfänge und Aufstieg des Hopfenbaus in Rumänien 1870-1918

Die Geschichte des Schäßburger Hopfenbaus begann um 1870 in einer Epoche tief greifender politischer und wirtschaftlicher Veränderungen. Es war der Beginn der Umstellung der siebenbürgischen Landwirtschaft, verursacht vor allem durch die Eröffnung des Eisenbahnverkehrs in den Jahren 1868-1873 (in Schäßburg 1872). Vorher dauerte eine Fahrt mit der Postkutsche von Hermannstadt nach Wien zehn Tage und diese lange Reise konnte man zudem nur alle zwei Wochen antreten. Selbst von Schäßburg nach Hermannstadt benötigte man zwei Tage. Mit der Aufnahme des Eisenbahnverkehrs veränderte sich die Marktlage grundlegend. Siebenbürgen war nun eng mit den westeuropäischen Ländern verbunden und somit den Weltmärkten näher gebracht. Zudem musste die von den Großvätern praktizierte Drei-Felder-Wirtschaft aufgegeben werden, denn es war nicht mehr tragbar, alljährlich ein Drittel des Bodens brach liegen zu lassen und damit auf die Ernte von diesem Drittel der Gemarkung zu verzichten. Bei immer

tiefer sinkenden Getreidepreisen lohnte sich der reine Getreideanbau (Getreide-Monokultur) auch für den siebenbürgischen Bauern nicht mehr. Um das Einkommen der bäuerlichen Betriebe zu sichern, war es deshalb notwendig, auch mehr zu Intensivkulturen, wie Anbau von Futterpflanzen mit verstärkter Milchviehhaltung, Hack-



Hopfenanlage

fruchtanbau und zu Spezialkulturen (Gemüse, Obst, Wein, Tabak, Hopfen u. ä.) überzugehen. Zum Anbau von Hopfen haben insbesondere der Aufschwung der Bierfabrikation und die hohen Hopfenpreise beigetragen. Die Anlagekosten beliefen sich auf 500 - 600 Gulden pro Joch, die jährlichen Unterhaltskosten auf 230 Gulden. Der Bauer konnte dann mit einem durch-

schnittlichen Ertrag (Ernte) von 500 kg pro Joch rechnen (1 Joch = 0,5755 ha). Da ein Preis von 90 Gulden für 100 kg Hopfen bezahlt wurde, ergab sich eine Einnahme von 450 Gulden pro Joch und Jahr, d.h. es ließ sich ein Reinertrag von 220 Gulden pro Joch und Jahr erwirtschaften. Im Vergleich dazu erbrachte ein mit Weizen bebautes Joch nur einen Gewinn von nur 2 - 3 Gulden, bei intensiver Landwirtschaft ergab sich ein Erlös von höchstens 48 Gulden pro Joch und Jahr.

1875 umfassten die Hopfenpflanzungen in Schäßburg und Umgebung 9 Joch. 1883 wurde in 30 Gemeinden Siebenbürgens Hopfen angebaut, allerdings handelte es sich meistens noch um Versuche.

In den folgenden elf Gemeinden betrug die Anbaufläche mindestens 2 Joch:

- Kreisch	6 Joch	- Agneteln	5 Joch
- Keisd	4 Joch	- Mergeln	3 Joch
- Heltau	3 Joch	- Reps	2,5 Joch
- Großlasseln	2 Joch	- Großschenk	2 Joch
- Trapold	2 Joch	- Peschendorf	2 Joch
- Meeburg	2 Joch		

In dieser Zeit vollzog sich auch der Übergang vom Braugewerbe zur Bierfabrikation. Die bisherigen kleinen bürgerlichen Brauhäuser wurden durch neu gebaute Bierfabriken abgelöst. In Hermannstadt entstanden die Habermann-Brauerei (1880) und die Drei-Eichen-Brauerei (1887), in Kronstadt die Thomas-Brauerei (1892) und die Czelli-Brauerei, in Bukarest die Luther-Brauerei und die Brigadiru-Brauerei. Die hohen erzielbaren Verkaufspreise verliehen dem Hopfen einen solchen Nimbus, dass man

vom “Grünen Gold“ sprach. Bei dieser Euphorie des “schnellen Geldes“ übersah manch ein Bauer, dass der Hopfenbau sehr großen Ertragsschwankungen unterlag. Vor allem fehlte es besonders in den Anfangsjahren oft an Fachkenntnissen. Man hat damals nicht zu Unrecht den Hopfenbau das Hasardspiel der Landwirtschaft genannt, weil sich Jahre mit überreichen Ernten mit Jahren ausgesprochener Missernten abwechselten. Diesen großen Ertragsschwankungen entsprachen außerordentliche Preisschwankungen. Nach vielen Erfolgen und Misserfolgen im ersten Jahrzehnt der Einführung des Hopfenbaus, in dem eine kompetente Fachanleitung fehlte, übernahm im Jahre 1885 Ludwig Abraham (1861-1917) die Anleitung und Beratung der Hopfenbauern. Mit 14 Joch Hopfenbaufläche in der Rohrau (Schäßburg) gehörte er zu den größten Hopfenbauern Siebenbürgens. 1897 wurde die “Hopfenbau-Genossenschaft Schäßburg“ gegründet mit 53 Hopfenbauern als Mitgliedern. Auf dem Schäßburger Güterbahnhof errichtete die Genossenschaft ein Hopfenlager mit Verkaufshalle. Jeden Donnerstag wurde dann dort während der Erntezeit (September-Oktober) ein Hopfenmarkt abgehalten. Hopfenhändler aus Böhmen und Nürnberg kauften siebenbürgischen Hopfen, den sie wegen seiner guten Qualität sehr schätzten.

Hopfenbau im Königreich Rumänien

Nach dem Anschluss Siebenbürgens an Rumänien als Folge des 1. Weltkrieges, führten die veränderten politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu einer so starken Verknappung der Lebensmittel, dass das Agrarland Großrumänien gezwungen war, seine Lebensmittelausfuhren einzustellen. Dadurch gingen der exportorientierten sächsischen Landwirtschaft wichtige Märkte verloren. Die neuen Verhältnisse führten dazu, dass in den bäuerlichen Kleinbetrieben Mittel für die notwendigen Investitionen fehlten und kapitalintensive Kulturen nicht mehr unterhalten werden konnten. Nur noch kapitalkräftigere Bürger aus dem Mittelstand waren noch in der Lage, den Hopfenbau im Nebenerwerb weiter zu führen. So umfasste die Hopfenbausektion Schäßburg des Siebenbürgisch-Sächsischen Hopfenbauvereins im Jahr 1927 nur noch 23 Hopfenbauern. Mit 64 ha im Jahr 1930 stellte das Schäßburger Hopfenanbaugebiet die größte Anbaufläche Siebenbürgens (90%) dar. In anderen Provinzen wurde kein Hopfen angebaut. Die rumänische Regierung zeigte kein Interesse, den ausschließlich in sächsischen Händen liegenden Hopfenbau auch nur im Geringsten zu fördern. So ging der Anbau von Jahr zu Jahr immer mehr zurück. Von 64 ha Hopfen im Jahr 1930 wurden im Jahr 1938 noch 21 ha, bei Kriegsende nur noch 6 ha bewirtschaftet.

Hopfenbau in Siebenbürgen nach 1945

Der einst blühende Hopfenbau in Siebenbürgen sank bis 1945 auf nur 6 Hektar: In Schäßburg 5 ha, in Keisd 0,5 ha, in Mediasch 0,3 ha und in Agnetheln 0,2 ha. Diese Hopfengärten wurden im Rahmen des Agrarreformgesetzes vom 23. 03. 1945 gänzlich enteignet. Ihre Vernichtung stand kurz bevor, als die Brauindustrie feststellte, dass sie ohne Hopfen dastand und die enteigneten Hopfengärten mit einem wertvollen Pflanzenbestand und Spezialeinrichtungen vor der Auflösung standen. In dieser für die Brauindustrie kritischen Lage erließ die Regierung mit Erlass vom 13. 04. 1945 eine Ausnahmeregelung zur Erhaltung der einzigen nur noch im Groß-Kokler Komitat bestehenden Hopfenkulturen, aus denen die Bierfabriken des Landes ihren Bedarf deckten. Man erklärte diese Kulturen zur Staatsreserve. Damit wurde die Zuteilung an die Begü-

terungsberechtigten (Improprietäriti) rückgängig gemacht und die Hopfengärten zur weiteren Bewirtschaftung an die ehemaligen Eigentümer verpachtet. Mit Bildung der Staatsgüter im Jahre 1948 fand der private sächsische Schäßburger Hopfenbau nach 80 Jahren ein Ende. Das Zentralkomitee der KPR beschloss, die Bierproduktion von 300.000 hl pro Jahr auf 1,6 Millionen hl zu erhöhen, um so die nach dem Krieg verstärkt eintretende Nachfrage nach Getränken decken zu können und gleichzeitig den Konsum hochprozentiger alkoholischer Getränke (Tuica und Rachiu) zu verringern, um dadurch die sozialistische Arbeitsmoral zu verbessern. Die 12 bestehenden Bierfabriken des Landes wurden erweitert und am Staatsgut Schäßburg die ersten 15 ha Hopfen Neuanlage (1948-1950) als Pilotanlagen für Feldversuche, Anbautechnik und Schulung des Fachpersonals angelegt. In den Jahren 1952 bis 1960 folgten die Pflanzungen in den ersten Hopfengroßanlagen mit je 100 ha auf den Staatsgütern um Schäßburg, um so den Bedarf von 230 t Hopfen für die vorgesehene Bierfabrikation von 1,6 Millionen hl aus inländischer Produktion zu decken.



Hopfenanlage mit Trockenscheune, im Hintergrund Pruden

Stand der Hopfenflächen im Jahr 1960

Da nach dem Krieg Brotgetreide (Weizen und Mais) Vorrang vor allen anderen Kulturen hatte, wurden die Hopfenneuanlagen auf Hanglagen und ertragsschwachen Böden angepflanzt. Diese weniger günstigen Standorte wirkten sich nachteilig auf Bewirtschaftung und Ertrag aus. Besonders der deutschen Bevölkerung, die durch die Enteignung besitzlos und auch arbeitslos geworden war, boten diese neu angelegten Hopfenanlagen lange Zeit eine Verdienstmöglichkeit.

In einer zweiten Etappe von 1965 bis 1975 erfolgten eine Erweiterung der Hopfenanlagen auf 1.100 ha und der erste Schritt zur Mechanisierung der Arbeiten im Hopfenbau.

Es wurden 40 Schmalspurschlepper (Holder) importiert, ebenso moderne Gebläsespritzen für den Pflanzenschutz, Hopfenpflückmaschinen, Bandtrockner usw. In einem dritten Abschnitt bis 1990 erweiterte man die Hopfenanlagen auf 12 Staatsgüter mit 30 Hopfenfarmen und insgesamt 2.650 ha Anbaufläche. Von 1950 bis 1990 stieg die jährliche Hopfenerzeugung von 3 t auf 3.120 t und dem entsprechend schnellte die Bierfabrikation von 300.000 hl auf 13 Millionen hl hoch und der Pro-Kopf-Verbrauch von 1,6 auf 67 Liter. Die beim Bierprozess verwendeten Hopfengaben haben in den letzten Jahren infolge des technischen Fortschritts zu einer bedeutenden Reduzierung der Hopfenmengen geführt. Um 1890 verwendete man 1 kg Hopfendolden für 100 l Bier, in den darauf folgenden Jahrzehnten fiel die Menge auf 0,5 - 0,3 kg pro 100 l Bier. Der Hopfenbau der Staatsgüter war in Produktionsfarmen organisiert. Ab dem Jahre 1967 wurden die Staatsgüter in spezialisierte Farmen umorganisiert und Hopfenfarmen von 100 ha gebildet. Im Dezember 1989 befreite sich Rumänien von der kommunistischen Zwangsherrschaft. Der Umsturz traf das Land und die rumänische Wirtschaft unvorbereitet. Auf der einen Seite bestand große Euphorie in Bezug auf die Libe-



Hopfenernte



Hopfenernte

ralisierung, auf der anderen Seite Unentschlossenheit und Führungslosigkeit. In den ersten Jahren nach dem politischen Umschwung (bis 1993) blieben die Umstände im Hopfenbau unverändert. 1993 wurde die größte Hopfenanbaufläche von 2.650 ha mit einem Ertrag von 2.800 t erreicht. Dann begann der Abstieg. Es gab Absatzschwierigkeiten, die Ernte konnte nicht verkauft werden, ausländische

Bierkonzerne erwarben beträchtliche Aktienanteile an den Bierfabriken (bis zu 70 %) und brachten billigen Hopfen, Hopfenextrakt usw. aus dem Ausland. Dazu kam eine ga-

loppierende Inflation, welche den Niedergang des Hopfenbaus beschleunigte. Von 2.650 ha im Jahre 1993 ging der Anbau im Jahr 2000 auf knapp 100 ha zurück. Einige Unternehmen haben dann in den folgenden Jahren doch noch einige Flächen wieder bearbeitet, so dass die Anbaufläche im Jahre 2003 auf 220 ha anstieg.

Schäßburg	
Soromiclea	25 ha (4,5 ha Neuanlage)
Venchi	19 ha (4,5 ha Neuanlage)
Groß-Alisch	18 ha (4,5 ha Neuanlage)
Rora	11 ha (1,5 ha Neuanlage)
Weißkirch	34 ha
Elisabethstadt	45 ha
Ajud	45 ha
Simeria	11 ha

Weltweit wird auf ca. 90.000 ha Hopfen angebaut, wovon Deutschland mit 19.000 - 20.000 ha den größten Anteil hat. Dabei ist die Hallertau in Bayern mit 17.000 ha das größte geschlossene Hopfenanbaugebiet der Welt. Dann folgt die Region Tettngang am Bodensee mit 3.000 ha.

Hopfenbau in Groß-Alisch

Im November 1971 berichtete die Tageszeitung „Neuer Weg“, Bukarest:

“Ein 36.000.000 [Lei-] Projekt beginnt beim Staatsgut Schäßburg auf den Farmen Venchi und Groß-Alisch Form anzunehmen. Es handelt sich um zwei Hopfengroßanlagen, die hier im Kokeltal errichtet werden. Neu dabei ist die Art der Drahtanlagen. Anstelle von bisher verwendeten Holzmasten werden in Beton eingefasste 9 Meter hohe Stahlmasten errichtet.

Im Vergleich betragen die Kosten:

50.000 Lei pro ha bei Holzmasten

90.000 Lei pro ha bei Stahlrohrmasten

120.000 Lei pro ha bei Eisenbetonmasten

Neu ist auch die Bewässerung der Anlage mittels eines Pumpwerkes mit Wasser aus der Großen Kokel. Fürs erste sind auf der Farm in der Venchi 67 ha und auf der in Alisch 60 ha gepflanzt. Weitere 72 ha sind in Vorbereitung. Für die Verkehrserschließung ist auch eine Zufahrtsstraße aus Betonplatten angelegt worden“ (Soweit der Bericht).

Wie schon erwähnt, wurde in den Jahren 1970 - 71 die erste Fläche von 30 ha mit einem Gerüst aus Stahlrohr versehen. Im Frühjahr-Sommer 1971 wurde diese Fläche rigolt (mechanisch) und für die Bepflanzung im Herbst vorbereitet. Die Hopfenfarm Groß-Alisch wurde im April 1971 gegründet. Hopfen war in Groß-Alisch „Neuland“. Die meisten Alischer hatten zwar mit Hopfen Kontakt gehabt, aber das vor allem bei der Hopfenernte in Pruden und Rora, ferner auf den 3 ha Hopfen, welche im Jahre 1951 „un der Gemuin“ gepflanzt und 13 Jahre später wegen geringen Ertrages und hohen Arbeitsaufwandes gerodet wurden. Die Setzlinge für die vorgesehenen Pflanzungen importierte man alle aus dem Ausland (Belgien und Tschechoslowakei). Im Frühjahr 1971 wurden 249.000 Setzlinge aus Belgien in die Rebschule zum Verwurzeln ge-

pflanzt. Ihre Qualität war jedoch so schwach, dass im Herbst nur 49.000 geerntet wurden bei einem Bedarf von 100.000. Die fehlende Menge musste von Keisd und Lasseln beigesteuert werden.

Wie jeder Anfang war auch der in Groß-Alisch schwierig. Es gab keine qualifizierten Arbeiter und Transportmittel und Werkzeuge mussten ausgeliehen werden. Trotz aller Schwierigkeiten schloss man das Jahr 1971 mit 30 ha gepflanztem Hopfen in den Sorten ab:

Saaz	14,5 ha
Northern-Brewer	8,0 ha
Brewer's Gold	7,5 ha

Im Dezember 1971 sowie im Frühjahr 1972 wurden Setzlinge für weitere 20 ha geliefert und im Frühjahr 1972 gepflanzt: Auf der Au (Hinter den Gärten) 13 ha Northern-Brewer, auf der Dunnesdorfer Seite 7 ha der gleichen Sorte. So wurde das Jahr 1972 mit 50 ha bepflanzter Fläche abgeschlossen. Im Schnitt pflanzte man pro Hektar 3.500 Setzlinge, der Reihenabstand betrug 2 Meter und der Abstand in der Reihe 1 - 1,20 Meter je nach Sorte, das ergab eine Densität von 3.250 -3.850 Pflanzen pro Hektar. In den folgenden zwei Jahren wurde der Rest bis auf 85 ha bepflanzte. Die Sorte Saaz wurde schon nach zwei Jahren wegen niedrigen Ertrages gerodet und durch andere Sorten (Brewer's Gold, Northern Brewer, Hüller Bitterer) ersetzt. Dabei ergab sich folgende Zusammensetzung der Sorten:

Northern Brewer	28 ha (mittelreife Sorte)
Brewer's Gold	48 ha (spätreif)
Rekord	3 ha (mittelreif)
Hüller Bitterer	6 ha (spätreif)

In den folgenden Jahren wurden dann auch die notwendigen Maschinen und Traktoren geliefert. In der dritten Straße (pe schess) errichtete man Büros und andere Gebäude wie Lagerräume, Garagen, Werkstatt, Kantine, Schlafräume für 100 Betten etc. Beim Kelterhaus auf den Grenzen wurden innerhalb von vier Jahren die ersten stationären Pflückmaschinen montiert, insgesamt vier Stück, alle tschechisches Fabrikat. Gleichzeitig stellte man zwei Bandrockner auf mit einer Leistung von je 12 Tonnen Grünhopfen in 24 Stunden. Außerdem wurde für die Lagerung des getrockneten Hopfens ein Depot mit einer Kapazität von 100 Tonnen gebaut. Wie andere Pflanzen ist auch der Hopfen der Witterung ausgesetzt. So zum Beispiel bei der Überschwemmung im Jahre 1975, als 14 ha Hopfen total zerstört wurden (weggespült oder verschüttet). Hier musste dann der Boden aufbereitet und im nächsten Jahr neu bepflanzte werden. Im Laufe der Jahre hat es auch Hagelschlag gegeben, ebenso Sturm, welcher manchmal ganze Parzellen "flachlegte", und das gewöhnlich im Juli vor der Ernte, wenn die Pflanzen am schwersten waren. Zur Sicherstellung der Setzlinge, die man jedes Jahr für das Ersetzen der Fehlstellen brauchte (ca. 5 % der Gesamtpflanzenzahl), wurde für den Eigenbedarf und den Verkauf eine Setzlingsschule angelegt. Beim Hopfenschnitt im Frühjahr und Herbst erntete man ebenfalls Setzlinge, im Schnitt 500.000 pro Jahr. Alle Farmen, welche nach der in Groß-Alisch gegründet wurden, bezogen den überwiegenden Anteil der Setzlinge von dort. Wie schon erwähnt, gab es in Groß-Alisch kaum mehr freie Arbeitskräfte. Die Mehrzahl, vor allem junge Leute, arbeitete in den Fabriken, an-

dere bei der Baza Tubulara, ein beachtlicher Teil auf der Weingarten-Farm und ein Teil der älteren Bevölkerung in der LPG. Im Frühjahr 1972, als die Pflege der ersten 50 ha Neupflanzung begann, fanden sich dann doch ein paar Frauen und Männer aller Altersgruppen und Nationen, die es versuchten. So hat sich im Laufe der Jahre ein Kern Einheimischer zusammengefunden, welche die Farm nicht mehr verlassen haben. Ein Sprichwort sagt: „Wen der Hopfen einmal gekratzt hat, den lässt er nicht mehr los.“

Unter den Groß-Alischer Sachsen waren es nicht viele, die sich dem Hopfen verschrieben hatten, sie bildeten jedoch eine bedeutende Stütze für den täglichen Ablauf der Arbeiten. Weil es nicht so viele waren, erlaube ich mir, sie namentlich zu erwähnen: Edi Botschner, Michael Fieltsch, Georg Hann (Traktorführer), Hans Drotleff (Werkstatt und Pflückmaschinen), Stefan Sas (Vorbereitung der Spritzbrühe), Sam Krestel und Erwin Roth (Ausfuhr und Essensverteilung), Andreas Fieltsch, Dorothea Zakel, Sofia Gitschner, Susanne Weber und Anna Schmitz (Pflanzenpflege), Gruppenleiterin Gerlinde Seiler (Barth), Gerlinde Menning (Buchhalterin), Elisabeth Menning (Köchin für beide Farmen). Der größte Teil der Arbeiten wurde von Fremdarbeitern durchgeführt, hier sind Oltener, Maramureschener, Ungarn und Zigeuner zu erwähnen. Eine starke Fluktuation fand vor allem in den ersten Jahren 1971-1973 statt, bis die ganze Fläche bepflanzt war. Ab Herbst 1972 hat sich dann eine Gruppe von 30 bis 35 Zigeunern aus Schaas bei Schäßburg eingefunden, die bis 1992 durchgehalten hat. Das war wichtig, denn die Arbeiten im Hopfen mussten gelernt werden und wenn jedes Jahr eine andere Truppe antrat, musste immer neu angelernt werden und dem entsprechend waren dann auch die Qualität der geleisteten Arbeit und schließlich das Erntergebnis. Die wichtigsten Arbeiten im Laufe des Jahres waren:

der Schnitt der Hopfenstöcke (unterirdisch) im Herbst und im Frühjahr,
das Aufhängen der Drähte (jedes Jahr 500.000 Stück),
das Anleiten der Reben (2 - 3 Stück pro Draht),
die Krankheit- und Schädlingsbekämpfung, wobei jedes Jahr 15 - 20
Spritzungen durchgeführt wurden (mechanisch mit Gebläsespritzen).
Ab Juli verbrauchte man ca. 3.000 - 4.000 Liter Brühe pro Hektar.

Das Ganze gipfelte dann in der Ernte. In den ersten Jahren, als nur von Hand gepflückt wurde, waren täglich zwischen 600 und 700 Pflücker am Werk. Spätestens bei der Ernte - wenn nicht früher - ist so jeder Groß-Alischer mit dem Hopfen in Kontakt gekommen. Alles, was tagsüber geerntet wurde, musste bis zum nächsten Morgen getrocknet werden. In den ersten Jahren, als noch keine Trockner vorhanden waren; wurde der Hopfen nach Soromiclea, Pruden oder Rora zum Trocknen gefahren.

Wenn die Ernte dann mit 4 Pflückmaschinen, 2 Bandtrockner und 200 - 300 Handpflückern voll im Gange war, wurden täglich zwischen 20.000 und 25.000 kg Grünhopfen geerntet. Die Ernte dauerte durchschnittlich 30 Tage (10. August bis 10. September). Danach wurde es auf den 85 Hektar Fläche sehr herbstlich-melancholisch, wo wieder nur noch Stahlrohre und Drähte zu sehen waren. Eine geschlossene, gepflegte Hopfenfläche vor der Ernte ist dagegen etwas Sehenswertes. Pro Hektar wurden im Jahr zwischen 2.000 und 2.500 kg Trockenhopfen geerntet. Ausnahme waren die Jahre, in denen Überschwemmung, Hagel oder Sturm Schäden anrichteten. Der genannte Ertrag war in der Regel der maximale der 30 Hopfenfarmen, die 1990 produzierten.



Hopfenstrauch

Der Trockenhopfen wurde in Depots gelagert. Nach Abschluss der Ernte nahm man dann vom gelagerten Hopfen Proben (je eine Probe von 2 Tonnen Hopfen), von denen ein Teil in einem Chemielabor auf ihre Inhaltsstoffe (Bitterwert, ätherische Öle usw.) geprüft wurde. Den andern Teil beurteilte eine Kommission, an der Erzeuger (Farm), Käufer (Bierfabriken) und neutrale Teilnehmer beteiligt waren. Zusammen mit den Laborergebnissen wurde jede Probe einer Güteklasse von 1 bis 3 zugeteilt. Für jede Güteklasse gab es festgelegte Preise. Der getrocknete Hopfen wurde dann gepresst und nach Maßgabe des Landwirtschaftsministeriums an die Bierfabriken geliefert. Ein Kilogramm getrockneter Hopfen kostete in den 80er Jahren 60 bis 80 Lei.

Zu erwähnen wäre noch, dass im Rahmen des „Nationalen Hopfenbauprogramms“ die Agronomie-Fakultät der Universität Klausenburg den Auftrag erhielt, dieses Programm wissenschaftlich zu betreuen. Da die Uni Klausenburg keine Hopfenpflanzungen auf ihren Feldern hatte, wählte sie die Groß-Alischer Hopfenfarm als Pilotfarm. Hier wurden dann alle betreffenden Versuche durchgeführt. Der Vorteil war, dass man in Bezug auf den Hopfenbau immer über den weltweit neuesten Stand der Technik informiert war.

Aktueller Stand

Im Jahre 2004 wurden auf den einstigen Hopfenfarmen des Staatsgutes Schäßburg (Soromiclea, Rora, Venchi und Groß-Alisch) noch 90 ha Hopfen angebaut nach 347 ha im Jahre 1993.

Von den 90 ha wurde ein Gesamtertrag von 126 Tonnen erzielt (1400 kg pro ha). Der gesamte Ertrag wurde an die Bierfabrik Neumarkt (Tg. Mureş) verkauft.

Gemüsebau

Gemüse für den Hausgebrauch wurde im Hausgarten angebaut. Außerhalb des Hausgartens gab es Kartoffel - oder Krautfelder. Nach dem Zweiten Weltkrieg, nachdem die Deutschen ihre enteigneten Häuser und Hausgärten zurückerhielten (das war 1957) wurden die Hausgärten die wichtigste Quelle für den Lebensunterhalt für viele Familien. Hier wurden praktisch alle in Pruden anbaufähigen Gemüsesorten gezüchtet, die Obstbäume lieferten Obst und Gras und andere Futtermittel für eine Kuh, für ein Schwein, für Geflügel oder Kaninchen kamen auch zum Großteil aus diesen Hausgärten. Sicherlich wurde der Gemüsebau nach dem Krieg in den Hausgärten intensiver und erfolgreicher durchgeführt als noch vor 1945.

Gemüse wurde früher hauptsächlich aber nicht ausschließlich für den Hausgebrauch angebaut, nach dem Krieg in vielen Fällen vermehrt auch für den Verkauf auf dem Wochenmarkt in der Stadt.

Was wurde angebaut?

Kraut, Frühkaroffeln, Zwiebeln, Möhren (Karotten), Petersilie, Sellerie, grüner Salat, besonders nach dem Krieg vermehrt auch Tomaten, grüne Paprika (wurden erst nach 1900 in Siebenbürgen eingeführt), Gurken, Erbsen, vereinzelt mal auch Tomatenpaprika/Fleischpaprika, ja sogar Melonen, u. z. Honigmelonen . . . Die meisten dieser Gemüsesorten mußten im Frühjahr gegossen werden. Dies geschah mit Gießkannen. Das Wasser schöpfte man entweder aus dem Fluß oder aus dem Hofbrunnen. Bestimmte Gemüsearten mußten noch recht früh - schon im Februar - in entsprechende Holzkästen gesät und später pikiert werden. Tomaten oder Paprika gehören dazu, aber auch Zwiebeln. Kartoffeln werden mindestens dreimal mit der Hacke gehäuft. Im Gemüsegarten gibt es prinzipiell auch eine Vielzahl von Gewürzkräutern - Dill, Estragon („Pfefferkraut“), Salbei, Bohnenkraut oder auch manche Heilkräuter (Minze). Als Heilmittel verwendete man jedoch eher wildwachsende Kräuter und Beeren: Kamille, Löwenzahn, Hagebutten, Schlehbeeren.

Der Gemüsegarten

Dieser Bericht soll nicht als Belehrung verstanden werden, sondern eher als ein „In Erinnerung rufen“ für Gartenkenner und als ein Hinweis für die, welche es versuchen möchten.

Geschichte

Merkwürdigerweise haben Gartenliebhaber zuverlässigere Kenntnisse über Blumen, Stauden u. a. als über jene Gewächse, die einen wesentlichen Teil unserer Nahrung bilden.

Wissen Sie, wann die Tomaten bei uns heimisch wurden, woher die Kartoffel kommt und seit wann es grüne Bohnen und Kohl gibt? Plinius erwähnt den sättigenden Kohl (Brassica) 79 v.Ch. Um die Zeitwende war er bei den Germanen ein weit verbreitetes Gemüse. Seit dem 12. Jahrhundert kennt man die heutige Kopfform. Seit jener Zeit ist auch Sauerkraut bekannt. Vor 2700 Jahren war Kohl eines der wichtigsten Gemüsearten in Griechenland.

Bohnen (Phaseolus), eine der ältesten Kulturpflanzen waren in Ägypten 4000, in Europa 3000 v. Ch. bekannt, in China kannte man vor 4700 Jahren die Sojabohne. Im Jahre 787 hatte der 45-jährige Karl der Große die Bohne in seine ersten Landbauvorschriften aufgenommen.

Die Kartoffel (Solanum Tuberosum) hat angeblich Francis Drake eingeführt und sie am 04. 04. 1581 der Königin Elisabeth I. vorgesetzt. Ein Irrtum, es waren Bataten, Süßkartoffel aus Südamerika. Schon 16 Jahre vorher hatte der Sklavenhändler John Hawkins dem Apotheker Gerarde in Herborn Kartoffelknollen zum Anbau übergeben. Sie stammten aus den Kordilleren des tropischen Peru oder des subtropischen Chile.

In Spanien wurden sie zuerst als Ziergewächs angebaut, während in der Schweiz und in Teilen Deutschlands Anbauversuche lange Zeit als Teufelswurzel wegen der giftigen Blätter und Früchte (nicht der Knollen) verhindert wurden. 1684 war die Kartoffel in Schottland bekannt, 1717 in Sachsen und aus den Hungerjahren 1771-72 datiert ihr mitteleuropäischer Siegeszug. 1765 wird die Kartoffel Nahrungspflanze in Deutschland. Im Jahre 1748 fand die erste Alkoholgewinnung aus der Kartoffel statt.

Die Tomate (Solanum Lycopersicum) hat im Jahr 1875 noch Seltenheitswert. Für einzelne Pflanzen werden bis zu 120 DM bezahlt (umgerechnet auf 1981). Vor Jahrhunderten entdeckten spanische Eroberer in Mittelamerika eine wohlschmeckende Frucht, die von den Indios Tomat genannt wurde. In Peru waren Tomaten vor 600 Jahren kirschgroß. 1818 soll eine Tomatenpflanze nach heutigem Geldwert über 1.000 DM gekostet haben. Vor 150 Jahren wurde die Pflanze in Europa kaum angebaut (bloß zu wissenschaftlichen Zwecken).

Allmählich kamen die vielseitig verwendbaren vitaminreichen, gesunden und schmackhaften Früchte aus Italien und Bulgarien zu uns. Volkstümlich wurde die Tomate im 1. Weltkrieg, als jedermann nach Essbarem fahndete. Man kochte Suppe, ans Rohessen dachte niemand. Heute verfügen wir über eine große Sortenvielfalt, italienische Tomatenzüchter nennen ihre Tomaten stolz „pomod'ora“- Goldapfel. Tomaten, Liebesäpfel, Paradaiser, in Frankreich Pomme d'amour kann sich jeder aus Samen heranziehen. So hat jede Gemüseart, die wir anbauen, ihre Geschichte.

Botanik

Das Gemüse teilt sich nach Beschaffenheit in folgende Gruppen auf:

- Kohlgemüse (Kreuzblütler-Cruciferae)
- Blumenkohl, Weißkraut, Kohlrabi, Rosenkohl
- Blattgemüse (Gänsefußgewächse-chenopodiaceae)
- Eiskrautgemüse, Spinat, Mangold, römischer Kohl
- Fruchtgemüse (Kürbisgewächse-cucurbitaceae)
- Gurke, Kürbis, Tomate (Nachtschattengewächs)
- Wurzelgemüse (Doldengewächse-umbeliferae)
- Möhre, rote Rübe, Radieschen (Gänsefußgewächse), Rettich, Sellerie (Kreuzblütler)
- Blattsalate (Korbblütler-compositae)
- Kopfsalat, Pflücksalat, Ackersalat
- Zwiebelgewächse (Liliengewächse-liliaceae)
- Saatzwiebel, Steckzwiebel, Frühlingszwiebel
- Hülsenfrüchte (Schmetterlingsblütler-papilionacea)
- Erbse, Bohne
- Andauernde Gemüse (Knöterichgewächse-poligonaceae)
- Rhabarber, Meerrettich (Kreuzblütler)

Die Vermehrung

Geschieht auf unterschiedliche Weise, durch Samen ist die verbreitetste. Wichtig ist die Keimfähigkeit der Samen. Betrachten wir den Ertrag einer in wenigen Monaten groß gewordenen Tomatenpflanze, vergessen wir leicht, auch dies war einmal ein Samenkorn, eine der bescheidenen Winzigkeiten, in denen die Natur Jahr für Jahr ihre Wunder vollbringt. Ein Kg Kohlsamen bringt bei durchschnittlicher Ernte 1200 Zentner.

Weißkohl in vielleicht 400-fachem Wert. Die Zahl der Samen bestimmter Pflanzen ist verschieden. Manche bringen alle 20 Jahre einen Samen hervor. Die meisten haben einen bis 100 Samen, die Schwarzpappel bringt es auf 28 Millionen Samen im Jahr. Manche Samen sind feiner als Mehl, bei einigen Orchideen wiegen 300.000 Samen ein Gramm. Das größte Samenkorn stammt aus der Fächerpalme und wiegt bis zu 50 Pfund.

Der richtige Aussattermin lässt sich niemals lange Zeit vorher bestimmen, es hängt von Nässe und Kälte ab. Erst wenn die Erde trocken und krümelig ist und sich an den Händen nicht kalt anfühlt, ist die Zeit gekommen. „*Säst Du mich im April, komm ich, wann ich will. Säst Du mich im Mai, komm ich bald herbei.*“ Bei aufgehendem Mond säen ist Aberglaube, dennoch erfolgreich in 75 % der Fälle. Letztendlich kennt jeder seinen Garten am besten und weiß, wann, wo und wie er säen soll. Aber nicht vergessen: es gibt keinen Gärtner, der jemals ausgelernt hat.

Bodenpflege

Die Pflanze ist unser Schicksal, deshalb haben wir allen Grund, uns darum zu kümmern, dass ihre Lebensmöglichkeiten erhalten und gesteigert werden. Es ist keine neuzeitliche Erkenntnis, dass die Vollwertigkeit unserer Nahrungsmittel die Gesundheit

des Bodens voraussetzt. Jedes Übermaß an Sonne und Feuchtigkeit, an Handelsdünger oder frischem Dung, an Spritzmitteln stört den normalen Wachstumsverlauf der Pflanze. Die Pflanzen gehen an einem Zuviel genauso ein, wie an einem Zuwenig.

Gartenbesitzer werden durch überreiche Angebote an bodenverbessernder Düngemittel verwirrt. Welche davon haben sich 100%-ig bewährt und wie reagiert der Boden darauf? Eine Weisheit: Prospekte und Kataloge kennen Ihren Boden nicht, Erde ist etwas Geheimnisvolles. Eine Analyse von einem Pfund Erde würde an jedem Ort ein anderes Ergebnis zeitigen. Es ist wie mit dem Meerwasser, man kann es nicht nachahmen. Wenn Chemiker genau herausfänden, welche Bestandteile Meerwasser enthält, ließe es sich dennoch nicht herstellen, das dann entstandene Wasser wäre für Fische tot, sie könnten darin nicht leben. Sobald man aber künstlich zusammengestelltem Wasser einen Liter echtes Meerwasser hinzufügt, ist es in Ordnung, die Fische könnten darin leben.

Die Behandlung kranken Bodens hat große Fortschritte gemacht. Nach Beimischung einer handvoll Mangans hat man z. B. Tomaten mit dreifachem Vitamin C-Gehalt geerntet. Die höchste 50 cm dicke Humusschicht enthält für das Wachstum wichtige Nährstoffe und die zu ihnen gehörenden Bakterien und Wirkstoffe. Bodenbakterien sorgen für die Verwesung abgestorbener Pflanzenteile und Kleinlebewesen, um sie dann wieder als Pflanzennahrung aufzubereiten. Erhalten sie keinen Lebensstoff in Gestalt von Stallmist oder Kompost, hören sie auf zu produzieren. Bald ist kein Humus mehr vorhanden, der Boden stirbt. Jede Bodenpflege ist anstrengende Arbeit, es gilt, dem Boden entzogene Nährstoffe zu ersetzen.

Jede Pflegearbeit basiert auf Umgraben, tiefem lockern der Erde, Entfernung von Wurzelresten und Unkräutern, um Fäulnis und Krankheitsübertragungen vorzubeugen. Das liest sich leicht. In Wirklichkeit ist es harte Arbeit, die überlegt sein will, die richtig durchgeführt sein muss und bei der man nicht die geringste Schlamperei erlauben darf. Wie heißt es? „Erfolg ist das Ergebnis einer Fülle von Dreckarbeiten“. Die Pflanze braucht zu ihrem Aufbau vornehmlich P.K.N. (Phosphor, Kalium, Stickstoff).

Führt man diese Elemente in geeigneter Form dem Boden zu muss es gelingen, ihn fruchtbar zu erhalten. Die Welt der Pflanzen ist allerdings vom Urquell der Lebenskraft der Sonne (Wärme) und Wasser abhängig. Wasser ist Nahrungsspender, der Urgrund aller Dinge, der reichste aller Nahrungsgründe. Wasser ist „der Erde Schoß“. Bodenpflege heißt unter anderem: die schlummernden Kräfte in der Erde zu wecken (Stallmist ist pures Gold für die Gartenerde).

Düngen

Wir müssen dem Boden ersetzen, was wir ihm entziehen. Dünger ist nicht gleich Dünger. Riesig ist das Angebot. Zum normalen Düngen sind unerlässlich: Kali (zur Festigung des Gewebes, für den Kreislauf der Säfte, für die ganze Kraft der Pflanze), Stickstoff (für Blattbildung und Gerüst), Phosphor (für die Bildung der Blüten, Früchte und Samen), Kalk (erschließt alle Möglichkeiten dieser chemischen Stoffe und bietet sie der Pflanze an), Spurenelemente sind nicht zu übersehen, Stallmist und Kompost sind unentbehrlich.

Schädlingsbekämpfung

Im Altertum wurde festgestellt, dass Schädlinge Ernten vernichten können und dadurch der Bevölkerung die Ernährungsgrundlage entziehen, dass also Schädlinge und Pflanzenkrankheiten bekämpft werden müssen.

Den Sumerern war 2500 v. Ch. die Insektizidwirkung von Schwefel als Kulturmaßnahme bei der Bekämpfung von Schädlingen bekannt. Die Antike erlebte die Massenvermehrung schädlicher Insekten und schwere Pilzinfektionen bei Feldfrüchten. Im 2. Kapitel Vers 17-18 liest man beim Propheten Haggai: „Denn ich schlug euch mit Brand, Mehltau und Hagel“. Plinius empfahl 60 nach Christus Weizensaatgut in Wein mit zerstoßenen Zypressennadeln zu tränken, um Mehltau zu bekämpfen.

Das biologische Gleichgewicht in der Natur verschwand, als der Mensch Waffen erfunden hatte und damit auf die Jagd ging. An dieser These gibt es keinen Zweifel. Die Zivilisation und die Kultivierung der Landschaften, zu denen Betonflussumfer genau so gehören, wie Auslaugung des Bodens durch immer gleiche Fruchtfolge, hat die Feldraine, Waldränder und die natürlichen Flussumferböschungen total verändert.

Das Fischsterben, die verminderte Anzahl unserer Vögel, der Mangel an Fröschen und das Wegbleiben der Störche sind ein Teil jener „Verbesserung“ unserer Umwelt, die ursprünglich dem Nutzen und Vorteil unserer Menschen diente. Natürlich hat man, die Fehler, den Missbrauch eingesehen und versucht durch strenge Gesetze und Verbote einiges wieder gut zu machen. Meistens ist es aber zu spät. Der Missbrauch an Schädlingsbekämpfungsmitteln gleicht dem Tablettenmissbrauch (Sucht) des Menschen. Vor allem gab es lange Zeit zu viele sehr schädliche Mittel. Schadinsekten und Nagetiere werden gegen ärgste Gifte resistent und vermehren sich nach wie vor in bedrohlicher Weise. Vögel verenden durch Kontaktgifte, Bienen gleichermaßen. Nicht die Chemie ist schuld, sondern der Missbrauch. Mit Vernunft, Kontrolle und Sachlichkeit wären die Nachteile auf ein erträgliches Maß herunter zu schrauben. Heute ist ja der Bio-Anbau groß im Kommen. Die Frage ist nur: sollte der Bio-Anbau die konventionelle Landwirtschaft ersetzen, wie würden die notwendigen Nahrungsmittel gesichert? Der sicherste Weg wäre der Mittelweg (Chemie mit Maß). Jeder Gartenbesitzer kennt seine Feinde im Garten und wie er damit fertig wird. Ein chemisches Spritzmittel setzt er nur ein, wenn alles andere nicht reicht.

Zu sehen, wie seine Ernte vernichtet wird, weil er keine chemischen Mittel einsetzt, will er auch nicht. Schädlingsbekämpfung beginnt übrigens mit der Bodenpflege. Auf gepflegtem humusreichem Boden wachsen kräftige Pflanzen, welche auch Krankheiten und Schädlingen besser widerstehen. Ein Kleingärtner kann sich ohne großen Aufwand gegen vielerlei Gartenschädlinge schützen. Es gibt viele biologische Bekämpfungsmittel. Viele Erzeugnisse der 70- 80-er Jahre gehören der Vergangenheit an und sind gesetzlich verboten. Leider gibt es auch hier schwarze Schafe, welche sich diese Mittel auf anderen Wegen aus dem Ausland besorgen und anwenden. Leider ist das Prinzip „Viel hilft viel“ nicht auszurotten. Es gibt heutzutage viele, welche meinen, es geht auch ohne Chemie. Ziehen wir aber in Betracht, dass ein Mäusepaar im Jahr 3.000 Nachkommen hat, ein Rattenpaar 800-900, ein einziges Pärchen des Apfelwicklers kann innerhalb von 3 Monaten bis zu 401,3 Milliarden Individuen hervorbringen,

um nur ein paar Beispiele zu nennen - müssten solche Zahlen auch den Gegnern der chemischen Bekämpfung ein Warnsignal sein. Schädlingsbekämpfung kann nicht ernst genug genommen werden. Schätzungsweise sind über 600.000 Insekten bekannt. Ca. 300.000 harren noch ihrer Entdeckung. Zu jeder Art gehören Milliarden Männchen und Weibchen, deren Hauptnahrung in der Vertilgung von Pflanzenteilen besteht, deren größtenteils der menschlichen Ernährung dienen soll.

Der siebenbürgische Gemüsegarten

Gemüse aus dem eigenen Garten hat Vorzüge, die von keiner noch so hervorragenden Marktware erreicht werden. Auch heute wird deshalb der Haus- und Kleingärtner trotz preiswerter Angebote auf eine klug gelenkte Selbstversorgung nicht verzichten wollen. Die Gärten, die wir zu Hause hatten, waren von der Gestaltung her sehr ähnlich, er bestand immer aus zwei Teilen, vorne der Gemüsegarten (hinter der Scheune), gefolgt vom Obstgarten. Der Gemüsegarten machte ca. 1/3 der Gesamtfläche aus, das ergab dann eine Fläche von ca. 10 ha auf Gemeindeebene. Sobald man in den Garten ging und die Scheune hinter sich ließ, tat sich einem eine Gartenlandschaft auf, ein Garten schloss sich dem anderen an, es war eine Einheit, getrennt nicht durch hohe Zäune, sondern durch einfache Gehwege. Geschlossen durch Zäune waren die Gärten meistens nur am Ende des Obstgartens, also wo der Garten aufhörte. Auf diese Weise ergab sich immer die Gelegenheit, den Nachbarn zu begegnen, sich auszutauschen, manchmal auch zu streiten. Im Garten fanden viele Ereignisse statt, vorwiegend aber angenehme. Man war nie allein. Der Garten, vor allem der Gemüsegarten war ein Teil unserer Kultur. In der Regel hatten die Gärten eine rechteckige Form, welche durch einen Hauptweg (Fur) in zwei geteilt war. Dieser Weg führte bis zu dem Rasen, wo die Obstbäume angingen. Die weitere Aufteilung, was und wie viel von jeder Gemüseart angebaut wurde, war jedem selbst überlassen. Unsere Eltern und Großeltern waren alle auch Gärtner, wenn auch nur durch Erfahrung. Jeder kannte seinen Garten und wusste am besten, wann, wohin, wie viel er von jeder Gemüseart brauchte, um den Bedarf der Familie zu sichern. Der Gemüseanbau war nämlich nicht als Hobby oder Freizeitbeschäftigung betrachtet, sondern als eine Notwendigkeit und jeder trachtete danach, diese Fläche so intensiv wie möglich zu nutzen. Nach der Agrarreform, wo die Enteignung von Grund und Boden stattfand, war der Garten die einzige, sichere Quelle, um das wertvolle Gemüse zu erzeugen. Es war die wichtigste Nahrungsmittelquelle, auf die man bauen konnte. Es war da nur noch der Garten, der zum Haus gehörte. Vor der Enteignung gab es auch Gemüsegärten außerhalb der Gemeinde. Die wichtigsten Gemüsearten welche angebaut wurden, waren die Tomaten, Bohnen, Kraut, Zwiebel, Paprika, Kartoffeln, Salat, Rettich, Rhabarber, Auberginen u. a. Es waren eigentlich alle Gemüsearten dabei, welche vom Klima her gedeihten. Das Saat- und Pflanzgut erzeugte jeder selbst. Jeder oder 2-3 Nachbarn zusammen hatten ein Wärmebeet, wo sie die Pflanzen zwecks Weiterpflanzen züchteten (Tomaten, Paprika u.a.). Den Samen für Zwiebeln, Salate u. a. erzeugten sie selber. Steckzwiebeln ebenfalls. Man war unabhängig von Saat- und Pflanzgut. Jeder wusste, was er zu tun hatte. Wie schon erwähnt, gewinnt der Bioanbau immer mehr an Bedeutung. Die Verbraucher wollen chemiefreies Gemüse, genau das waren unsere Gärten, 99 % chemiefrei. Selten wurde gespritzt, vielleicht 1-2 mal die Tomaten mit Kupfer-Kalk Lösung, wenn überhaupt. Das Angebot an chemischen Dün-

gemitteln war nicht da, also verwendete man organische Düngemittel: Stallmist, Hühnermist. Alles was im Garten wuchs, wurde zeitgemäß verwertet. Was nicht frisch verbraucht werden konnte, wurde verarbeitet (Tomaten zu Tomatenmark, Paprika, Gurken eingelegt, Kraut ebenso, Möhren, Petersilie u. a. eingekellert). Auf diese Art war auch die Winterzeit mit dem Bedarf an Gemüse gedeckt.

Heute können wir zu jeder Jahreszeit frisches Gemüse und Obst kaufen, aber was rät der Arzt, wenn man aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr weiß, was man essen soll: „Essen Sie das, was bei Ihnen wächst, und dann wann es wächst“, er wollte damit sagen, dass wir mit der Natur eins sind. Wir atmen dieselbe Luft, wie die Pflanzen und der Boden, wo wir leben, also sind wir aufeinander eingestimmt. Die Afrikaner und andere Völker dieser Erde essen Dinge, von welchen wir Europäer krank werden, sie leben aber mit denen und ihr Körper ist darauf eingestellt.

Der Gemüsegarten wie „In der alten Heimat“ gehört der Vergangenheit an. Glücklicherweise erleben wir ihn, wenn auch auf eine andere Art auch in der Gegenwart in unserem neuen Zu Hause. Fast alle unserer Landsleute, welche die Gelegenheit hatten und es wollten, haben auch hier einen Garten, ob es nun ein Schrebergarten, ein Garten neben dem Haus oder eine andere Art von Garten ist. Der Unterschied ist, dass er hier als Hobby oder Freizeitbeschäftigung dient. Man hört immer wieder „Es lohnt sich ja nicht, man kriegt doch alles“, für wen es sich doch lohnte, stellte schnell fest, dass das Gemüse aus dem eigenen Garten auch hier anders ist als das aus dem Supermarkt und außerdem entlastet es die Haushaltskasse beträchtlich.

Wie wird die Zukunft des Gemüsegartens aussehen? Irgendwann sind unsere Kinder und Enkelkinder dran. Werden sie bereit sein, ihn weiter anzubauen oder ist Garten für sie gleich Freizeit und Grillen.

Würde damit nicht ein Stück Lebensqualität verloren gehen? So merkwürdig es auch klingen mag.

Die wichtigsten Grundregeln für die Bearbeitung und Pflege des Gemüsegartens:

Grundregeln für Bodenbearbeitung

- Im Spätherbst umgraben, einschließlich kleinere Gehpfade, in grober Scholle liegen lassen
- Von Frühjahr bis Herbst: Spaten weg vom Gartenland
- Boden nur noch lockern (Hacke, Eisenrechen u.a.)
- Stets soviel Land vorbereiten, wie am selben Tag gesät oder bepflanzt wird
- Keine Verkrustung der Oberfläche dulden, Boden locker und luftdurchlässig halten, hacken ist wichtiger als gießen.

Grundregeln für richtiges Düngen

- Vorratsdünger (Stallmist, Kompost), nur während der Vegetationsruhe geben
- Düngung auf Bodenverhältnisse und Anbauplan abstimmen (Starkzehrer, Schwachzehrer)

- Während der Wachstumszeit am besten nach Regen oder bedecktem Himmel düngen

Grundregeln für richtiges Säen

- Saatgut beizen
- Dünn, immer dünner säen
- Nicht zu tief säen, das Saatkorn soll ca. um das doppelte bis dreifache seiner eigenen Größe mit Erde bedeckt sein
- Angesätes Land grundsätzlich nicht festklopfen, mit Ausnahme von Saatzwiebel, Rote Bete, Rasen
- Weder zu früh noch zu spät, sondern der Gemüseart, ihrer Sorte (Früh, Spät, Mittel) und der Wetterlage entsprechend

Grundregeln für richtiges Pflanzen

- Setzlinge vor Entnahme vom alten Standort gründlich wässern
- Pflanzung gegen Abend bei bedecktem Himmel und regnerischem Wetter vornehmen
- Pflanzlöcher rechtzeitig vorbereiten, Stützpfähle (Tomaten, Stangenbohnen) vor dem Setzen einschlagen
- Nicht zu tief, nicht zu hoch pflanzen
- Zu lange Pfahlwurzeln abkneifen, sanft und gründlich gießen.

Bericht von Adolf Schuster

Die Feldarbeit der Bauern in Pruden

Mathilde Mattes

1. Harte Arbeit – keine Freizeit

Die Arbeit des Bauern wurde schon immer vom Rhythmus der Jahreszeiten mit dem Erwachen, dem Blühen und dem Vergehen der Natur bestimmt, sie hing aber früher viel stärker als heute von den jeweiligen Witterungsverhältnissen ab. So war die Arbeit in der Landwirtschaft, die mit einfachen und primitiven Geräten betrieben wurde, ein ständiges Ringen mit der Natur, denn nur selten herrschte zur richtigen Zeit auch das richtige Wetter.

Da Maschinen und maschinelle Vorrichtungen fehlten, war bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts der bäuerliche Alltag hart und mit anstrengender und zeitraubender körperlicher Arbeit verbunden. Während der arbeitsreichen Monate Juni, Juli und August begann der Arbeitstag bereits vor fünf Uhr morgens und dauerte nicht selten 14 bis 16 Stunden. Es kam zu einer ersten Arbeitsanhäufung, da zu dieser Zeit mehrere Arbeiten, wie beispielsweise Hacken, Heumachen, Halmfruchternte/Scheunendrusch, Hanf- und Flachsernte, Spritzen im Weingarten, sowie Stoppelsturz zeitlich fast zusammen fielen. Der Herbst brachte dann eine zweite Arbeitsspitze, denn dann waren der Winterweizenanbau, die Kartoffel-, Rüben- und Maisernte sowie das herbstliche Tiefpflügen beinahe gleichzeitig zu erledigen. Hinzu kamen noch die Traubenernte und das Keltern der Weintrauben, das Eingraben der Rebstöcke. Da blieb nicht viel Freizeit. Wie eng bemessen diese auf den Bauernhöfen tatsächlich war, lässt sich am

Beispiel der Heuernte zeigen, wo das Mittagessen oft keine 10 Minuten dauern durfte und wenn ein Gewitter nahte, ließ man es gänzlich ausfallen.

Das bäuerliche Tagewerk war – je nach Jahreszeit – verschieden. Im Frühjahr, wenn die Tage länger wurden, begann auch beim Bauern eine verstärkte Tätigkeit. Morgens, oft schon vor Tagesanbruch, begann die Stallarbeit. Das Vieh wurde gefüttert, getränkt und gestriegelt, die Ställe ausgemistet und frisches Weizenstroh eingestreut. Die Kühe, meist von Frauen gemolken, wurden während des Sommers der Gemeindeherde zugeführt.

Je nach Jahreszeit wurde nach dem Frühstück der Wagen hergerichtet und mit Ackergeräten beladen, im Frühjahr zur Bodenbestellung und zur Aussaat, im Sommer zur Futter-, Heu-, und Getreideernte und im Herbst zum Einbringen von Kartoffeln, Rüben und Mais. War das Flurstück (*det Stack*) weit entfernt von der Gemeinde, blieb man über Mittag draußen, um Zeit und Weg zu sparen. Nun wurde bis zum Mittagsläuten gearbeitet. Dann bekamen die Arbeitstiere ihr Futter und die Menschen nahmen das Mittagessen ein. Dieses bestand meistens aus einem warmen Eintopf mit Gemüse, selten auch Fleisch. Dazu aß man Brot. Oft gab es Speck, Käse und Zwiebeln. Nach einer knappen Stunde Pause ging die Arbeit weiter.

Erst kurz vor Sonnenuntergang kam man heim. Jetzt musste zunächst das Vieh



Büffelkarren / Foto: Archiv Gundelsheim



Pferdetränke / Foto: Archiv Gundelsheim

versorgt sowie die Schweine und Hühner gefüttert werden. Oft war es auch noch notwendig, die Sense zu dengeln (dünnes Austreiben durch Hämmern auf einem kleinen Amboss), mundartlich *de Soans kloppen* und die Hacken zu schärfen.

Zum Abendessen kochte die Hausfrau gewöhnlich Maisbrei, der mit Schafskäse sowie süßer oder saurer Milch verzehrt wurde. Oft gab es auch eine Eierspeise mit gebratenem Fleisch und Wurst sowie Sauerkraut aus der „*Bid*“ (dem Faß).

Nach dem Abendessen saß man zur Sommerzeit oft auf der Bank neben dem Gassentor, genoss die warme Abendluft und plauderte mit den Nachbarn. Nach einem Kontrollgang durch Stall und Hof war es Zeit, schlafen zu gehen. Im Sommer war die Bettruhe jedoch nur kurz, denn sobald die Sonne aufging, begann der Tageslauf aufs Neue.

So etwas wie Urlaub gab es früher auf

keinem Bauernhof. Da alle Prudner auch über einen mehr oder weniger bedeutenden Viehbestand verfügten, war es praktisch nicht möglich, sich länger als ein paar Stunden vom Hof zu entfernen. Dass man auch an Sonn- und Feiertagen das Vieh füttern, die Kühe melken, den Stall ausmisten musste, wobei es sich durchweg um schwere und zeitraubende Handarbeit handelte, soll hier nur am Rande erwähnt werden



Georg Keul beim Ronebrunnen 1969



Die Kinder der Familie Höhr aus der BRD auf dem Büffelwagen, Georg Keul neben dem Wagen 1969



Transportmittel 1940

Die Frauen hatten es oft schwerer als die Männer. Aus heutiger Sicht muss man über die Vielfalt der früher von Frauen verrichteten Arbeiten staunen. An den meisten Feldarbeiten nahm die Frau an der Seite ihres Mannes teil. Zudem wurde sie auch im Stall gebraucht. Das Melken von Hand gehörte meist zu ihrem Tätigkeitsbereich. Auch die Schweine und das Geflügel wurden gewöhnlich von ihr gefüttert. War die Arbeit auf dem Feld und im Stall getan, wartete die Hausarbeit. Es musste gekocht, geputzt, gewaschen, gebügelt und Brot gebacken werden. Auch der hauseigene Gemüsegarten wollte in Schuss gehalten werden. Nicht selten hatte die Bäuerin auch eine beachtliche Kinderschar zu versorgen. Ebenso war häusliches Gewerbe wie Spinnen und Weben ausschließlich ihre Sache. Auf größeren Bauernhöfen mussten zusätzlich auch Tagelöhner und Dienstboten verköstigt werden. Freizeit gab es da für die Frauen nur selten. Selbst

eine Schwangerschaft war keine Schonzeit. Schön und zierlich brauchte eine Frau auf dem Lande nicht zu sein. Sie sollte arbeiten können.

Trotz aller Härte hatte das bäuerliche Leben jedoch in seiner Vielseitigkeit und der

engen Verbindung zur Natur seinen eigenen Reiz. Ältere Leute kommen beim Erzählen schnell ins Schwärmen von der vermeintlich so „guten alten Zeit“, als im überschaubaren Pruden die Welt noch in Ordnung war.

Um das Leben und die Arbeit von früher richtig einschätzen zu können, wollen wir die Prudner bei der Arbeit in Feld, Hof und Haus durch das Jahr begleiten.

2. Anbauen und Hacken

Das bereits im Herbst tief geackerte Feld wurde flach gepflügt und anschließend der Boden mit der Zinkenegge zerkrümelt, eingeebnet und aufgelockert. Dadurch wurde auch das frisch gekeimte Unkraut entfernt.

Bei günstigem Wetter setzte schon Mitte März, sobald die Frühjahrs Sonne den Boden genügend getrocknet hatte, die Frühjahrsbestellung der Felder ein.

Eine besondere Bedeutung kam dabei der Saatbeetbereitung zu. Zuerst wurden die im Herbst ausgerissenen und aus dem Vorjahr liegen gebliebenen „*Maissturze*“ (Stücke vom Maisstengel mit Wurzeln) an die Oberfläche gebracht und eingesammelt. Wichtig war ausreichend trockener Boden, um ein fein gekrümeltes Saatbett zu erhalten, andernfalls verschmierte der teils lehmige Boden, der auf den Hügeln der Prudner Gemarkung verbreitet ist. Dann bildeten sich dicke Erdklumpen in die das Saatgut nur schwer eingebracht werden konnte.

Im März konnte das Getreide, vor allem Gerste und Hafer ausgesät werden. Erst in der zweiten Aprilhälfte kamen Wicken, Rüben und Kartoffeln an die Reihe, als Letztes Mais und Hanf. Sie sind gegen Spätfröste äußerst empfindlich, so dass es der Bauer nicht wagte, sie vor Ende April auszusäen.

Bis 1930 wurde die Saat vorwiegend von Hand ausgestreut. Dies geschah wie folgt: Der Bauer nahm den Sack mit dem Saatgut um Hals und Schulter, griff mit der rechten Hand in den Sack, holte weit aus und streute die Körner bei jedem zweiten Schritt mit breitem Wurf auf den für die Saat vorbereiteten Boden. Anschließend fuhr der Bauer mit der umgekehrten Egge über das Saatbeet um die Körner mit Erde abzudecken. In den 30er Jahren kamen dann allmählich Sämaschinen auf. Unsere Großväter säten noch in den 40er Jahren mit der Hand.

Eine mühsame und zeitraubende Arbeit war das Hacken (*Drussen*), eine Arbeit, die bei günstiger Witterung schon Mitte Mai anfiel. Sie verlangte von den Bauern den ersten vollen Einsatz. Dazu mussten alle verfügbaren Kräfte, nicht selten auch Tagelöhner, eingesetzt werden. Mais und Kartoffeln wurden zweimal, Rüben sogar dreimal gehackt. Beim ersten Hacken säuberte man das Feld vom Unkraut und vereinzelt die Mais- und Rübenpflänzchen. Durch das Hacken wurde der Boden gelockert und die Verdunstung des Wassers verhindert. Das zweite Hacken, mundartlich „*Amzahn*“ (anhäufeln der Erde um die Pflanze) genannt, gab den zarten Pflanzen einen besseren Halt. Pflanzenschutzmittel waren in Pruden vor 1947 nicht bekannt.

Eine wesentliche Erleichterung brachte der Einsatz des dreischartigen Hackepflugs, der nur von einem Pferd gezogen wurde. Zwischen den Pflanzen ein und derselben Reihe musste jedoch von Hand gehackt werden. Hingegen machte das Anhäufeln der

Kartoffeln mit dem Häufelpflug ein zweites Hacken überflüssig. Auf dem Maisfeld, wo im Mischanbau auch Speisebohnen und Futterkürbisse ausgesät wurden, konnte der Häufelpflug wegen der letztgenannten Feldfrüchte nur bedingt eingesetzt werden. Zu groß wäre der angerichtete Schaden gewesen. Gewöhnlich im Juli wurden die Maispflanzen vereinzelt (*geloachert*), so dass nur die kräftigen Pflanzen stehen blieben, die schwächeren wurden abgehackt und dienten als Grünfutter für das Vieh.

Durch die sehr hügelige, an manchen Stellen recht steile Landschaft auf Prudner Hattert konnten nicht überall landwirtschaftliche Hilfsgeräte eingesetzt werden, so dass die Arbeiten nur von Hand ausgeführt werden mussten.

3. Heumachen

Zusätzlich zu den Feldarbeiten kam im Juni die Heuernte. Gras war das erste Erntegut, das ebenso wie der Klee gemäht, getrocknet und eingefahren werden musste, bis genügend Vorrat in der Scheune lag. Denn ohne Heu war in der Winterzeit die Viehhaltung nicht möglich. Gemäht wurde von Hand mit einer Sense, die aus einem langen, gebogenen Blatt und einem Stiel bestand.

Das war eine mühevolle, schweißtreibende Arbeit, bei der Muskelkraft, Zähigkeit und Ausdauer gefragt waren. Deshalb war das Mähen ausschließlich Männersache. Während der Grasmahd standen mein Großvater und seine erwachsenen Söhne schon um drei Uhr in der Früh auf und Feierabend wurde meistens nicht vor 10 Uhr abends gemacht. Bei klarem Mondschein mähten sie des Öfteren auch die Nacht über durch und schliefen bei Tagesanbruch auf den Wiesen. Manchmal wurden dafür auch Tagelöhner gehalten. Ein- bis zweimal am Tag musste das aus zähem Gerbstahl gefertigte Sensenblatt gedengelt (*geklappt*) und unzählige Male mit dem Handwetzstein geschärft (*gewazt*) werden.

Bei der Heuernte halfen auch oft größere Kinder mit. Zunächst wurde das Gras der „Mad“ mit einer dreizinkigen Heugabel gleichmäßig auf dem Boden verteilt, am zweiten Tag mehrmals gewendet und gegen Abend zum Schutz vor der Feuchtigkeit der Nacht zu kleinen Haufen (*Klonjen*) zusammengelegt. Am nächsten Morgen wurden die Haufen, sofern das Wetter mitmachte, wieder auseinander gezogen und über den Tag musste das Heu einige Male gewendet werden, damit die Sonne es durch und durch trocknen konnte. Dann wurde es mit dem hölzernen Heurechen in Schwaden zusammengereicht.

Wesentlich erleichtert wurde das Heumachen durch das Aufkommen von Grasmähern und mechanischen Heurechen. Allerdings kamen in Pruden diese mechanischen Hilfen erst Ende der 40er und Anfang der 50er Jahre zum Einsatz.

Eingefahren wurde das Heu mit dem großen Leiterwagen, wobei der längs gespannte Heubaum (*Wisebam*) sowie das Vorder- und Hinterseil die Ladung auf dem schwankenden, hoch aufgetürmten Heuwagen festhielten und somit das Verrutschen verhinderten.

Mitunter machte dem Bauern das Wetter einen Strich durch die Rechnung. Einige Tage Regen erschwerten nicht nur die Heuarbeiten, sie beeinträchtigten auch die Qualität dieses wichtigen Futtermittels. Das Heu wurde schwarz, faulte und war für die Nahrung der Tiere nicht mehr zu gebrauchen. Ideal für das Heumachen sind heiße, trockene Tage.

Bei günstiger Witterung konnte man auch mit einem zweiten Schnitt, dem „Gummet“ (*Greu-met*), rechnen. Dies ist meist nährstoffreicher als das Heu.

Zum Trocknen von Klee und Luzerne wurde der Dreibockreuter verwendet. Er bestand aus drei an der Spitze zusammenlaufenden Stangen, die im unteren Drittel durch Querstangen verbunden waren. Nach kurzer Vortrocknung am Boden wurden Klee und Luzerne mit der Gabel auf den Bock geschichtet. Dort trockneten sie auch bei ungünstiger Witterung schneller und verloren weniger Nährstoffe. Erst beim zweiten Schnitt wurde dann das Erntegut eingefahren. Mathilde Mattes (geb. Paul)

Anmerkung der Redaktion: Frau Mathilde Mattes war längere Zeit in Pruden als Landwirtschaftsmeisterin tätig, † 2008 in Nürnberg.

All diese Arbeiten unserer Eltern und Großeltern zeigt uns, dass man schon eine Menge tun mußte, bis man im Winter eine volle Kornkammer hatte und einen guten Wein trinken konnte. Und auch dies konnte nur dann geschehen, wenn unser Herrgott dafür sorgte, dass die Ernte nicht durch Schädlinge, durch zu großen Frost oder durch Unwetter teilweise oder ganz zerstört wurde. Dies galt natürlich auch für alle anderen landwirtschaftlichen Produkte.

.Das Bibelwort „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein tägliches Brot verdienen...“ bewahrheitet sich jahraus jahrein auf dem Lande.

Die Viehzucht

Die Viehzucht des Dorfes war bis in die vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts hauptsächlich ausgerichtet auf Zug- und Arbeitstiere, da man diese dringend für all die schweren Arbeiten in der Landwirtschaft benötigte. Als Zugtiere galten zunächst hauptsächlich die starken Ochsen und natürlich die Pferde. Es gab kaum Arbeiten, wo sie nicht eingesetzt wurden. Außerdem bemühte man sich sehr um Milchtiere, hauptsächlich Kühe, aber auch Ziegen und Schafe. Was die Stallform angeht, so waren in Pruden getrennte Pferde- und Kuhställe unter einem Dach, manchmal davon völlig getrennte Schweineställe mit Ferkelställen üblich.

Als häufigste Futtermittel für Zug-, Milch- und Masttiere verwendete man Heu, Grummet, frisches Gras auf der Weide, bei Pferden auch Hafer, bei Schweinen Mais, Kartoffeln, Futterrüben, Magermilch . . . Häute von Pferden, Kühen, Schafen wurden von Gerbern und Riemenmachern (die jedoch nicht im Dorf wohnten) zu Leder für Schuhzeug und zu Schafspelzen, zu Pferdegeschirr oder zu Ledergürtel verarbeitet. Gemolken wurde in einen Melkeimer . . . Quark wird erzeugt, indem man Milch in irdenen Töpfen gerinnen läßt und in Käsetüchern zum Abrinnen aufhängt. Milch, Quark, Käse, Butter und Magermilch wurden hauptsächlich im eigenen Haushalt verwertet.

Jauche und Mist wurden meistens direkt im Hof vor dem Stall gesammelt und im Winter als Düngemittel auf die Felder gefahren. Organischen oder Kunstdünger benutzte man eigentlich praktisch erst nach 1945 bzw. ab den 50er Jahren.



Die Herde kommt nach Hause / 1969

Wie auch in anderen Orten gab es in Pruden auch einen Dorfschinder - meist ein Zi-geuner. Seine Aufgabe war u. a. das Einsammeln und Weg-führen des verendeten Viehs, Geflügels oder unbequemer, junger oder streunender Hun-de.

Weidetrieb

Die gemeinsamen Hutwei-den der verschiedenen Prudner Viehherden befanden sich in Richtung Zendersch. Auf die Weide wurden vor dem Krieg getrieben: Pferde und Fohlen, Kühe, Büffel, Schweine, Schafe, Ziegen, Gänse. Als Prudner Vieh wurde besonders das Großvieh mit einem Brandzeichen kenntlich gemacht. Der Gemeindegirte holte das Vieh in der Früh ab und am Abend die ganze Herde - rund 100 Kühe - wieder heim. Jede Kuh fand im Prinzip ih-ren Stall selber. Als Hirten dinge der Gemeindeausschuß meistens Rumänen, manch-mal ortsfremde. Ausgerüstet waren die Hirten mit einem Hirtenstock - meistens selber geschnitzt und verziert – und Knallpeitsche und wurden von Hunden begleitet. Im Frühjahr, so Mitte Mai, kamen die Kühe hinaus auf die Weide und blieben bis zum Spät-herbst draußen - sofern dort ein Stall war.

Veterinärwesen

Die häufigsten Krankheiten der Haustiere - z. B. Maul- und Klauenseuche, Schafkrät-ze, Kolik der Pferde, Geflügelcholera, Rotlauf am Euter, Blähungen - waren lange Zeit hindurch eine riesige Plage für die Bauern. Nicht selten gingen zahlreiche Tiere ein und



Die Hutweide / Mai 2008

bedeuteten für den Einzelnen und für die gesamte Gemeinde schwere Verluste. Irgend-welche Versicherungen dagegen gab es nicht und genau so, wie mit der möglichen Zer-störung der Ernte durch Unwetter (Hagel, Hochwasser) oder Frost, mußte der Land-wirt große Risiken in Kauf nehmen. Üblicherweise gab es auch in Pruden immer wie-

der Landwirte, die traditionell von ihren Vorfahren bestimmte Methoden und Praktiken für die Heilung mancher Krankheiten mitbekommen hatten und diese praktizierten. Veterinärärzte und Veterinärtechniker gab es in Pruden nicht.

Schafzucht - Domäne unserer rumänischen Nachbarn

Die rumänischen Hirten waren große Meister in der Herstellung erlesener Köstlichkeiten aus Schafmilch. Jeder, der einmal erlebt hat, wie und was diese einfachen Menschen unter primitivsten Bedingungen aus der Milch im wahrsten Sinne des Wortes hervorzaubern, bleibt beeindruckt. Der Umgang mit den Schafen und die Herstellung von Käsespezialitäten und sonstigen Schafmilchprodukten war im wahrsten Sinne des Wortes eine Art Wissenschaft für sich, die wir Sachsen nie gekannt haben, die jedoch die Rumänen perfekt beherrschten.



Schafherde Mai 2009

Geflügelzucht

Natürlich wurde in Pruden auch Geflügel gezüchtet: Hühner, Enten, Gänse, hie und da auch Truthühner hielt man wegen der Eier und wegen des Geflügelfleisches, aber auch der Federn (Dauenfedern) wegen. Als Geflügelfutter dienten Bruchkörner, Abfälle aus dem Wirtschaftshof, Mais und manchmal auch Grünfutter. Eier waren und sind auch heute noch in Siebenbürgen ein sehr wichtiges und meist gar nicht billiges Nahrungsmittel. Legebatterien und Massentierhaltung war unbekannt und somit gab es im Winter, da die Hühner das



Glückliche Gänse im Bach vor dem Tatter Haus 1977

Eierlegen fast ganz einstellen, hohe Preise für Eier. Das Geflügel nächtigt auf eigens dazu angebrachten Sitzstangen im Hühnerhaus oder in einer Ecke des Viehstalls. Manche Bauern hielten auch Tauben, nach dem Krieg mehr als früher (wie auch Kaninchen). Die Taubenhäuser waren meist in Holzkästen unter einem Dachvorsprung oder in Taubenschlägen auf Stall- oder Schuppenböden zu finden. Aufwendig aber auch recht anschaulich auch für Kinder war die Geflügelzucht: man bekam als Bewohner eines Bauernhauses jedes Jahr genau mit, wie Eier ausgebrütet (bei einer Henne 3 (?) Wochen Brutzeit) wurden, wie sich die kleinen Küken und ihre Mutter während der ersten Minuten, Stunden, Tage und Wochen verhalten und entwickeln, wie die Kleinen behütet werden, wie sie wachsen . . .

Imkerei und Jagd

In Pruden gab es wie in anderen Dörfern immer auch eine Reihe von Bauern, die Imkerei als eine Art Nebenerwerbsbetrieb führten. Die Bienenzucht ist insgesamt gesehen, eine relativ aufwendige Tätigkeit, die nicht nur viel Wissen, Geschicklichkeit und Können, sondern auch ein Herz für Bienen und ihre Welt vom Imker abverlangt. Ursprünglich wurden Bienenvölker auch in Pruden in lehmbeschmierten, kegelförmigen Weidenkörben gehalten, zwischen den beiden Weltkriegen und besonders nachher kamen speziell vom Tischler hergestellte hölzerne Bienenkästen mit vorgefertigten rechteckigen Waben. Es wurden dafür spezielle Bienenhäuser gebaut. Die Imkerei lieferte nicht nur Honig, sondern auch Wachs und Kittharz. Vor dem Krieg beschäftigten sich mit Imkerei: Pfarrer Depner, Pfarrer Lingner, Franz Tatter, Hans Keul, Albert Keul und Waedt. Nach dem Krieg: Pfarrer Lingner, Franz Tatter, Albert Keul und Waedt.

Fischerei und Jagd spielte in Pruden gewerblich keine Rolle. Gefischt wurde in der Kokel, von verschiedenen Leuten. Treibjagden wurden auch abgehalten, es kamen meistens Jäger aus den Städten. Der ehemalige Ministerpräsident von Rumänien Joan Gheorghe Maurer war des öfteren auf der Jagd in Prudner Wäldern. Gejagt wurden Hirsche, Wildschweine und Hasen.

Waldwirtschaft



Katharina Leutner

Mit dem Holzfällen beschäftigten sich von altersher alle Bauern, jeder musste seinen Holzbedarf selber fällen und nach Hause fahren. In Pruden gab es seit Menschengedenken auch Förster und Waldheger - kein Wunder - bei dem ursprünglich sehr ausgedehnten Waldbesitz der Prudner.

Handwerk - Gewerbe - Handel

Im Wirtschaftsleben der Gemeinde Pruden spielte das Handwerk und das Gewerbe nur eine zweitrangige Rolle. Der Wirtschaftsbereich Nr. 1 war eindeutig die Landwirtschaft. Pruden war nie Marktflöcken oder Stuhlsitz, Pruden war eine kleine Gemeinde im Kokelgebiet. Was das Handwerk anbelangt, so gab es bis zum Zweiten Weltkrieg hauptsächlich und ausschließlich Bauernhandwerksarten. Dazu gehörten: Schmied, Zimmermann, Wagner, Böttcher, Maurer und Tischler.

Als neue Handwerke wurden nach dem Zweiten Weltkrieg u.a. eingeführt: Elektriker, Schlosser (Reparaturwerkstätten bei der Maschinen- und Traktorenstation). Verschiedene Tätigkeiten führten auch auswärtige Handwerker aus: Dachdecker, Maurer, Zimmermaler, Bretter-, Kalk- oder Wagenschmierlieferanten. Bodenständiges Kunsthandwerk bzw. Kunstgewerbe war in Pruden, abgesehen von der Herstellung von Textilien und entsprechenden Trachtenstücken, wohl kaum verbreitet.

Hauswebetextilien: Flachs und Hanf

Angebaut und verarbeitet wurden in Pruden von altersher Flachs und Hanf. Diese Tex-

tilfpflanzen wurden nach der Ernte zum Rösten in Altwässer des Baches und der Kokel eingelegt. Nach rund einer Woche wurde der Hanf und der Flachs ausgewaschen, getrocknet, gehackt, gebrochen, gehechelt und gegrebelt. Die Abfälle verbrannte man.

Das Spinnen



Hanfernte / Foto: Archiv Gundelsheim

Als Spinnrocken verwendete man in Pruden meistens Sitzrocken, die rumänischen Frauen oft Hüftrocken. Als altes wichtiges Werkzeug war der Rocken meistens reich verziert mit geschnitzten und manchmal auch mit bemalten Ornamenten. Zwar wurden nach 1900 auch hie und da Spinnräder eingeführt, aber Spinnrocken und Spindel konnten nicht verdrängt werden.

Das Weben

Der Webstuhl fehlte im Prinzip vor 1945 aus keiner Bauernwirtschaft. Um zu weben, mussten vorerst einige Arbeiten zum Anrichten des Webstuhls geleistet werden wie



Hanfbearbeitung / Foto: Archiv Gundelsheim

Haspeln, Garn waschen, Spulen, Werfen u.a. Gewebt wurden z. B. Tischdecken, Bettdecken, Polsterüberzüge, Vorhänge, Handtücher und natürlich Bettlaken, Stoffe für Hemden oder Kittel und Material für die Säcke.

Handel und Geldwesen

Kauf und Verkauf von Produkten spielte sich hauptsächlich in der nahegelegenen Stadt ab. In Elisabethstadt und in Schäßburger Geschäften kauften die Bauern hauptsächlich Handwerks- und später auch Industrieerzeugnisse, auf dem Wochenmarkt verkauften sie eventuell Gemüse (meist nach dem Krieg) oder auf dem Viehmarkt (z. B. auf dem Sommerjahrmarkt). In Pruden selber entstand im Laufe der Zeit ein Dorfladen mit verschiedenen Kolonialwaren, auch ein Wirtshaus, das von vielen Leuten benutzt wurde.

Verkehrswesen

Zu den umliegenden Ortschaften gab es unterschiedlich gute Verkehrsverbindungen. Die am besten ausgebauten Straßenverbindungen waren diejenigen, die das Dorf mit Halvelagen, Zendersch und Groß-Alisch verband. Diese Straßen waren 3 bis 5 m breit, auf beiden Seiten mit Abflußgräben versehen, waren geschottert und markiert mit Kilometersteinen.



*Letzter Kilometerstein
auf Prudner Hattert*

Die verkehrsmäßig schlechteste Verbindung gab es zu der Ortschaft Hundorf. Zu diesem Ort führte nur ein einfacher Feldweg. Die Nachbarorte besuchte man nicht so oft, wie die nahegelegenen Städte. Im Sommer machte man sich ab und zu mal auf den Weg nach Lasseln, Groß-Alisch, Hundorf, Halvelagen und Zendersch. Als Reisemittel benützte man vor 1945 hauptsächlich den Pferdewagen oder große Schlitten, erst nach dem Krieg Fahrräder, vereinzelt Mopeds, Motorräder (ab 1960 herum), PKW, Automobile (ab Mitte der 60er Jahre).

Die dörfliche Lebensordnung Annemarie Schenk

Die folgenden Ausführungen orientieren sich eng an dem entsprechenden Text aus Annemarie Schenk: „Deutsche in Siebenbürgen – Ihre Geschichte und Kultur“ C.H. Beck München 1992, S.140ff

Bauernwirtschaften, Familie und Partnerwahl

Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs wurden die sächsischen Bauernwirtschaften vorwiegend von den eigenen Familienangehörigen betrieben. Der Wirtschaftsbetrieb bestimmte das gesamte Arbeits- und Familienleben in all seinen Äußerungen. Die Familienmitglieder standen unter der Autorität des Hausvaters der ältesten Generation. Nach diesem patriarchalischen System war neben der Wirtschaftsführung auch die Struktur der Familie mit ihrer Verteilung der Rollen, der Kindererziehung, den Heiratsvorschriften, der Versorgung der Alten geordnet.

Grundsätzlich war das sächsische Haus auch in Prudenz von einer gemeinsam wirtschaftenden Haushaltsfamilie bewohnt, die sich meistens aus drei Generationen zusammensetzte: zwei Generationen, die in den Betrieb besorgten, während die dritte heranwuchs. Die Nachfolge, die in alter Zeit der jüngste Sohn angetreten hatte – so lautete die Vorschrift im Eigen-Landrecht der Sachsen – wurde in späteren Jahren durch den Vater geregelt. In seinem Ermessen stand es, wen er im Haus behalten wollte. Häufig war es der älteste Sohn, der mit Frau und Kindern auf dem Hof bei den Alten

blieb, um den bäuerlichen Betrieb in einem allmählichen Generationswechsel ohne Störungen weiterzuführen. Hatte der älteste Sohn noch unverheiratete Geschwister, so lebten diese so lange im gemeinsamen Haushalt, bis auch sie eine Ehe schlossen und damit aus der Familie ausschieden.

Alle Personen, die im Haus lebten, halfen bei der Arbeit in der eigenen Wirtschaft. So orientierte sich das Leben der Familienmitglieder, selbst der Kinder, an den Bedürfnissen der Familienwirtschaft. Es wurde danach getrachtet, nicht nur das Lebensnotwendige zu erwirtschaften, sondern auch der Besitz an Land sollte vermehrt werden. Dabei ging es um die Verbreiterung der eigenen ökonomischen Basis und natürlich auch um die Erhaltung der Lebensgrundlage der nächsten Generation.

An der Haushaltsführung wird sehr gut sichtbar, wie das ganze Leben im sächsischen Bauernhaus auf den Erwerb von Grund und Boden konzentriert war. Von Festen abgesehen wurde in den meisten Haushalten nur sparsam gegessen. Vor dem Aufbruch zur Feldarbeit gab es in der Regel einen Gemüseeintopf, sehr oft fleischlos. Mittags bereitete man in den bäuerlichen Familien keine richtige Mahlzeit zu, sondern begnügte sich mit Brot und Speck oder Käse, es sei denn es wurde für die auf dem Felde Arbeitenden, eine kräftige Suppe gekocht, die dann um die Mittagszeit oft von größeren Kindern auf das Feld gebracht wurde. Zum Abendessen kochte die Hausfrau häufig Maisbrei, der gestürzt mit süßer und saurer Milch oder Schafskäse verzehrt wurde.

Besitz und wirtschaftliches Handeln bestimmte weitgehend das Denken und Verhalten der Sachsen im Dorf. Da man vom Landbesitz abhängig war, wirkte sich dies auch auf die familiären Bindungen aus. Es war keineswegs gleich, mit wem man in Beziehung trat. Besonders deutlich kann dies am Heiratsverhalten der gut situierten Sachsen beobachtet werden. Die „richtige“ Verbindung bedeutete doch einen Zuwachs an Grundbesitz und Ansehen. Ledig blieb grundsätzlich so gut wie niemand. Erst mit der Verehelichung galt man als ein vollberechtigtes Gemeindemitglied. Da bei der Heirat die Vermögenslage eine so entscheidende Rolle spielte, achteten Eltern und Großeltern streng auf die jungen Leute, um vor Überraschungen sicher zu sein. Ihre Kontrolle erstreckte sich bis in den Tanzsaal und die Spinnstube, die reihum in den Häusern der Nachbarschaft für Frauen und Mädchen getrennt abgehalten wurde. Zum Tanz am Sonntag nachmittag hatten überhaupt nur diejenigen Zutritt, die am Morgen in die Kirche gegangen waren.

Nach Abwägung ihrer jeweiligen finanziellen Lage kamen zwei Väter überein, ihre Kinder eine Ehe schließen zu lassen. Praktisch wurde eine Art Vertrag zwischen zwei bestehenden Altfamilien geschlossen, wobei darin die existenztragenden Eigentumsverhältnisse im Hinblick auf die Nachfolge geordnet wurden. Nach der Zuneigung der beiden Kinder wurde bei wohlhabenden Bauern nur selten gefragt. Es wäre jedoch falsch, zu glauben, dass diese Zuneigung in allen Fällen fehlte. Oft hieß es, Kind, die Liebe kommt schon mit der Zeit. Die armen Leute waren bei der Wahl ihrer Ehepartner freier, weil es kein Vermögen gab, das zu Rücksichten zwang. Die ihnen vorgegebenen Heiratskreise konnten sie allerdings kaum verlassen, denn unter den Bessergestellten fand sich schwerlich eine Partie für sie. Sobald sich die Jungen der Entscheidung der Eltern widersetzen, so übten diese Druck aus und machten sich ihre Kinder gefügig, indem sie drohten, sie aus der Familie und vom Erbe auszuschließen.

Aber meist gehorchten die Jungen und fügten sich den strengen Gesetzen des Dorfes. So heirateten die wohlhabenden Familien untereinander, was manchmal bis hin zu Verwandtenehe gehen konnte. Was tut man nicht alles des «Grundes» wegen? Auch die einfacheren Bauern achteten darauf, dass ihre Kinder Ehegefährten aus gleichgestelltem Haus nahmen. Da im Dorf der größte Teil der Bauern zur mittleren Schicht gehörten, gab es somit auch mehrere passende Heiratsverbindungen, so dass sich innerhalb des Systems die Partnerwahl hier relativ frei entfalten konnte. Man mag diese Verhältnisse aus heutiger Sicht kritisch einschätzen, aber dieses recht feste, strenge gesellschaftliche Gefüge war auch ein Garant für die Existenz, für den Bestand, für die Kontinuität geschlossener siebenbürgisch-sächsischer Dorfstrukturen.

Der Heiratskreis der sächsischen Bauern beschränkte sich im Prinzip auf das eigene Dorf. In der Regel folgte man dem Sprichwort, dass man nicht «über Hattert», d. h. nicht über die Grenzen der Gemarkung hinaus heiraten soll. Wenn einmal die Wahl auf einen Partner aus der Umgebung fiel - was selten war -, wurde diese Entscheidung im Dorf ungerne akzeptiert. Die Fremden wurden auch als ein unwägbares Element im dörflichen Leben abgelehnt. Aber auch schon deshalb war die Beschränkung auf den überschaubaren Heiratskreis im eigenen Dorf für die Bauern gegeben, weil sie ihren Grund im Dorf zwar hätten verkaufen können, aber kaum die Aussicht bestand, sich für den Erlös in der Gemeinde des zukünftigen Ehepartners leicht anzukaufen.

Schließlich spielte sich die Partnerwahl auch fast ausschließlich innerhalb der eigenen ethnischen Gruppe ab. Es gab zwar Mischehen - eine über fünfzehn Jahre geführte Statistik aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für die 227 von Sachsen bewohnten Landgemeinden weist jährlich rund fünfundzwanzig gemischte Ehen auf - aber wie auch diese Zahl zeigt, blieben sie eine seltene Erscheinung. Im übrigen lehnten die mit den Sachsen in den Dörfern zusammenwohnenden Rumänen ebenso Mischehen ab. Wer diese Verhaltensregel durchbrach, hatte in beiden Gruppen mit Schwierigkeiten zu rechnen. Entgegen manchen Ansichten galt den Sachsen eine einmal vollzogene Ehe nicht als unauflöslich. Die in früheren Zeiten sehr strengen Scheidungsbestimmungen lockerten sich mit der Zeit, es kam öfter zu Ehescheidungen, und es ist erstaunlich, dass die Trennung der ehelichen Verbindung von der sächsischen Gesellschaft als selbstverständlich toleriert wurde. Ebenso bildete eine zweite Verheiratung nach der Auflösung der ersten Ehe keine Ausnahme.

Der Sohn, der den väterlichen Hof übernahm, hatte für die Eltern zu sorgen, wenn sie alt geworden waren. Wenn die Geschwister mit ihrer Heirat das Haus verließen, übergab ihnen der Vater jeweils ein Stück Feld, Wiese und Weingarten, einem jeden in gleicher Größe. Bei der Aufteilung des Grundes an die Kinder behielten die Alten für sich Land zurück, hatten zum Teil auch noch etwas Vieh. Der Vater überließ den Kindern den Boden im Vorgriff auf ihr Erbe. Sie verfügten zwar damit weder über ihr gesamtes Erbteil, noch war das Land schon ihr Eigentum. Aber durch diese Regelung hatten die Kinder schon zu Lebzeiten der Eltern ihre Existenzgrundlage. Die materielle Fürsorge für die Alten war aber nicht allein Sache desjenigen Kindes, das bei den Eltern geblieben war und mit ihnen eine gemeinsame Wirtschaft führte und sie bei Gebrechlichkeit betreute. Alle Geschwister hatten den Eltern Naturalien zu ihrem Unterhalt zu geben. Bei mittleren Bauern zum Beispiel belief sich der den Eltern

zustehende Anteil in etwa auf einen Sack Weizen, zwei Säcke Mais, Kartoffeln, Fleisch. Beim Dreschen und Schlachten brachten die Kinder dem Vater einen bestimmten Teil. Geld hatten sie zwar nicht zu geben, sie mussten aber schon die anfallenden Steuern für den ihnen überlassenen Grund entrichten. Die Abmachung, wieviel die Kinder dem Vater schuldig waren, wurde mündlich getroffen. Notarielle Verträge, die die Übergabe des Besitzes regelten, waren auch im 20. Jahrhundert nicht häufig. Der Vater war immer noch der Besitzer von Haus und Feld und brauchte sich nicht um die strenge Einhaltung der mündlichen Vereinbarung, in der er sich mit den Kindern über seinen Unterhalt geeinigt hatte, zu sorgen. Was der Vater von den Kindern an Naturalien verlangte, entsprach weniger seinen persönlichen Wünschen, sondern er hatte der Dorfnorm zu folgen, die die Mengen ungefähr vorgab, die den Alten zur Versorgung zustanden.

Nach dem Tod der Eltern traten die Kinder ihr volles Erbe an. Männer und Frauen erben gleichberechtigt, ein großer Fortschritt im Vergleich zu anderen Kulturen. Das Kind, das nach dem Willen der Eltern im Haus geblieben war, sie versorgt und beerdigt hatte, erhielt das Anwesen. Da es aber auch seinen Anteil am Grundbesitz erbt, musste es die Geschwister entschädigen, indem es ihnen die «Hofschuld» auszahlte. Zur Erbmasse gehörte auch das Inventar des Hofes. Die Konfliktsituation, in die das bäuerliche Familiensystem bei der Vererbungsregelung gestellt ist, nämlich das Familien Eigentum zu bewahren und dementsprechend nur einem Erben den Hof und das Feld ungeteilt zu übergeben, während die Geschwister eine verhältnismäßig geringe Abfindung erhalten, hatten die Sachsen zugunsten der Realteilung gelöst, bei der jedes Kind seinen Anteil erhält. Diese gerechtere Regelung führte aber auch zur Zerstückelung des ländlichen Grundbesitzes, als das Ackerland der Gemeinden gänzlich an die Bauern verteilt und zu Privateigentum geworden war. Dies führte insbesondere bei den begüterten Landwirten zu einer gewissen Tendenz zur Einkindehe mit entsprechenden negativen Folgen. Meistens jedoch lief es anders. Manche Bauernwirtschaft hatte nicht mehr den Boden, um die Familie ernähren zu können. Mit Arbeiten im Tagelohn mussten sich diese Kleinbetriebe mühsam über Wasser halten. Andere Kleinbauern suchten ihr Heil in der Auswanderung, als in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts Siebenbürgen von einer schweren Wirtschaftskrise getroffen wurde, die die Lage noch verschlimmerte. In jenen Jahren nahm die Auswanderung solche Formen an, dass in einigen Dörfern mehr als zehn Prozent der sächsischen Bevölkerung vorübergehend oder auf Dauer in den Vereinigten Staaten von Amerika lebte.

Das Wohnen im sächsischen Bauernhaus

In seiner traditionellen Form weist das sächsische Bauernhaus einen zwei- oder dreiräumigen Grundriss auf. Einige Stufen führen vom Hof aus direkt über einen eingebauten Aufgang in das Innere des Hauses, häufig auch zuerst in die «Laube», einen überdachten Vorraum, der zu einem längeren Laubengang erweitert sein kann. Man betritt den «Haus» genannten Herdraum, von dem aus die vordere, an der Straßenfront gelegene Stube und gegebenenfalls auch der hintere Raum betreten wird. Ursprünglich war der Herdraum fensterlos, wurde später aber neben der Eingangstür mit Fenstern versehen. Der ehemals offene Rauchfang im «Haus» wurde im Laufe der Zeit durch einen gemauerten Herd ersetzt und in den Raum eine Decke eingezogen. In den zwanziger Jah-

ren des 20. Jh. gab es noch einige wenige sächsische Bauernhäuser, in denen der Rauch frei in den Dachraum stieg. Mit dem Einbau des Herdes war das «Haus» rauchfrei geworden, und nun konnte auch der Koch- und Wirtschaftsraum dem Wohnen und Schlafen dienen. Aus der vorderen Stube, die mit dem Stubenofen eine eigene Feuerstelle hatte, verlagerte sich das Leben in die rückwärtigen Räume; aus dem vorderen Zimmer

wurde die «gute Stube», die nur zu festlichen Anlässen genutzt wurde.



Ully Klein im Gästezimmer von Frau Botschner

waren es Truhenbänke, deren Sitzflächen aufgeklappt werden konnten und als Behältnis für Wäsche und Textilien dienten. Diagonal zur Tischecke hatte die Ofenecke ihren Platz, während in der vorderen, dem Tisch gegenüberliegenden Ecke das «hohe Bett» als Paradestück stand, vor das einem alten Einrichtungsprinzip entsprechend eine Sitztruhe oder eine Lehnbank gerückt war. An das hohe Bett schloß sich ein einfaches, oft ausziehbares Bett oder eine große Kleidertruhe an. In der rückwärtigen vierten Ecke stand in wohlhabenden Häusern die auch «Schüsselkorb» genannte Anrichte, in der das

Geschirr verwahrt wurde. Die verbleibenden Stellflächen nahmen weitere Truhen ein. Vervollständigt wurde die Einrichtung der sächsischen Bauernstube durch die schon erwähnten Teller- und Krugrahmen, die unterhalb der Decke an den Wänden entlang hingen. Anfangs hatten diese Abstell- und Anhängereiter rein praktische Zwecke, mit der Zeit wurden sie mit ihrem Keramikschmuck zu einem Dekorationselement. Zwischen den Fenstern der Giebelfront, auch im Winkel oberhalb des Tisches oder über dem Bett befand sich eine Wandnische, die durch eine vorgesetzte Tür verschlossen war. Sie wird Almerei genannt und war ein unverzichtbarer Schmuck der traditionellen sächsischen Bauernstube.



Vitrine von Sara Geddert / 1900

Der Herdraum, wo sich der Alltag besonders ab-



Wandschmuck der Familie Friedrich Menning / 2008

spielte, wies als der vorrangig der häuslichen Wirtschaft dienende Raum nur wenige Einrichtungsstücke auf. Er enthielt den gemauerten Herd, der zum Teil mit dem Backofen verbunden war, wenn man diesen nicht schon in den Schuppen oder ein Nebengebäude verlegt hatte.

Neben der Tür oder der Kochstelle benachbart fand die Wasserbank mit den Wassergefäßen ihren Platz. In einer Ecke stand der Tisch, von Bänken oder auch Truhen als Sitzgelegenheiten umgeben. Den Vorrat an Mehl bewahrte die Hausfrau in einer großen Truhe auf. Tellerrahmen oder ein Küchenkasten für das Geschirr vervollständigten die Einrichtung. Die hintere Stube war ähnlich wie die gute Stube ausgestattet, nur einfacher und natürlich fehlte das hohe Bett.

Die gute Stube, die zwar mit einem Stubenofen ausgestattet worden war, wurde dennoch fast nie beheizt. Im Paradezimmer bewahrte man die Fellkleidung und die festlichen Kleidungsstücke, etwa Trachtenteile auf. Diese aufwendigen Kleidungsstücke mussten vor Mottenfraß geschützt werden. Im Winter waren die Trachtenstücke so aus-



Küche der Familie Johann Keul / 1950



Küche von Frau Regina Botschner / 1984

gekühlt, dass sie schon am Samstag abend aus der Stube geholt und während der Nacht in einen warmen Raum gebracht werden mussten, wenn sie sonntags zum Kirchgang getragen werden sollten. Das hohe Bett, das Prunkstück der sächsischen Bauernstube, wurde kaum je als Schlafstätte benutzt. Es war vielmehr ein Repräsentationsstück, das vom Wohlstand des Hauses, aber auch vom Fleiß der Bäuerin Zeugnis ablegte, denn sie stellte seine Ausstattung selbst her. Ein Strohsack bildete die Unterlage auf dem Bett. Sein von der Stube her sichtbares Ende war mit einer gestickten oder durch Webmuster verzierten Kappe versehen. Über das Bett breitete sie eine reich verzierte Bettdecke aus. Auf diesen Aufbau kamen als Abschluss aufwendig gestickte Zierkissen.



Das hohe Bett der Familie Johann Keul

Ihren Besitz verwahrten die sächsischen Bauernfamilien in Truhen, von denen sie meist mehrere in verschiedenem Format besaßen. Anschließend an das hohe Bett stand gewöhnlich die Kleidertruhe mit den guten Kleidungsstücken. Zur Ausstattung, die gut versorgt werden musste, gehörten neben der Kleidung die verschiedenen Haustextilien wie Leintücher, Bezüge, Tisch- und Handtücher, aber auch die Ballen Vorrat an noch unverarbeiteten Hauswebeteilen. In keinem sächsischen Bauernhaus fehlte der Webstuhl. Alle Arbeiten bei der Textilherstellung vom Anbau der Textilpflanzen über die Gewinnung der Fasern bis hin zum Spinnen und Weben hatten die Frauen in ihrer Hauswirtschaft zu leisten. Es gab wohl kaum Frauen, die sich nicht auf sie verstanden. Schon die Mädchen erlernten die verschiedenen Arbeitstechniken bei ihren Müttern und Großmüttern. Anfang November, häufig am Martinstag, begannen die Frauen mit der Spinnarbeit, die bis zum Lichtmeßtag am 2. Februar abgeschlossen sein musste, wollten sie nicht als nachlässig gelten. In dieser Zeit verarbeiteten sie ungefähr das an Hanf, was sie angebaut hatten. Von Februar bis Ende März, bis die Feldarbeit begann, saßen die Frauen von morgens bis abends am Webstuhl und legten kaum eine Pause ein, bis ihr Vorrat an versponnenem Hanf verwebt war.



Spinnrad von Elisabeth Geddert

Die beschriebene Raumgestaltung und die Inneneinrichtung der Stube war für große Teile Siebenbürgens noch um die Jahrhundertwende 1900 gültig. Aber in Südsiebenbürgen begann damals die städtische Möbelmode, das bemalte bäuerliche Mobiliar zu verdrängen. Mit den neuen Möbeln änderte sich die alte Raumordnung. Die Truhen wurden allmählich ersetzt, als die neomodische Kommode und der Kleiderschrank Einzug in das sächsische Bauernhaus hielten. Dabei übernahm man das städtische System der Wohnraumdifferenzierung, das den Wohnraum vom Schlafräum trennt, nicht. Schlaf- und Wohnbereich blieben im sächsischen Bauernhaus ungeschieden. Die Verdrängung der bäuerlichen Wohnausstattung durch städtisches Mobiliar vollzog sich aber in einem langandauernden Prozeß und war vielerorts bis in die jüngste Gegenwart nicht abgeschlossen. Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass sich viele Zeugnisse für den schönen alten Hausrat in den sächsischen Dörfern, so auch in Pruden, erhalten hatten.

Das Wohnhaus war im Alltag wie auch zu besonderen Anlässen der Mittelpunkt im Familienleben der Sachsen, das sich allerdings nicht losgelöst von der Arbeitswelt im abgeschlossenen Heim vollzog. Es war vielmehr von den Erfordernissen der Bauernwirt-

Das Wohnhaus war im Alltag wie auch zu besonderen Anlässen der Mittelpunkt im Familienleben der Sachsen, das sich allerdings nicht losgelöst von der Arbeitswelt im abgeschlossenen Heim vollzog. Es war vielmehr von den Erfordernissen der Bauernwirt-



Wandsprüche in Prudner Wohnungen



schaft bestimmt und zudem in das Leben der Nachbarschaft und der Gemeinde eingebunden. Im Haus traf man sich zu den Mahlzeiten, in Augenblicken der Muße und abends zum Schlafen. Hier wurden die Kinder geboren, und die Alten starben dort. Man empfing Besuche, und die Verwandten versammelten sich im Haus zu Festen, aber auch traurigen Anlässen. Die Haushaltsfamilie wirtschaftete nicht nur gemeinsam, sie bewohnte auch zusammen die hintere Stube bzw. den Küchenraum, wo sich das Alltagsleben abspielte.

Das enge Zusammenleben stellte besonders an die junge Frau, die eingehiratet hatte, große Ansprüche, denn oft fiel ihr das Einleben in der anderen Wirtschaft schwer. Die Alten dirigierten das Leben der Familie und kontrollierten es. Auch die Enkelkinder waren dem oft strengen Regiment der Großeltern unterworfen, die vor allem

darauf achteten, dass die Kinder und Jugendlichen am religiösen Leben der Gemeinde teilnahmen.

Die Inanspruchnahme des Wohnhauses und seiner Einrichtungen änderte sich dem Rhythmus des bäuerlichen Jahres und seinem Tageslauf entsprechend. In vielen Häusern wurde während der warmen Jahreszeit an anderen Stellen geschlafen als im Winter, wenn die Kälte zum Zusammenrücken zwang. Nach der Beendigung der Feldarbeit und dem Einsetzen des kalten Wetters konzentrierte sich das Leben der Familie ganz auf die Wohnstube. Um Kosten für die Feuerung, aber auch für die in den dunklen Wintertagen notwendige Beleuchtung zu sparen, wurden die Hausarbeit und das Kochen auch in den Häusern in den Wohnraum verlegt, in denen sommers der Herdraum dem Wirtschaften diente. Von Anfang Februar bis Ende März musste die Stube zudem den Webstuhl aufnehmen, bis er wieder abgebaut wurde. In den Nebengebäuden mancher Anwesen war die sogenannte Sommerküche entstanden, in der die Hausfrau während der warmen Jahreszeit kochte, um die Temperatur im Haus erträglich zu halten.

Im Sommer standen die Bauern schon bei Tagesanbruch auf, um nach dem Füttern des im Stall zurückgebliebenen Viehs zu frühstücken und dann zur Arbeit auf die Felder zu gehen, im Winter ließen sie den Tag – wie auch die Natur – später beginnen. Die Männer hatten neben verschiedenen Ausbesserungsarbeiten nicht allzu viel zu tun, seit sich die Dreschmaschine in den Dörfern durchzusetzen begann. Die Frauen hingegen mussten neben ihrer Hausarbeit für die Ausstattung der Familie mit Textilien auch den Haushalt betreiben.

Im Sommer fand die Mittagsmahlzeit meist auf dem Feld statt. Nur abends und an Sonntagen versammelten sich die sächsischen Familien um den Tisch. Im Winter setzte man sich auch mittags zum Essen zusammen. Der Eßtisch stand in der Regel in der Wohnstube. Hier wurde alltags und sonntags gedeckt. Bei Tisch hatten die Kinder zu schweigen. In früheren Zeiten war es vielerorts üblich – auch weil Gestühl nicht im Überfluss da war – dass die Kinder stehend an den Mahlzeiten teilnahmen.

Besuche in der Verwandtschaft oder der Nachbarschaft statteten sich die sächsischen Bauern vorwiegend während des Winters ab. Im Sommer blieb für Zusammenkünfte kaum Zeit. Da im «schönen» vorderen Zimmer nicht geheizt wurde, führte man auch die Gäste in die allgemeine Wohnstube. Hier schloß der Hausherr mit dem Händler, der ihn in der Ruhezeit auf seinem Hof aufsuchte, sein Geschäft ab und trank mit ihm ein Glas Wein. An den Winternachmittagen kamen auch die Nachbarinnen zu Besuch in die Stube. Sie brachten sich ihre Spinnarbeit oder eine andere Handarbeit zu der Gesprächsrunde mit. Da die Erwachsenen nachmittags oft alle in der Stube anwesend waren, gab es für die Kinder bei der Erledigung der Hausaufgaben auch Schwierigkeiten. Die meisten Familien zeigten sich nicht so verständnisvoll, dass sie wenigstens für kurze Zeit den Kindern Ruhe verschafften. Alt und jung blieben in der Winterzeit in der Regel abends nicht allein zu Haus. Die Männer der Nachbarschaft besuchten sich gegenseitig, während sich die Frauen und Mädchen zum Spinnen in der sogenannten Rockenstube trafen, die sie reihum, nach einer bestimmten Regel (etwa jede für eine Woche), in ihrem Haus abhielten. Die Frauen spannen mit dem Spinnrad, viele aber benutzten auch noch die Handspindel. Die geselligen Zusammenkünfte, die manchmal bis gegen Mitternacht dauerten, fanden täglich außer am Samstag und Sonntag im Rahmen der jeweiligen Nachbarschaft statt, zu der die Frauen durch die Lage ihres Hofes in dieser oder jener Gasse gehörten. Hielt sich im Winter die ganze Familie, alt und jung, tagsüber nach den häuslichen Verrichtungen in der warmen Stube auf, so blieb sie auch zum Schlafen im gleichen Raum beieinander. In den großen Familien waren natürlich nicht für alle Bettstellen vorhanden. Die Ehepaare schliefen in einem Bett zusammen. Andere Liegestätten mussten deshalb eingerichtet werden, und dies auch in den Häusern der reicheren Bauern, da sie durch die übliche Nutzung der vorderen guten Stube als Repräsentationsraum ebenfalls wenig Platz hatten. Man schlief somit z.B. in der Betttruhe, einer schmalen langen Truhe, die zum Aufklappen oder als Auszugbett eingerichtet war.

Mit acht und zehn Personen in einem Raum konnte es mehr als unbehaglich werden. Morgens musste die Stube erst einmal aufgeräumt werden, damit die Familie darin wieder Bewegungsfreiheit hatte. Aber nicht in allen Familien war es üblich, dass das junge Ehepaar mit den anderen Familienmitgliedern den Schlafraum teilte, sondern man wies ihm in einem Nebengelaß eine separate Schlafkammer zu. Manchmal behielten sich die alten Eltern auch ein Zimmer für sich allein vor. Man führte dann den Haushalt gemeinsam, kochte und aß zusammen, schlief aber getrennt. Die Alten hatten sich durch diese Regelung die Möglichkeit geschaffen, sich zurückziehen zu können, wenn ihnen das Zusammenleben mit den Enkelkindern zu viel Unruhe brachte.

In der schönen Jahreszeit verlagerte sich das häusliche Leben soweit als möglich aus

der Wohnstube ins Freie. Abends saß man draußen, sofern die Arbeitsbelastung in der bäuerlichen Wirtschaft einen Feierabend gestattete. Selbst zum Schlafen suchten im Sommer in vielen Familien nicht alle Mitglieder die Stube auf. Die Schlafplätze konnten auch außerhalb des Zimmers hergerichtet werden, und die jungen Männer schliefen gern im Heu.

In der guten Stube als dem Paradezimmer versammelten sich die sächsischen Familien nur bei festlichen Anlässen. Hier empfing man dann die Geladenen. So richtete die Bäuerin zur Feier einer Hochzeit die gute Stube für die Ehrengäste her. Auch ein «hoher Besuch» des Pfarrers oder aus der Stadt genoß den Vorzug, hier eintreten zu dürfen. Bei diesen seltenen Gelegenheiten war dort der Tisch gedeckt, um die Gäste gebührend zu bewirten. Die auch mengenmäßig möglichst umfassende Bewirtung war (und ist) bei den Siebenbürger Sachsen von großer Bedeutung. Die Familien markierten durch ein solches, auf Repräsentation gerichtetes Verhalten ihre soziale Position innerhalb der dörflichen Gesellschaft, wobei es sehr auf Geltung und Anerkennung ankam.

